This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

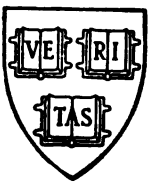
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SPAN 4900.96



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Fray Luis de Leon

Eine Biographie

aus der

Geschichte der spanischen Inquisition und Kirche

im sechszehnten Jahrhundert

von

Dr. **C. A. Wilkens,**
Licentiaten der Theologie, Pfarrer an der reformirten Kirche in Wien.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1866.

Span 4900.96

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
FUND
Sep 14, 1931

Sr. Hochwürden

Herrn Carl Fischer,

evangelisch-lutherischem Stadtpfarrer zu Wien,
Ritter des Herzogl. Nassauischen Adolfsordens.

Mein theurer Freund!

Dein schwäbischer Kirchenvater Bengel sagt: es sind in der römisch-katholischen Kirche aufrichtige, einfältige Seelen, welche, wenn sie das hätten, was wir haben, getreu damit umgehen würden. Es kommt darauf an, bei wem unter ihnen das Trinken aus dem goldenen Becher, welchen das Weib so scheinbar zeigt, oder hingegen der noch überbleibende Grund der heilsamen Lehre vorschlage. Mit diesen milden Worten als Umschrift biete ich Dir das Lebensbild von Fray Luis de Leon.

Du empfängst darin Deine Gaben zurück. So wenig Du es zugestehen wirst, es ist doch so. Das Beste, was für eine solche Arbeit ein Mensch dem Menschen schenken kann, verdanke ich Dir in täglicher, reicher, beglückender Gemeinschaft. Sie ist durch das gegründet und getragen, was auch dem Helden dieses Buches seines Lebens Leben war.

Wenn ich Dich aber einlade, die Gestalt des spanischen Augustiners zu betrachten, dessen kirchenhistorisches Andenken ich drei Jahrhunderte nach seinem Tode wieder

erneue, muss ich hinzusetzen: unbekannt und doch bekannt.

Sein Volk nennt den bescheidenen Mönch mit Stolz unter den Classikern Castiliens. Die Freunde der spanischen Litteratur in Deutschland, England und Amerika erfreuen sich an der nicht verklingenden Musik seiner Poesien. Die gelehrten Kenner der spanischen Sprache rühmen den Meister in kraftvoller, fesselnder Prosa. Wäre es Sitte, gleich den Herausgebern der Alten im vorigen Jahrhundert Zeugnisse für meinen Autor mitzutheilen, welche Reihe von Namen stände mir zu Gebot von Cervantes und Lope de Vega bis auf Ferdinand Wolf und Alexander von Humboldt! Nach dieser Seite ist er bekannt genug. Nie aber würde ich es wagen, Leon den Dichter zum Gegenstande einer Monographie zu machen.

Anders verhält es sich mit dem Theologen Leon. Es liegt nahe, bei den Worten Gottesgelehrte aus der Heimath des Jesuitismus zunächst an jene ehrwürdigen Väter zu denken, Sanchez, Escobar, Vasquez, Valentia und ihre Genossen, denen Pascal das unauslöschliche Brandmal aufgedrückt hat. Doch würde man irren, wollte man sie als die Alleinherrscher im Reiche der spanischen Theologie ansehen. Sie drängen sich vor im Lande redender Heiligenstatuen und weinender Bilder, wo die Madonna von Atocha den Orden des goldenen Vliesses trägt, „wo die Domherren alles glauben, alles essen, alles trinken und alles vertragen können.“ Aber neben ihnen stehen Männer, bei denen „der überbleibende Grund der heilsamen Lehre

vorschlägt.“ Zu ihnen gehört Leon. In den Hörsälen Salamanca's half er der Bibel zu Wort gegen die scholastischen Doctoren. Als tiefsinniger, treuer Schrifttheolog hat er an das gläubige Verständniss des Wortes sein Leben gesetzt. Voll Jesusliebe hat er mit feurigen Zungen von der Herrlichkeit Christi gezeugt, zu der Gemeinschaft mit dem Herrn gerufen, und das Wort vom Kreuz den Gebildeten seines Volkes als populärer Schriftsteller verkündet. Eine reiche Begabung und Bildung gab er in den Dienst dieser Aufgabe. Keinen Kampf hat er für sie gescheut, ein langes, qualvolles Martyrthum in den Kerkern der Inquisition ist ihm dadurch bereitet. Die Kraft Christi in den Seelen, die sich ihm hingegeben haben, ist an Leon's Arbeiten, Lehren, Bekennen und Leiden offenbar geworden. Das fesselt an seine Erscheinung trotz der auch ihn umwebenden Schatten des Irrthums. Für das classische Land der Inquisitoren ist er eine evangelische Gestalt. Und doch als solche fast unbekannt. Wer sich mit seinem Leben, seinen Werken beschäftigt hat, kann nur wünschen, dass er es nicht bleibe. Nach langem Bedenken habe ich mich entschlossen, durch eine Biographie ihn aufzuerwecken.

Sie musste die Arbeit von vorn anfangen. Für Leon's theologische Bedeutung sind die biographischen Notizen in den ältern spanischen Sammelwerken bedeutungslos. Litterarhistorische Arbeiten wie Tiknor's vorzügliche Geschichte der spanischen Litteratur, können sie nur beiläufig mit wenigen Strichen berühren. Doch nicht hierfür allein ist wenig geschehen. Auch auf Leon ist zu beziehen, was man oft klagend bemerkt hat: es gebe wenig Litteraturen,

wo man von dem Leben der bedeutendsten Autoren so geringe Kunde habe, als die spanische. Der erste wissenschaftliche Herausgeber seiner Werke, Merino, schien dem Mangel abhelfen zu wollen. Aber seine versprochenen Denkwürdigkeiten über Leon's Leben und Schriften sind nie erschienen.

So ist man an die Werke des Autors gewiesen. Nur wenige derselben hat er drucken lassen. Die von ihm angeordnete Veröffentlichung anderer handschriftlich hinterlassener unterblieb. 1744 sind alle Handschriften mit der Klosterbibliothek von San Augustin in Salamanca verbrannt. Copien einzelner Arbeiten hatte Merino mühevoll gesammelt, in der Absicht, sämmtliche spanische und lateinische Schriften in einer Ausgabe zusammenzustellen. Doch nur bis zum sechsten Bande hat er sie geführt *). An die lateinischen Werke ist er nicht gekommen. Ihre Publication wäre besonders erwünscht gewesen, denn so selten sind einige geworden, dass man sie in den Bibliotheken zu Wien und Paris vergebens sucht.

Für die Geschichte des innern Lebens Leon's bieten diese Quellen reiches Material. Desto sparsamer erweisen sie sich in Mittheilungen, die das Aeussere betreffen. Wie wenig genügen sie zu vollständiger Zeichnung, die keinen wichtigen Zug fehlen lässt, die auch die Umgebungen vergegenwärtigt. Und mit welcher Vorsicht sind die bio-

*) Obras del M. Fr. Luis de Leon de la Orden de San Augustin reconocidas y cotejadas con varios manuscritos por A. Merino. Madrid 1804—1816. 8.

graphischen Andeutungen in den Poesien zu benutzen! Man erfährt, wie treffend Ranke es misslich nennt, aus den leichten Schöpfungen der Phantasie eines Poeten die realen Verhältnisse und Lebensbeziehungen desselben ernstlich ermitteln zu wollen.

Durch ein günstiges Geschick wird indess ein Theil des Fehlenden ergänzt. Die Academie für Geschichte in Madrid hat in ihrer grossen Sammlung unedirter Documente zur spanischen Geschichte die Acten von Leon's Inquisitionsprocess veröffentlicht *). Die Urkunden, einen Zeitraum von sechs Jahren umfassend, bieten eine Fülle authentischer Kunde über des Angeklagten Leben und Wirken. Sie stammen meist aus seiner eigenen Feder. Sie enthüllen den ganzen Abgrund der Justiz des heiligen Officiums. Ihnen sind eine Menge kleiner Züge entnommen, Details über die Einrichtung von Leon's Zelle und die Form seines Schreibtisches.

Es bedarf wohl der Bemerkung nicht, dass ich zur Darstellung der theologischen und kirchlichen Zustände Spaniens im sechszehnten Jahrhundert benutzt habe, was sich in den Werken von Vives, Montano, Granada, Avila, Teresa und Andern bot, was Beichtspiegel und Pastoraltheologien in ihren Klagen und Wünschen kundgaben. Die k. k. Hofbibliothek, für dieses Fach weitaus die reichste Sammlung in Europa, vergönnte Manches kennen zu ler-

*) Coleccion de documentos ineditos para la historia de España por Mijuel Salva y Pedro Sainz de Baranda. Madrid 1847. 2 Tom. 8.

nen, dessen Titel nur den Bibliographen zu begegnen pflegen. Bei den in deutschem Gewande mitgetheilten Poesien habe ich mich an die bewährten Meister Diepenbrock, Geibel, Laun gehalten. Nur einige Male zwang mich die Noth, eigene Uebersetzungen zu geben; ich hoffe, man wird sie durchschlüpfen lassen.

Du aber, mein lieber Karl, dess ich zuerst und zuletzt gedenken muss, wirst Dich in diesem Buche an dem am meisten erfreuen, was von der Herzensmacht dessen zeugt, den der Spanier Manuel de Rios so gepriesen hat:

Auf des Jordans Wassern zieht
Ein schneeweisser Schwan die Kreise
Und mit süsser Klageweise
Sterbend singt er dieses Lied:

Aus dem lichten Himmelreich
Trieb die Liebe mich hernieder,
Und ihr sahi mein weiss Gefieder
Makellosem Frühschnee gleich,
Aber weil ihr nicht durchschaut,
Was die stille Reinheit deute,
Euch zu rühren sing' ich heute,
Und mein Lied ist Todeslaut.

Mancher hat mit gutem Klang
Gutes Zeugniss auch gegeben,
Doch ich zeuge mit dem Leben,
Das mir hinströmt im Gesang,
Zeuge, dass um euch ich liess
Jene Sphäre, die mir eigen,
Gottes Bildniss euch zu zeigen
Und den Weg in's Paradies.

Schwan zugleich und Pelikan
Bin ich, der in freud'gem Muthe,
Tränkt mit seines Herzens Blute,
Die ihm durstverschmachtet nah'n.
Kommt, ich fordre keinen Preis
Für mein Blut und meine Lieder,
Als dass ihr mich liebet wieder,
Der ich euch geliebt so heiss.

Wien,
Mai 1. 1865.

Dein

C. A.

Erstes Kapitel.

Lernen.

In einer Zelle des Klosters San Agustin zu Salamanca sitzt ein Mönch vor der Staffelei. Mit Pinsel und Palette arbeitet er an einem Porträt. Es ist sein eigenes Bild. Wie hätte er denken können, es werde, durch nationale Dichterfürsten mit dem Lorbeer geschmückt, kommende Jahrhunderte überdauern, von ganz Spanien mit liebevollem Stolze angesehn. Dennoch ist's geschehn. Cervantes und Lope haben die reichen Accorde des Preises angeschlagen, deren Wiederhall noch heute den Namen Luis de Leon umklingt.

Und nicht etwa auf dem dunklen Hintergrunde einer geistes- und thatenarmen Epoche hebt sich die demüthige Gestalt des Augustiners leuchtend ab, nein die blendende Folie seines stillen Lebens und Wirkens bildet das gepriesene, goldene Zeitalter Spaniens. Der Glanz, dessen erste Strahlen den Thron der katholischen Könige trafen, dessen Mittagshöhe der Kaiser sah, dessen Erlöschen Philipp mit aller Kraft zu verzögern suchte, ruht auf diesem Jahrhundert. O Spanien, hatte einst im Ueberströmen des Nationalgefühls die Chronik Alonsos des Weisen gerühmt, Niemand kann deine Herrlichkeiten

ausreden! Mit welchem Selbstgefühle sagte der Castilier des sechzehnten Jahrhunderts, froh des Grossartigen und Prächtigen: wer Spanien nennt, nennt Alles; wäre Gott nicht was er ist, er würde König von Spanien sein; dies Land hat gewiss Satan dem Herrn nicht gezeigt, hier hätte Adam das Paradies wiederfinden können. Er sah das Mehr, Weiter im Wappen Carls V sich immer voller verwirklichen. Die grossen Ereignisse der vorangehenden Epoche, die Eroberung Granadas, die Entdeckung Amerikas, die Vereinigung von Castilien und Aragon, wurden noch verdunkelt durch die Machterweiterung in der alten und neuen Welt, die Herrscher und Volk zum Gedanken einer spanischen Universalmonarchie erhob. Hatte Columbus Castilien und Leon eine neue Welt gegeben, so hielten Carl und sein Nachfolger die Zügel eines Weltreiches einen Tag lang in ihren Händen. Umgeben von den reichen Früchten, die Gewalt und Geist, Recht und Verschlagenheit, Heldenmuth und Staatskunst, Kreuz und Gold sammelten, konnte ihnen die Geschichte ihrer Regierungen als Weltgeschichte erscheinen. Die äussere Erhebung wirkt mächtig nach innen zurück, sie regt den Geist der Nation in seinen Tiefen auf; die vorhandenen Kräfte werden zu kühnem Schwunge des Forschens, Entdeckens, Beherrschens erweckt. In mannigfaltigen Hervorbringungen auf allen damaligen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Cultur wirken sie sich aus. Bedeutende Geister erobern rasch ihre Stellen, die Abendröthe der alten, die Sonne der neuen Zeit umfliessen sie mit eigenthümlichem Reize.

Natürlich dass auch ein Grundelement des spanischen Geistes, Frömmigkeit in streng katholischer Form, bei der allgemeinen Erhebung mit höchster Energie her-

vortritt. In dieser gesteigerten Kraft bekämpft es seine Gegensätze, eben der Streit, schärft den Blick für das, was in ihnen an sie, ob auch noch so leise, streift; unerbittlich wird es ausgeschieden und vernichtet. Vielleicht dürfte man vor dem Ausgange der Fehde den Charakter des Landes in seinem Katholicismus wiedererkennen: grüne Thäler neben öden Bergen, endlose Ebenen neben der gebrochenen Sierra, Gefilde voll Wein, Orangen, Oliven und Aloe neben pfadlosen, schweigenden, unbebauten Wüsten. Als der Kampf sein Ende gefunden, schwanden die sorgsam bebauten Regionen kirchlicher Wissenschaft, die blühenden, duftenden, ja betäubenden Gärten der Mystik, man erblickt fast allein noch kahle Höhen, labyrinthisch durchfurchte Steppen der entgeisterten Scholastik und des abergläubischen Fanatismus. Dieser Umschwung giebt dem Leben des Luis de Leon sein Gepräge. Es ist erfüllt vom vergeblichen Kampfe für geistige Bewegung, wissenschaftliche Freiheit, mystische Vertiefung, Schriftherrschaft innerhalb des Katholicismus. Jede Hoffnung, ihnen Raum zu sichern, wird vereitelt. Ungehemmt schreiten die siegreichen Gegner über die niedergeworfenen Bestrebungen hin. Andere geistige Thaten machen den Ueberwundenen, seinem Volke theuer; Poesie und Beredsamkeit reichen ihm den Kranz, den er gering genug gehalten hat, weil er sich im Besitz eines ewig unvergänglichen wusste. Als glaubensinniger, tiefsinniger Schrifttheolog, als treuer Forscher in den Quellen der christlichen Heilswahrheit, als fester Bekenner im Angesichte des Todes steht er trotz vieles Irrthums da, ein Zeuge des Herrn im Lande der Reliquien und der Inquisitoren.

Leon ist 1527 zu Belmonte in der Mancha geboren. So hässlich sei das Land, spotteten die Andalusier, dass

die Madonna auf ihrer Reise nach Spanien in Begleitung San Jagos hier umkehrte. Die braune Steppe, wie sie einem erstarrten Ocean gleich sich ausbreitet, vom blauen Höhenrauch überzogen, schreckte die himmlischen Wanderer ab. Aber in der reizlosen Natur entwickelte sich die nationale Eigenthümlichkeit besonders rein und kräftig. Der ritterliche Geist, der in Spanien überhaupt nicht der Alleinbesitz eines Feudaladels war, sondern Erbgut des tapfern, kämpfenden, mit Adelsprivilegien belohnten Bürgerthums, nährte sich in Leon's Familie an den alten Traditionen des Hauses. Der Vater Lope de Leon entstammte den Ponce de Leon, deren Kämpfe mit den Guzman Andalusien erfüllt hatten, die Romanzen feierten ihre Thaten, die Sitte wies die Söhne mit dreizehn Jahren auf das Schlachtfeld.

Vor der Uebersiedlung nach Belmonte hatte Lope de Leon in Andalusien gelebt. Bald in der kleinen Stadt Pedrera, deren Herrn man ihn seines Reichthums wegen nannte, bald in Estepa, bis Carl V diese Herrschaft dem Hause de los Centuriones gab. Um nicht ihr Vasall zu werden, verpachtete er seine Güter und zog sich in die Mancha zurück. In seinem Amte als Procurator angesehn durch Wissen und Redlichkeit, ein Fels in Treue gegen den König, ein Christ ohne Makel. Seine Gattin Ines de Valera war die Tochter eines reichen Edelmannes, ihre Brüder in geistlichen und weltlichen Aemtern, hielten mit festem und innigem Familiengefühl zusammen. Drei Söhne, Cristoval, Miguel, Luis und eine Tochter bildeten den engen Hauskreis. In den Spielen der Kinder wechselt die Lust an Kreuzen, Altären, Heiligenbildern mit Schaukeln, Klettern, Wespen- und Grillenfangen, Ballwerfen, Möncheschnitzen aus Bohnen, und vielen andern Kunststückchen, die alt, doch heute noch in dem

spanischen Kinderzimmer neu werden. Der Ernst der Schule, alles kommenden Lebensernstes Vorspiel bedrückte sie nicht. Oeffentliche Schulen waren übel berufen. Es gab einige, mit Pensionaten verbunden; aber die alten Klagen werden erhoben, viel Geld, schlechte Kost, schlechte Luft, geizige, schmutzige, mürrische Schulmeister, von denen sich Schwören, Fluchen und Lästern trefflich lernen liess. Bis durch die Jesuiten das Schulwesen erträglich wurde, war man auf Hauslehrer angewiesen; die Kostspieligkeit verbot sie sich allein zu halten, der Stolz, sich mit andern Familien desshalb zu vereinigen. Mancher, der sonst Alles kann, kann nicht lesen, hiess es. Lesen und Singen, Verständniss der kirchlichen Gebräuche, bildeten die Hauptfächer des Unterrichts eines geistlichen Hauslehrers. In althergebrachter, behaglicher Weise, nicht bekümmert um den Werth der Zeit, ward gelehrt. Man meinte so zugleich auch die Geduld zu üben, die das ruhige Durchmachen all der kirchlichen Feierlichkeiten erheischte. Luis de Leon erleichterte seinem Lehrer Ramirez die Aufgabe. Die Kirche und ihr Dienst war dem Knaben Alles, seine Phantasie erfüllte sich mit der bunten Bilderwelt der Legende, sein Gedächtniss mit vaterländischen und kirchlichen Stoffen.

Der Gesichtskreis wuchs in den neuen Umgebungen, die der Umzug der Eltern nach Madrid öffnete. Einige wissenschaftliche Vorbereitung mochte der Vater dem Knaben gewähren, den er zum Studium der Rechte bestimmt hatte. Schwer nahm man es damit nicht, da Studenten von vierzehn oder funfzehn Jahren auf spanischen Universitäten eine gewöhnliche Erscheinung waren. 1538 siedelte Luis nach Salamanca über, einer der vielen Renegaten der Jurisprudenz, die zum Segen der Kirche geworden sind. In der berühmten Schule, wie

er sie gern nennt, herrlich vor allen, die die schöne Sonne erleuchtet und der Himmel deckt, geeignet für die Musse der Musen, sollte er die Stätte seiner Arbeit lebenslang finden.

Imposant gelagert liegt Salamanca auf einem breiten Hügel jenseits des ruhig fliessenden, wasserreichen Tormes. Die fruchtbare Gras- und Getreideebene unterbrechen spärliche Ulmengehölze am Ufer des Flusses. Aber nicht diese, noch einzelne schöne Gärten, nicht die am fernen Horizonte aufsteigenden Sierras de Beza und die Peña de Francia mindern den eintönigen, melancholischen Charakter der Gegend, mit seinem Ernste stimmt er zu dem Eindrucke Salamanca's. Der alte Prachtbau einer Römerbrücke führt zu den Mauern mit zehn reichverzierten, gothischen Thoren; hoch ragen Kuppeln, Thürme, Palläste darüber empor. Gross, würdig, reihen sich Kirchen, Klöster, Hospitäler aneinander. Kirche und Wissenschaft scheinen zu wetteifern, die Stadt, in der fast jeder Fuss breit Boden ihr Eigenthum war, mit Denkmalen zu bezeichnen. Glänzend stechen diese ab gegen die düstern, engen Strassen mit ärmlichen Häusern. Der Hauptfaçade der Kathedrale gegenüber liegen die Gebäude der Universität; um einen grossen, viereckigen Hof, durch gothische Säulengänge verbunden, ziehen sich die Escuelas mayores für Vorlesungen über Theologie, Medizin, Mathematik, Physik, Ethik, Sprachen, Rhetorik [1]). Die prächtigsten, die die Christenheit kenne, nannte man sie stolz. Weit standen hinter ihnen die Escuelas menores, das Hospital de Estudiantes, zurück, für Vorbereitungsstudien bestimmt, während fünfundzwanzig Colegios gleichsam den Hofstaat der Universität bil-

1) Zaate, de la instruccion publica en España. Madrid 1855. 3 B. — Davila, Teatro de las iglesias de España. 3 B. Fol. 1620.

den. Die bescheidene Stiftung Alonsos IX, begünstigt vom heiligen Fernando, hob sich unter Alonso dem Weisen, der jährlich seine Bibel durchlas, den Himmel studirte, die Sterne betrachtete, aber die Erde vergass, sein Königreich verlor, und seinem Herzen auf dem Calvarienberge die Ruhestätte bestimmte. Durch königliche und päpstliche Begünstigungen, durch treffliche Organisation, stieg Salamanca zum Range einer der vier Hauptuniversitäten des Abendlandes; neben Oxford, Paris, Bologna fand es seinen Platz. Der Erschlaffung und Verderbniss eines feilen, mechanischen Getriebes, das sich im Kaufen der academischen Grade, in Erleichterung der Prüfungen, in Erbärmlichkeiten bei der Besetzung der Professuren, äusserte, begegnete die Regierung Isabellas durch Strafen, Reformen und liebevolle Pflege wissenschaftlicher Interessen. Standen überhaupt die Universitäten dem Throne und dem Clerus an Würde zunächst, die öffentliche Meinung lenkend, zahlreichen Familien Existenzmittel bietend, so galt das im vollsten Maasse von Salamanca. Es stand da als das Orakel der Könige und Päpste, die ewige Stadt, die Mutter der Wissenschaften, die das blühendste und sicherste Studium gewähre, gleich berühmt durch gelehrte, wie durch hochadlige Männer. Ihr zeigten die Päpste die Thronbesteigung an, Bonifacius VIII nahm sie unter seine Jurisdiction, ihr übergab er das sechste Buch der Decretalen. Ihr übersandten die Könige zuerst die Gesetze, sie ehrten sie bei den Festen des königlichen Hauses, aus Salamanca riefen sie vor Allem die Würdenträger des Reichs, die Rathgeber der Krone, und an dem Glanze ihrer hohen Söhne nahm die alma mater Theil [1]).

1) Noch 1788 legte Pitt Salamanca schwierige kirchenpolitische Fragen vor.

Von dem Strome neuen Geisteslebens, der seit der Wiederherstellung der Wissenschaften die klösterlichen Pallüste Salamanca's umfluthete, ward der junge Leon zunächst nicht berührt. Er verschwindet aus unsern Augen jahrelang, ohne dass wir erführen, welches der Colegios ihn aufgenommen, ob das von San Bartolomé oder das von Cuenza, ob San Salvador de Oviedo oder die an Reichthum und Pracht alles überbietende Stiftung des Erzbischofs von San Jago und Toledo Alonso de Toledo. Als der Jüngling 1543 wieder hervortritt, erblicken wir ihn im Kloster San Agustin, er trägt das Novizenkleid.

Ernsten, geistlich gestimmten Naturen bot sich in Spanien das klösterliche Leben traditionell als ihre Bestimmung. Es blühte in all seinen Formen, wie etwa zur Zeit Innocenz III. Namen, wie Inigo de Loyola, Juan de Dios, Juan de la Crux, Pedro de Alcantara, Jose de Calasanza, Francisco de Borgia, Tomas de Villanueva, Juan de Avila, Teresa de Jesus, bürgen dafür. Die Weltanschauung des mittelalterlichen Katholicismus treibt neue Ordensgründungen hervor, Männer der Wissenschaft, der Kirche, der Welt, flüchten sich unter der Unruhe der kriegerischen Zeiten in diese Asyle.

Besondere Bedeutung für Staat und Kirche empfing die Thätigkeit der Glieder aller Orden durch die Missionen in der neuen Welt [1]). Vor den Klosterpforten öffnete sich, damit die Aussicht auf einen grossen Gewinn nicht nur in der andern, auch in der irdischen Welt. Wett-

1) Humboldt, kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt. 1835. 2 Bde. — Fernandez, Historia eclesiastica de nuestros tiempos. 1611. Fol. — Humboldt, Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien. 1810. 4 Bde.

eifernd ergriffen die Orden die Gelegenheit, nicht mehr nur Theologen auf die Katheder, Märtyrer unter die Ketzer, auch Armaden mit geistlichen Conquistadoren, auszusenden. Sie nahmen die Tendenz auf, die dem Entdecker Amerikas solche Kraft gegeben, der sich hielt an das Unsichtbare, als sähe er es: die Enden der Erde sollten zusammengebracht, alle Zungen und Sprachen unter den Fahnen Christi verbunden werden. Hatte Columbus einst an der Klosterpforte den ersten verstehenden Freund seines Werks gefunden, so ging nun von den Klöstern die Ausbeutung des Erworbenen aus. Dem Lande des reinsten Glaubens, so meinte man, seien als Lohn seiner Treue diese Länder zu Theil geworden, um dort Ersatz der heiligen Kirche zu schaffen für alle Verluste durch die Ketzer. Apostolische Wirksamkeit, Märtyrthum, Heiligenschein, winkte denen, die die Standarte Christi auf den Burgen des Satans aufpflanzten. Anspruchslosere Naturen freuten sich schon, die Anfechtungen, mit denen der Teufel sie in ihren Zellen peinigte, hinwegzutreiben durch das Gebet mit den Kindern der Indianer.

Nicht als hätten diese Motive allein gewirkt. Man weiss, wie sich Denken und Phantasie der Spanier mit der Kunde von den fremden Reichen erfüllte, wie die abenteuerlichsten Berichte das Staunen noch steigerten über die wunderbaren Länder mit ihren Reichthümern und den Denkmalen uralter Cultur unter Riesenbäumen.

Wie dringen Bilder von dort entlehnt in die Sprache ein, in die ascetische Betrachtung, in das religiöse Lied. Es wissen sogar Prediger die Hörer zu fesseln, wenn sie schildern, dass eine Menge sehnsüchtig am Ufer harrt, bis sie heimkehren, die Finder weit entlegner Inseln; dass sie dann die Gelandeten mit Bitten bestürmt, die

herrlichen Neuigkeiten zu berichten und nicht Schlaf noch Schlummer kennt, bis sie sieht, was jene beschrieben.

Die Richtung des spanischen Charakters auf das Ausserordentliche, die gewöhnliche Gestalt des Lebens durchbrechende, phantastisch Seltsame, musste sehnsüchtig dahin drängen, wo solchem Begehren Befriedigung winkte. Fehlten auch Feen und Riesen, so war doch ein wundersam neues Dasein gewiss.

Mancher Mönch, von diesem allgemeinen Zuge ergriffen, mochte traurig und gelangweilt seine Horen abgebetet haben, er brauchte nun nicht mehr der Kunde aus der Ferne zu lauschen, die Bahn war frei, selbst die Wunder zu erblicken, die Abenteuer mitzumachen. Mit eignen Augen konnte er den strahlenden Himmel schaun, das wunderbar frische Grün, den Glanz, die Mannigfaltigkeit, den Reichthum der Vegetation, wo die durchsichtige Reinheit der Luft und die tiefe Heitre des azurnen Himmels, die Farben der Blumen erhöht. Hineintreten mochte er in die Wälder, auf deren Bäumen sich Vögelschaaren wiegten in goldigem und diamantenem Gefieder. Andere, denen der Orden lebenslang kein Loos zu bieten schien, als das sie am Tage des Professes erblickt, zogen aus, um in dem neuorganisirten Kirchenreiche Mitra oder Abtsstab zu erlangen. Persönlichkeiten, deren fromme Donquixoterie mit der spanischen Kirchengrandezza und Etiquette zusammengestossen wäre, hatten dort Raum und Freiheit für alle frommen Seltsamkeiten. Vielen bewegte der Schmerz über das Wüthen der Conquistadoren die Seele. Sie erfuhren, wie die Doctrin der Kreuzzüge die entdeckten Länder verwüste: alles Land der Ungläubigen gehöre den Christen, Krieg gegen die heidnischen Bewohner sei so rechtmässig, als die Ausrottung

der Kananiter. Obwohl die mordbrennerischen Pionire der spanischen Cultur die Predigten nicht gehört hatten, die der Inquisitor Valdez über die Bekriegung der Indianer halten liess, übten sie den Grundsatz blutdürstiger Condottieri, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne Alles hinter sich zertrümmert zu haben. In wilder Zerstörungswuth den Barbaren gleich, verriethen sie die Bildung oft nur in dem Raffinement der Grausamkeit, die den Indianern schwere Arbeit auflastete, sie in Minen und Perlenfischereien durch Hunger und Blösse tödtete, oder in Wildnisse trieb, um das arme, öde Leben fern von der Heimath, zu retten. Gegen die Berufung der hohen und niedern Räuber, auf den Spruch des Aristoteles, wolle man den rechtlichen Besitztitel gründlich erörtern, dann könnten Fürsten und Räthe nie sicher und im Gewissen ruhig sein, kämpften die Missionare christlich kühn. Sie wollen nichts wissen von gebornen Sclaven, die als vernunftlos blosse Sachen seien, keinen Besitz haben könnten, ihren unrechtmässigen Besitz aber den weissen Herren abzutreten hätten. Tröstet mein Volk war der himmlische Laut, den sie in die Areytos der Eingebornen mischten, Lieder der Verzweiflung und des Jammers. Der unbefangene Blick kann im Leben jener Völker das Idyll freilich nicht verwirklicht finden, das ein Dichterauge da gesehn hat, Alles voll Anmuth, der Traum im Schatten am Tage, der Schlummer in der Mittagsgluth am Quell, am Strom, unter Palmen, die Gesänge, Tänze, Spiele in der Abenddämmerung, wenn die indianische Pfeife zu harmlosen Freuden rief. Wer könnte die furchtbaren Todesschatten der Sünde in diesen Ländern verkennen! Aber der Mord konnte sie freilich nicht bannen. Die Missionen, das salve regina wiederholend, womit Columbus das entdeckte Land begrüsste,

haben Worte des Friedens hören lassen; „es war die Pflicht der Religion, den Menschen einigen Trost zu bringen für die Gräuel, die in ihrem Namen verübt wurden, sie haben dem Blutvergiessen Einhalt gethan und den ersten Grund zur gesellschaftlichen Entwickelung gelegt.“

Konnten einzelne Mönche beim Anblick unsagbarer Scheusslichkeiten im Volksleben Härte gegen solche Teufelskinder geboten finden; den Meisten zog Mitleid und Glaubensfülle das Herz zu den verlornen Erben des Kreuzes. Sie liehen ihr Ohr den Klagen der weinenden Kaziken, dem Rufe, Väter, wir verstehen eure Gerechtigkeit nicht. Sie trugen, als die begünstigten und gewünschten Anwälte der Zertretenen, die Beschwerden zum Könige. Um das Kreuz, das die Conquistadoren in den verödeten Pueblos aufgerichtet, sammelten sie die verscheuchten Bewohner. Miethlinge im Mönchskleide, denn auch daran fehlte es nicht, trieben freilich das Werk oberflächlich, äusserlich, mit manchen Reminiscenzen an Ritterthum und Maurenkämpfe, tauften Massen ohne allen Unterricht, ihr Stolz war die Meilenzahl des Kirchenreiches, die Millionen der Cristianos. Oder ein Unterricht ward ertheilt in reinem Castilisch, das man von den Hörern sinnloser Weise forderte.

Wohlthuend steht neben solchem Unwesen die Treue derjenigen, die ein beständiges Opferleben freudig führen, um Seelen zu retten. Alles eigene Gefallen löschen sie aus, selbst das Heimweh nach Spanien gilt als Versuchung des Satans. Durch Entsagungen im Style des heiligen Antonius imponirten sie, durch vollkommne Armuth suchten sie den Eindruck der spanischen Goldgier zu paralysiren. Wo Worte keinen Erfolg hatten, hielten sie dramatische Predigten. Es

musste die Gemüther ergreifen, wenn Alonso de Escalona unter Geisselschlägen predigte, wenn Antonio de Roa bei der Schilderung des Sündenverderbens sich so lange schlagen liess, bis er in einer Blutlache stand, oder, um die Höllenqualen zu vergegenwärtigen, auf glühende Kohlen trat. Männer von sechszig Jahren lernten oft noch die schwierigsten Sprachen und Dialekte, um an einem Tage in drei verschiedenen Zungen reden zu können. Man hatte die Vergeblichkeit der Verkündigung durch Dollmetscher erkannt, aus Absicht oder Unkunde sagten diese den Hörern oft das Gegentheil der Worte des Missionars. Die unscheinbare, mühselige Arbeit in den Schulen, wo sie lesen, schreiben, malen, bauen lehrten, wirkte tiefer als Wunder gethan hätten, die man später in Fülle erdichtete.

Dauerndere Spuren als die Märtyrer, die spanische Blutschulden büssten, hinterliessen Mönche, wie Pedro de Gante, der unermüdet auch in mechanischen Künsten unterwies. Nicht vereinzelt steht der Bischof von Mexiko, Juan de Zumarraga, der fünfhundert Tempel zerstört und zwanzigtausend Idole zerbrochen hatte. An vielen Stätten waren die mit Menschenherzen grässlich verzierten Altäre verschwunden, und das Tabernakel stand da im Schmuck von Laub und Rosen, Kinderherzen wurden wohl noch geopfert, aber in Fasten und Gebet.

Gering schienen doch an vielen Orten die Erfolge, Getaufte machten gezwungen die Formen mit, und trauten der Verheissung der Zauberer, einst würden die Weissen wieder hinwegziehn und die alten Zeiten zurückkehren. Dem Eifer der Missionare bot die Zerstreuung der Indianer unübersteigliche Hindernisse. Dazu beständiger Hader mit weltlichen Behörden, das Märtyrthum, die Spanier so leben zu sehen, dass es ein grässlicher Traum schien;

Bischöfe zu gewahren, die ruhig den Zehnten von Pflanzen forderten, die den Indianern zu Zaubereien und allem Gräuel dienten; so verkauften Prälaten ihnen die Götzen. Man warnte einst Zumarraga vor der schädlichen Atmosphäre der Eingebornen, eure, sprach er, ist die Ursache meines Todes. Wenig Trost gewährte es diesen in Hoffnung mit Thränen säenden Männern, der Verdienste der Mission um die Cultur, um die Wissenschaft zu gedenken. Bahn gebrochen haben sie für die Kunde der Sprachen und Dialekte. Sprachlehren, Wörterbücher, Uebersetzungen bezeugen den Fleiss und die wissenschaftliche Energie mancher Sendboten. Die Naturkunde dankt ihnen nicht Geringes. Der Dominicaner Blas de Juana liess sich hundertdreissig Ellen tief in den Krater des Vulcans Cerro de Massaga hinab um Lava herauszuholen, die Gluth schmolz ihm den eisernen Gürtel. Waren Kirchen und Klöster Festungen, so boten die Gärten, die Felder in ihrer Nähe, Früchte und Pflanzen Europas dar. Sorgsam gepflegt sind die Heimathplätze der Gewächse geworden, die sich über ganz Amerika verbreiteten. Die Mönche suchten andere Pflanzungen, eine Schaar nach der andern zog über das Meer, die Klöster Spaniens setzten ihren Stolz darin, Helden der Mission aufzeigen zu können. Die Augustiner in erster Reihe. Francisco de la Cruz el Venerable hatte durch die Begeisterung seiner Liebe Professoren von ihren Kathedern in Salamanca nach Indien gezogen, ungelehrt, eine mächtige Stimme des Herrn, predigte er auf den Schiffen als sei er kein Mensch mehr.

Alonso de Borja hielt die Liebe Jesu unter den Armen fest, die in elenden Hütten der Llanos bei Mexico wohnten, vergessen und verkommen in der baumlosen, wasserarmen Oede. Unter den herbsten Entbehrungen

wanderte er zu Fuss von Atotonalco durch die Sierra von Tututezek, in der Otomiti Sprache predigend an den Wegen, vor den Crucifixen. In Procession zogen die Getauften zur Messe, in ihrer Muttersprache Loblieder singend zur Ehre Christi, die der Fremdling sie gelehrt. Wie glücklich sah sein Orden auf den ausgezeichneten ersten Bischof von Michoacan, den die Indianer noch nach dreihundert Jahren ihren Vater nennen! Welche Kräfte der zukünftigen Welt haben auch bei Lehrunreinheit und Schwachheit in dieser Hirtenarbeit gewirkt, welche Liebestreue hat das Leben für die elenden Brüder gelassen! Die umwandelnde Kraft des Evangeliums, wie ist sie an so vielen Gebenden und Empfangenden offenbar geworden, hat jenen himmlischen Heldenmuth verliehen gegen alle Gräuel der Sünde unter Heiden und Namenchristen, zu predigen Erlösung, Frieden und Ergebung. Auch entkleidet von allem angedichteten Schmuck erscheinen sie gross in der Grösse des Reiches Gottes, ein Gregorio Ximenez, der erste Bote des Kreuzes in Indien; Juan Cruzate, fünf und dreissig Jahr in Mexico arbeitend; Juan de Vivero, der als Bekehrer der Inkas mehr als funfzehnhundert Meilen durchzog, Friede stiftend auch im bürgerlichen Leben; Antonio Lozano, dreissig Jahre lang Götzen zerstörend, Zucht und Sitte predigend in Peru; Juan Estacio, der Bekehrer von Guaxteca in Mexico, dem die Thränen der Busse sein Fleisch verzehrten, aber das Feuer der Liebe, aus dem sie quollen, nur steigerten.

Seit Francisco de la Cruz hatte das Kloster San Agustin in Salamanca[1]) Mönche nach Indien gesendet; die alte Stiftung nahm auch an dieser neuen Thätigkeit den lebendigsten Antheil.

1) Herrera, Historia del convento de San Agustin. 1635. Fol.

Im vierzehnten Jahrhundert gegründet, schloss sich San Agustin 1451 an die Congregation von der strengen Observanz, die der Augustiner-General Gerhard von Rimini, veranlasst durch den Reformator Juan de Alarcon, errichtete. Es bildete neben den Häusern der los Santos, Areñas, Dueñas, Valladolid und Maria de Madrigal den Kern der reformirten Augustiner. Sie suchten durch die bekannten Mittel der immer wieder hereinbrechenden Erschlaffung zu wehren.

Juan de Sahagun brachte sein Ansehn der Congregation zu. Sein Vater hatte geäussert, wer das Leben behält, wird diesen Menschen als einen Heiligen sehn. Einen Räuber, der ihn bis auf's Brevier geplündert, brach er in der Beichte durch seine Milde, und bettelte dann für ihn, um ihn der Armuth zu entreissen, die ihn zum Verbrechen geführt. Obwohl als Fraile gracioso gern auf der Kanzel gehört, strafte er doch die hohen Herren, die Tyrannen ihrer Vasallen waren und durch Räuberbanden die gesetzliche Ordnung verhöhnten. Garcia von Toledo, Herzog von Alba, stellte ihn inmitten seines Gefolges zur Rede: zügele er seine Zunge nicht, so lasse er ihn züchtigen auf der Landstrasse, ehe er es denke. Er versetzte: wer kann mir auf der Landstrasse begegnen, ich gelobe euch, mit diesem Brevier werde ich ihm Hiebe geben, dass er es für ein Glück hält, wenn er mir aus den Händen entkommt. Als Alba lachte, fuhr er mit tiefem Ernste fort: Señor, warum steige ich auf die Kanzel, Wahrheit oder Lüge und Schmeichelei zu sagen, wisse Eure Hoheit, wer predigt, muss die Wahrheit sagen und für die Wahrheit sterben. —

Die katholische Monarchin sorgte durch strenge Maassregeln für die Verwirklichung der ursprünglichen

Intentionen, sie verhinderte, dass die Brüder sich die anmuthige Stufe, von der sie in's Paradies zu steigen hofften, nicht noch fesselnder machten. Wissenschaftliche Beschäftigung ward gefordert, wenig gepflegt. Das Treiben der einfältigen Idioten, der ungelehrten, zweibeinigen Esel, verdrängten gediegene Gelehrte, wie der Studienrector zn San Augustin Alonso de Cordova, ein Theolog, der später als Professor der Ethik in Salamanca berühmt geworden ist. Ihn hatte zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts das Generalcapitel ernannt, er war der Mann den träumenden Chronikenschreibern die Feder aus der Hand zu nehmen, mit der sie der Lüge und Eitelkeit fröhnten. Der Mönch Martin von Cordova, für den es nichts Höheres gab als sein Kloster und seine Zelle, wirkte als Seelsorger, Prediger und Exeget. An Asceten wie Gregorio de Ajala, der durch eiserne Cilicien da siegte wo der Kampf beständig der Sieg selten ist, schloss sich im sechszehnten Jahrhundert Orden und Kloster mit dem Heiligenscheine verherrlichend Tomas de Villanueva.

Dieser Sohn von Bettelleuten war als Student Professor zu Alcala geworden; eine Professur in Salamanca lehnte er ab, hielt aber den Mönchen von San Agustin durch Scharfsinn ausgezeichnete Vorlesungen über die Sentenzen. Scholastische Studien hemmten seinen Einfluss als Prediger nicht, die Quästionen löschten die Gluth nicht aus, durch die er hinriss den Kaiser wie den Bettler. Gott sei Dank, rief ein Hörer, den nur die Neugier gelockt, der einen solchen Arbeiter gesandt hat. Der fühlte das zweischneidige Schwert, das nach Tomas der Prediger gegen das Herz der Hörer führt, der betend predigt. —

An Würde ihm gleich standen Francisco de Nieva,

Erzbischof von Granada, ein solcher Meister in der Ordensregierung, dass der Primas von Toledo Tavera zu sagen pflegte, gingen alle Orden unter, Francisco könne sie allein wieder herstellen; Francisco de Villafranca der den Frieden seiner Zelle nicht mit allen Bisthümern der Welt vertauschen wollte; Antonio de Villasandino, Prior von Salamanca, eine glückliche Kindernatur die im Gebet webte und lebte; Juan de Salamanca der acht mal Generalvicar, neun mal Prior von San Agustin war. Murillo hat ihn als den Almosenspender der Spaniens gemalt, den Engel der Kranken, für die er reich war an Geduld und Gold, denn auch als Erzbischof von Valencia gebrauchte er nur was ein Augustiner bedarf.

Das ist der Kreis voll geistiger und geistlicher Vornehmheit, in den Luis de Leon eintrat, als er am neunundzwanzigsten Januar 1544 das Gelübde in die Hände des Provinzials Francisco de Nieva ablegte. Unter den Professgenossen waren Gabriel de Pinelo, später Provinzial von Castilien, Luis de Toledo aus dem Hause Alba, Luis und Alonso Enriquez, Söhne des Admirals von Castilien.

Durchschritt er nun in weissem Etamingewande und schwarzem Mantel die Räume, in denen so viele seiner Landsleute gelebt, Luis de Montoya, Nicolas de Tolentino, Antonio de Molina, Basilio de Leon, Alonso de Mendoza, sprach aus seinen edlen Zügen Befriedigung und Glück. Die äussere Ruhe und Stille thaten ihm wohl, sie luden ihn ein seinen Gedanken nachzuhängen, was er liebte. Er sah sich durch die Hand der ewigen Liebe aus der Region des furchtbaren Tyrannen, aus dem Weltgetümmel genommen. Sein nationaler Unabhängigkeitssinn freute sich dem Wechsel des niedrigen Glücks mit dem rollen-

den Rade entgangen zu sein, und über der Täuschung derjenigen zu stehen, die auf den Höhen des Lebens Frieden suchten. Nur wer Friede habe, esse das Mark des Guten, er allein sehe die helle Sonne, ihm allein gehe der schöne Tag auf; unter Todfeinden aber, die ihm alle Tage grössere Leiden bereiteten, von denen einer schon in der Burg sei, die andern anrückten sie einzunehmen, sei er nicht zu finden.

Die katholisch-ascetische Täuschung von der religiösen Undurchdringlichkeit vieler weltlicher Beziehungen hatte ihn zum reichgethürmten Königspalast des Klosters gewiesen. Er hat es einmal dargestellt, wie ihm eine Himmelsstimme im Traume die Herrlichkeit des Mönchslebens schildert, in seiner Freude will er die Gestalt sehen, er wendet sich um, da berührt seine Hand das cristallhelle Wasser der Quelle, an deren Rand er entschlummert ist, Stimme und Traum sind entschwunden. Hätte er in den vollen Lebensquell des Evangeliums tauchen können, die geträumte Herrlichkeit wäre in Nebel zerflossen. Muss er doch, benetzt von ihm, bekennen, all die Aeusserlichkeiten der Disciplin seien nur Zeichen, dass die kranke Seele die Harmonie suche und liebe, nur als solche schön, aber nicht die Harmonie selbst. So weit ihn seine Kränklichkeit nicht hinderte, übte er, obwohl ein grosser Sünder, die Tugenden des Lebens, das er geliebt seit er Verstand gehabt.

Als einer früh erstarkten Natur ward es ihm leicht den Reichthum seines Hauses aufzugeben, die vornehmen Gewohnheiten seiner Erziehung. Gerade im Gegensatz zu dem herrschenden, unglaublichen Luxus in Bauten, Dienerschaft, Pferden, Kleidern fesselte ihn Einfachheit, Bedürfnisslosigkeit. Der Ruf des Tages lautete: auf

einen guten Grund lässt sich ein gutes Gebäude aufführen, der beste Grund und Boden von der Welt ist das Gold; den Herrn Thaler liebe zuerst, Gott der Herr ist wohl allmächtig, doch Herr Thaler vertritt seine Stelle, aller Weisheit Krone ist Geldmachen, wer nichts hat, ist nichts. Da konnte ein Charakter, der aus Erfahrung wusste, dass nicht das rothe Gold, sondern die Wahrheit die dunkele Erde erleuchtet, sich entschieden der Armuth zuwenden. Gleichgültig gegen das Glück aus Bergen gefangenen, unnützen Goldes, trauerte er über die Mühsal, mit der die Goldgier dem Menschen das Mausoleum baue, in dem die Seele ihr Grab finde wie die Seidenraupe im Gespinnst. Hörte er so oft den Spruch, Gold ist das Herrlichste, aus ihm gewinnt man einen Schatz; wer es hat thut in der Welt was er will, ja, kann Seelen in's Paradies bringen, so scherzte er: kein portugisisches Schiff bringt aus dem persischen Golf und von den holden Molukken köstliches Holz, das die Seele erquickt, nicht aus den Goldminen von Potosi, nicht aus den Smaragdbrüchen kommt ihr Gut.

Seit man in der neuen Welt Reichthümer gefunden, die noch Grösseres erwarten liessen, seit die Phantasie schwelgte in Bildern von Strömen, die über Goldsand dahin rauschten, von Bergen die von Diamanten und Gold strotzten, von Meeresufern voller Perlen, von Wäldern voll Spezereien, beherrschte Habsucht die Spanier. Aus wie vielen Klagen der Dichter, Mediziner, Theologen, Geschichtsschreiber vernehmen wir: als seien alle Genossen des rey dorado geworden, so ist Tugend und Gutes in Geldhaben verwandelt, darnach jagen sie, das lieben und ehren sie.

In kräftiger Reaction gegen diese elendeste Knechtschaft verband sich die katholische Verherrlichung der Ar-

muth mit der gerühmten altspanischen Einfachheit, beide fand Leon im Kloster, wo er sie gesucht hatte. Wie den Betrug des Reichthums, durchschaute er früh die Abgeschmacktheiten des Adelsdünkels. Der Adel, der es so lange für ächt ritterlich gehalten hatte, Buchstaben zu schreiben, wie Hühnerfüsse und bodenlose Phantastereien als ächte Ritterlichkeit pries, konnte mit dem, was er allein gelten liess, den nicht befriedigen, der den Adel ewiger Güter in hohem Streben, edler Grösse, trefflichem Wissen fleckenlosem Glauben sah.

Leon ergab sich eingeschlossen in das Schiff seines geheimen, heiligen Vorsatzes dem Klosterleben, eilenden Schritts seine Liebe suchend, wie er meinte, mit fast gebrochenen Schwingen, müde von Suchen, fast verzagend den Hafen zu finden. Es bot ihm in seiner Eintönigkeit die einer Melodie von wenig Noten glich noch einen Reiz.

Das Ideal des Weisen, das classisch-antike und modern-christliche Züge enthält, glaubte er da verwirklichen zu können. Mit dem Erwachen der classischen Studien war der beatus ille auferstanden. Stolz und der Unabhängigkeit froh sparte man die Farben nicht um das Porträt des Glücklichen auszuführen, der die leeren Begierden der Sterblichen bemitleidet, der ihre nichtigen Freuden belächelt. Er gehört zu jenen vorzüglichen Menschen, die zu den olympischen Spielen nicht als Knechte des Gewinnes und Ruhmes, die nur Wissbegierde hinzieht. Fern liegt ihm der Wahnsinn, da der Körper so wenig bedarf, Reichthümer, Güter und Kleider zu häufen, die wie Lasten ein Schiff so das Leben hemmen. Er verachtet den Götzendienst des Geldes, das glänzende Elend der Macht, die Pöbelthorheit des Ranges, den Trug der Würden, die der Schlechteste erreichen

kann, die äussere Schönheit, die Kraft, denn das Beste thun nicht Sehnen sondern Geist; sind die Muskeln stark, Elephanten und Stiere haben noch stärkere, nur der Pöbel hält Armuth und Hässlichkeit für schlimmer, als Laster und Blindheit.

Eigenthümlich vertieften sich dem christlichen Asceten die stoischen Züge die Horaz einst prächtig gefeiert. Aus dem Glückseligen wird der Gottselige, seine Lebensweisheit ist die göttliche Thorheit, seine Tugend nicht mehr das arme, gebrechliche Product eigener Kraft, aus Christus ist geboren; Alle Güter strebt er in sich zu haben, aber nicht im beschränkt hochmüthigen Sinne der heidnischen Weisheit, in Gott durch Christum sondern in Gott; Auch er wählt den Weg, den nur wenige sich erkoren, den die profane Masse, der gemeine Haufe flieht, aber es ist der schmale Weg Christi. Er freut sich der Befreiung von angekünstelten, knechtenden Bedürfnissen, doch nur weil Gott und die Wahrheit das Urbedürfen der Seele stillt.

Die Betrachtung dieser Wahrheit machte der junge Mönch zur Aufgabe seines Lebens. Der wissenschaftlichen Mittel dazu sich zu bemächtigen, begann er mit stillem Fleisse. Im Kloster selbst bot sich zunächst Gelegenheit. Es war eine Universität im Kleinen. Vorlesungen über Humaniora, Philosophie, Dogmatik, Moral, Exegese wurden Mönchen und Studenten geboten, daneben Examinatorien, Disputationen, Predigtübungen. Doch scheinen sie mehr vorbereitet zu haben auf das Hören der öffentlichen Vorträge an der Universität. Die vielbewegte Studentenwelt stand den Ordensbrüdern offen; freilich nur zum Anblick nicht zur Gemeinschaft; so verlockend es sein mochte sich unter das junge, freie, leidenschaftliche, verschwenderische, lustige Volk zu mischen.

Der spanische Volksgeist in allen Schattirungen, wie sie durch die grosse Verschiedenheit der Provinzen bedingt sind, trat in den Studentenschaaren hervor. Neben dem wortkargen Biscayer tummelte sich der streitsüchtige Manchaner, der heitere, freundliche Valencianer, der ernste, schweigsame, jähzornige Catalonier. Die stolzen, finstern, trotzigen, herrschsüchtigen Arragonesen, die Andalusier prahlerisch, redselig, ritterlich, gutmüthig wie sie sind, wie stechen sie ab gegen die Castilianer, die geben wenn sie haben, haben sie nichts, so begehren sie nichts, gegen die stillen gravitätischen Estremannos, die der Witz von allem etwas haben liess, wie die Apotheker. Welcher Anlass zum spanischen Spotte, da ein Spanier von einem Bewohner einer andern Provinz nicht drei Worte sprechen soll, unter denen nicht zwei spöttische sich fänden?

Woher die Tausende von Studenten? Wähle Kirche oder Meer, oder Königs Haus rieth das Sprichwort. Bei dem Gewicht, das die Herrscher auf wissenschaftliche Tüchtigkeit legten, die den bürgerlichen Beamten dem Adel gleich stellte, drängte man sich zu den Studien. Dem Aermsten winkte als Preis, wo nicht eine Bischofsmütze, so doch weltliche Würden und Güter. Verachtung der bescheidenern Berufsarbeiten riss verderblich ein. Auch solche, deren Pläne sich viel niedriger hielten, lockten die Privilegien, die Ehren, die Genüsse des Studentenlebens. Sie sahen den beschwerlichen Weg von dem es hiess: straucheln, fallen, aufstehen, von neuen fallen; sie wussten, wie selbst die Tüchtigen nicht ohne Scylla und Charybdis hindurchkämen, doch zu süss war der Anfang um nicht mitzugeniessen.

Der Unterricht war frei dem Aermsten wie dem Fürstensohne, so wenig auch die Lehrer mit ihren sehr

ungleichen Einkünften dieser Liberalität zustimmten. Vielen boten die Collegien unentgeltlich Alles. Für arme Scholaren gegründet, öffneten sie ihre Hallen bald Studenten, die das Prädicat der Armuth gern mitnahmen, um einer behaglichen Musse mit reichlichen Stipendien sich zu freuen. Unter dem selbstgewählten Rector mit seinen Räthen standen die Collegialen democratisch frei. Nachdem die strengen Prüfungen überstanden waren, die Unfähige fern halten sollten, empfingen Begabte alle Mittel, um die wissenschaftlichen Erwartungen, die sie erregten, zu erfüllen. Ausser den Freistellen, die einzelne Klöster begabten Mönchen von reiner Abkunft vorbehielten, war noch Raum für viele, die als Manteistas mit dem schwarzen Mantel und dem castilischen Barette stolz einhertraten. Sie suchten etwas darin, ärmlich auszusehen, die Füchse schaben sich die Gewänder ab, um als bemooste Häupter zu erscheinen. Aber mit welchem Selbstgefühle zählen die Manteisten des Collegs von Cuenca auf, dass ihr Haus Spanien drei Cardinäle, drei Generalinquisitoren, vier Erzbischöfe, einundzwanzig Bischöfe gegeben habe. Sie eilten nicht aus diesem sorglosen Leben hinweg, gern trieben manche bis zum zwanzigsten Jahre Humaniora, und wandten sich dann erst dem Fachstudium zu, ja schon Ausgetretene zog es noch immer wieder in die Hospederia des Colleges, wo sie Alles gleich den Collegialen genossen, alte Stammgäste hielten sich da bis an ihren Tod.

Nicht ohne Neid sahen die andern Estudiantes de Manteo y Bonete zu den Aristocraten der Collegien auf. Nur die Reicheren konnten in Häusern der Professoren leben, andere waren auf Dachstübchen beschränkt. Da schlafen sie unter dem Dache, haben weder Hemden noch Schuhe, und wenn das Glück sie einmal zu einem

Schmause führt, abgetragene Kleider und einen verdorbenen Magen. Die Mehrzahl musste mit der Speisezufuhr aus der Heimath zufrieden sein, kam sie auch nur wie bei den Estremanos in der Form von Knackwürsten. In Kosthäusern war gegen Verrichtung häuslicher Arbeit Mittagsessen zu haben, oder die vielumschmeichelten Söhne der Granden zahlten es dort für Klienten. Haufenweise zogen die Suppenstudenten zu den Klöstern, ihre Mäntel gleich Blumengärten von Lumpen aller Farben, für Jagdhunde, hiess es, könne man sie halten, für Häringe von wenig Fleisch und vielen Gräten. Angelangt, falten sie die Hände: ein kurzes Gebet geht auch zum Himmel, dies und mehr segne Herr.

Doch der romantische Reiz des Ganzen zog selbst vornehme Studenten trotz der Einwendungen ihrer Hofmeister zu den armen Brüdern; sie hatten Degen und Cither lieber als Bartolus und Baldus. Gemeinsame Maulthiercavalcaden sind besonders beliebt. Die Vermiether der Thiere seufzten: armes Maulthier, Gott bewahr dich vor drei Reiter, zweier bist du sicher genug. In Mänteln, Hüten, hohen Stiefeln ritten sie dann abwechselnd auf den Thieren und gingen im Schatten derer die darauf sassen, oft genug endete der Auszug mit einer Rückkehr zu Fuss, wenn nicht ein glückliches Geschick ihnen Mülleresel mit Säcken zuführte, auf denen sie jubelnd heimzogen.

Unerschöpflichen Stoff boten den vielen Poeten Salamancas die tollen Streiche, die Fehden zwischen den Einzelnen, den Nationen, den Quartieren, zwischen den Häuptern und geringen Würdenträgern der Provinzen, die Kämpfe mit den Pedellen, die die Runde machten um Abends das Einhalten der Polizeistunden zu controliren. Nicht weniger das Treiben der zahlreichen Studenten,

die als Schreiber einen bösen Namen hatten, und der unentbehrlichen Zugaben des Universitätslebens, der Wirthe, Kellner, Fuhrleute, Maulthiertreiber und was sonst unter irgend einer Firma die Flügel der Hochschule suchte, um eigene Gerichtsbarkeit, Steuerfreiheit, billige Preise für Wohnung und Speisen mit zu erlangen.

Welcher Genuss, wenn etwa die Jurisdiction für die der Rector Tostado hatte sterben wollen durch andere Behörden, den Corregidor oder das bischöfliche Gericht gekränkt war. Alle geriethen in Bewegung, die das geistliche und weltliche Recht nur für ihre Sünden studirt zu haben schienen, über die Beschäftigung mit Rappiren aber nicht zum Examen gekommen waren. Wie nahmen sie an den Staatsactionen Theil, die im Consistorium der Meister und Doctoren von Rector und Räthen aus den Nationen berathen wurden, um die vollste Genugthuung zu erlangen. Die democratische Verfassung Salamancas, der von Paris nachgebildet, zog die Studenten beständig zur Lenkung der öffentlichen Dinge heran, die Republik Universität genannt, wie sich das Statut ausdrückt, gewährte mehr Raum zum Selbstregiment, als irgend eine Stelle Spaniens. Begreiflich dass die Studenten kämpften, um ja nicht enger umschränkt zu werden. Sie liebten es, die Kluft zwischen dem ganz freien Leben in den Ferien und der Gebundenheit in der Arbeitszeit möglichst zu überbrücken.

War die Ferienzeit erschienen, so genossen die academischen Bürger ihre privilegirte Freiheit in vollen Zügen. Wie Soldaten ziehen sie auf Urlaub. Eine neue Lebensform wird improvisirt; Arme schaaren sich in Truppen zusammen; von der spanischen Reiselust getrieben durchziehen sie die Guitarre auf den Rücken das Land. Witz, Gesang und Improvisation sind ihre willkommenen

Gaben. Man lohnt gern und reichlich; Milde gegen die Armen liegt im Nationalcharakter, sie sind unsere Kinder, Gott giebt für Alle, sagt das Sprüchwort. Alle Arten des Scherzes treten auf, unerschöpflich sprudelt der Humor. Zum Schrecken der ehrsamen Bürger, denen das Lachen das Ueberflüssigste auf Erden scheint, ziehen sie daher, keck, ritterlich, gelegentlich unverschämt, doch gutmüthig. Auch Söhne reicher Familien, gelangweilt vom Leben auf dem väterlichen Landsitz, stimmten gern in die Bettellieder ein. Sie hungerten mit um Abenteuer zu erleben und fröhliche Erinnerungen heimzubringen, deren heller, sonniger Glanz in der Arbeits- und Prüfungszeit erquicken musste.

Es war gesorgt, dass es dann an keiner Hülfe fehle. Man erstaunt über die Menge bedeutender Gelehrten, die im sechszehnten Jahrhundert Salamanca zieren. Juristen, die den Mängeln der alten Methode sich entgegenstellten, die Irrthümer der Texte verbesserten, neue Principien in ihren Commentaren zur Geltung brachten. Unter den Medizinern sind Notabilitäten, die nach Frankreich und Italien berufen werden. Vor allen besass die theologische Facultät Mitglieder, geeignet den Ruf dieser Pflanzschule so vieler Kirchenfürsten aufrecht zu halten, denn obwohl erst seit 1411 bestehend, waren Viele von ihren Kathedern auf Bischofsstühle gestiegen. Sechs Lehrstühle bestanden, Prima, Visperas, Biblia, Durando, Tomas, Escoto. Wir sehen Leon als Schüler zu ihnen wandern, mit ängstlichem Fleisse hören, eingedenk des Rathes seines Vaters: er möge seinem Prälaten gehorchen und in den gelehrten Dingen der gewöhnlichen Ansicht folgen. In der anerzogenen von seiner Bescheidenheit genährten Scheu vor dogmatischen Irrthümern bestärkten ihn die Lehrer.

Der Theolog ersten Ranges in der Facultät war geschieden. Francisco de Victoria hatte die Theologie wie Socrates die Philosophie vom Himmel auf die Erde gerufen, das heisst er hatte den Thomismus verjüngt, wie das in Salamanca, Alcala und Coimbra gleichzeitig versucht ward. Die von den Entstellungen der Commentatoren freie Lehre des Thomas sollte mit den Errungenschaften der theologischen Wissenschaft, der Studien des Aristoteles lebendig durchdrungen werden. Sorgsam hatte Victoria alle Scholastiker studirt, und das dem Thomas innerlich Fremde ausgeschieden, das die Erklärer aus ihnen geschöpft und nach oberflächlicher Aehnlichkeit seinen Gedanken beigemischt hatten. Auf der Ordnung, die er so in das Labyrinth der thomistischen Theologie brachte, ruhte sein Ruhm: Die Klarheit und Durchsichtigkeit der Methode führte ihm als Lehrer des Theologisirens, als Restaurator der heiligen Wissenschaft Jünger zu [1]). Der Muth wuchs weiter fortzubauen, die Verachtung schwand, das Vertrauen auf geistigen Erwerb aus der Arbeit kehrte zurück.

Beim Lesen seiner Schriften begreift man schwer wie diese Wirkung, diese Lobsprüche möglich waren. Nur aus dem äussersten Verfall seines Faches ist ein solches Ansehn erklärbar. Wie langweilig und atomisirend schleppen sich die Erörterungen hin, unerträglich, wenn nicht manchmal unerwartete Themata überraschten, so bei Gelegenheit der Indianer die ganze Lehre von der Ketzerei. Weniger widerstrebend folgte man ihm wo er die Spinngewebe der Hoftheologen für das Morden der Indianer zerreisst [2]) oder die Unabhängigkeit der Fürstengewalt

1) Medina Expositio in primam Secundae praef.
2) Victoria Relectiones I. 349.

gegen die Fictionen der Glossatoren des kanonischen Rechts vertheidigt.

Denn von der Selbstständigkeit der Staatsgewalt hat er ein starkes Bewusstsein. Er verwirft die Behauptungen der Curialisten; nur in rein kirchlichen Dingen gestattet er z. B. die Exemtionen der Cleriker, im Bürgerlichen haben sie den bürgerlichen Gesetzen zu gehorchen. Ja noch einen Schritt weiter wagt er sich: gereiche die Freiheit des Clerus zum Verderben des Staates, so habe der für sich zu sorgen, unbekümmert um alle Privilegien. Wie hoch er auch vom Papste denkt doch soll die Dispensationsgewalt zum Heile der Kirche durch ein Concildecret beschränkt werden. Die Consequenz dieser Bestimmung zieht der Autor freilich nicht, er tritt in das Asyl des Probabilismus zurück und deckt sich mit den Graves Escritores auf beiden Seiten.

Um das Erbe seines Ruhmes kämpften der mildere, fromme Carranza, durch sein späteres Geschick berühmt, und Melchior Cano.

Leon hörte den letzteren, der als bewundernswerth galt im Wissen und im Lehren. Durch seine Stellung zu den Jesuiten ist er bekannt. In ihnen sah er die neuen Gnostiker, die Satan in der Kirche ausgesät habe, in den geistlichen Uebungen des Ignazius kindische Phantastereien. Aus ihrem Wirken kämen für Reich, Kirche und Orden grössere Gefahren, als von den Ketzern. Wie er hier als Dominicaner den Neulingen entgegentrat, so ertrug sein Ehrgeiz das Gewicht hergebrachter Auctorität wenig. Vielseitig gelehrt und beredt, verlangte er für den Theologen Kenntniss der klassischen und orientalischen Sprachen der Geschichte, der weltlichen Litteratur. Auf den Grundtext der Schrift ging er zurück, unbedenklich die Vulgata corrigirend. Man stösst

in seiner Dogmatik auf kühne Stellen, wo er gegen die streitet, die sich für eidlich gebunden hielten, von den einmal angenommenen Gedanken nicht zu weichen. Kein bedeutender Theolog brauche auf Jemandes Gesetze zu schwören, ein grösseres und herrlicheres Ziel winke ihm als immer in die Schule des Meisters zu gehn. Auch die Väter werden scharf critisirt; die Fabeln in Gregor des Grossen Dialogen, in Beda's englischer Geschichte, macht er recht mit Absicht lächerlich.

Zu viel aber darf man doch nicht erwarten. Nur das Uebermass der Scholastik weist er ab. Die Thomistischen Doctrinen sind es von denen er ausgeht, zu denen er zurückkehrt. Wie viel hat er für sie in Trient gethan, nach diesem Maasse richtet er die protestantischen Ketzereien. Geschickt spürt er sie auf, im Consequenzmachen ist er gross; die Argumente giebt er genau wieder, und freut sich die Schwächen extremer, gegnerischer Demonstrationen aufzudecken. Las er nicht anders als er schreibt, so müssen diese frostigen, nüchternen Vorlesungen die Geduld der Hörer heilsam geübt haben. Man nimmt es Leon nicht übel, dass er seine nachgeschriebenen Hefte nicht wieder las; mochten einige Fragmente noch lange unter seinen Büchern stecken, gern liess er sie verloren gehn.

Neben Cano, ihn verdunkelnd, lehrte Domingo Soto, den Covarrubias die einzige Säule der edlen, freien Wissenschaft nennt, qui scit Sotum scit totum scherzten die Studenten, wie einem Orakel lauschte ihm Spanien. Die Thomisten rühmten, alle Sterblichen wüssten wie er mit seinen gelehrten, fast göttlichen Commentaren den Doctor Angelicus verherrliche, dessen Ritter er in Trient war. Bei der Feststellung der Dogmen über Sünde und Rechtfertigung trat seine Einwirkung überall hervor. Er bot

dem Concil das Buch der über Natur und Gnade und erhielt als Ehrensold dafür zum Symbol zwei verschlungene Hände, die eine Flamme aussprühen mit der Losung des Semipelagianismus, fides quae per caritatem operatur.

Nicht im Tiefsinn, aber im eindringenden Scharfsinn liegt wohl seine Stärke. Er hatte ihn in der Schule des Aristoteles geübt, den Stagiriten der Tyrannei der Schulsophisten zu entreissen, sah er als eine seiner Lebensarbeiten an. Wie wenig diese geistige Gabe, mit der er sich vom Organon des Aristoteles oft zu schwierigen diplomatischen Geschäften wandte, in der Schriftauslegung ausreicht, zeigt sein Commentar zum Römerbrief. Auch seine Verehrer hielten es für ein Unglück, dass er mit Aristoteles und Thomas nicht zufrieden dieses Werk erklärend auch nur angerührt hätte. Die Flamme, die aus Natur und Gnade ihm aufstieg war doch das Licht des heiligen Geistes nicht, das das Heiligthum des apostolischen Wortes allein aufhellen kann. In Salamanca mehrte es sein Ansehn, dass er der arme Gärtnerknabe, der um's Brot als Sacristan gedient hatte, auch als Beichtvater des Kaisers arm blieb.

Neben diesen Lehrern der Dogmatik nennt Leon für Exegese, die uns Unbekannten Cipriano und Mancio, bei jenem hörte er hebräische Alterthümer und den Hebräerbrief. Auf seine Bildung zum Prediger wirkten die Vorträge des Dominicaners Alonso Gutierrez, den er gern hörte und nachschrieb, noch später sah er oft diese Blätter wieder durch. — Um die Meister von Alcala zu hören, ging er auf drei Semester hin. Früh traten die Früchte seines hingebenden Fleisses hervor. Unter den Commilitonen galt er als tüchtiger Exeget. Den Neunzehnjährigen baten sie wohl um Erklärung dunkler Stel-

len; sogleich wusste er zu antworten in fliessendem Latein, freilich nur mit den Ansichten der Väter, aber sie mussten ihm doch genau gegenwärtig sein. Die Disputationen brachten ihm Ehre. Nach einer über Thomas' Unterschiedsbestimmung von Gesetz und Evangelium, gewannen es Soto und Sancho über sich, seinen Ruhm zu verkünden. Er selbst beklagte nur die Mangelhaftigkeit seiner Bildung, das Unzureichende seiner Hülfsmittel. Es drückte ihn nieder, wie wenig er wisse. In der Demuth eines hohen Sinnes lernte er ohne hinter sich zu sehen; erst nach langem Kampfe wagte er das Empfangene und Verarbeitete für Andere zu reproduciren. —

Zweites Kapitel.

Lehren.

Die reichern Klöster Salamanca's hatten in Folge von Stiftungen Aulas errichtet zu Vorlesungen über Theologie, Logik, Humaniora, so auch San Agustin. Hier trat Leon zuerst als Conventuallector auf, der Kreis war klein, die Arbeit eine Vorschule academischer Wirksamkeit, sie liess viele Zeit zu weiteren Studien. In dieser Verborgenheit überwand allmählig die Liebe zum Catheder das Misstrauen Leon's gegen sich selbst und die Furcht vor dem Eintritt in die Fehden der Schulen, in den Hader der Parteien, in die Intriguen der Professoren, in die Denunciationen der Verläumder. Aus seinem eingefriedeten Asyl übersah er das bewegte Reich der Universität und Facultät, die alte und die neue Schule.

Vergegenwärtigen wir uns, was vor ihm stand. Auf der Rechten sieht er die alte Theologenschule. Sie ist entschieden stationär und conservativ, durch und durch scholastisch. Das Alter ist ihr die Summe aller Vorzüge, Vorrechte, Ansprüche; jede Neuerung ist schon als solche gerichtet. Der Scherz war nicht unberechtigt, sie liebten das Alterthum so, dass sie die schwarzdunkeln Kirchen nicht von Spinngeweben reinigen liessen. Was die Tradition Erlogenes angeschwemmt, sollte gelten; Darstellungen elender Bilder, durch die so viel Lüge in's Volk kam, wurden mit einer Devotion festgehalten, als seien sie Glaubensartikel. Wie hätten diese Söhne der Tradition zu zweifeln gewagt, dass die heilige Lucia sich die Augen ausgerissen habe und desshalb Patronin der Augen sei. Wer behauptete, der Herr habe bei dem heiligen Mahle gelegen, die Darstellungen der Maler seien falsch, erschien als ein anmaassender, frecher Mensch. Die Kirche hat gestattet die Magier als Könige zu malen, folglich trugen sie wirklich Krone und Scepter. Wehe dem, der die Krippe zu Bethlehem anders geschildert hätte, als die Bilder sie zeigten. Francisco Sanchez, Professor der alten Litteratur zu Salamanca, hatte den Irrthum gerügt, dass auf Gemälden der Beschneidung Christi Simeon den Act vollziehe, die alte Schule zog ihn desshalb zur Verantwortung vor die Inquisition.

Die patristische Geographie galt als Wahrheit. Wie verstimmte es, als durch Columbus diesen lächerlichen Lügner, den sie durch Seneca zum Schweigen gebracht zu haben meinte, doch etwas andere Resultate unumstösslich wurden. In der Geschichte war ihr die Blume der Heiligen so kanonisch wie das Evangelium. Gleich dem Mönche, der nur die Leben der Altväter las, antworteten solche Theologen auf kritische Bedenken mit Wor-

ten wie jener sie einem Ordensbruder zurückgab: siehe das Lesen dieses Buches bringt meinen Glauben nicht in Gefahr. Für die philosophischen Disciplinen, die sie übrigens eines Theologen kaum würdig hielten, kam ihr Conservativismus sogar dem Aristoteles zu gute: wer ihn angreife, ziele dem heiligen Thomas nach dem Leben, wer Thomas, Christo; natürlich dem Aristoteles in verdorbenster Gestalt. In Verlegenheit waren diese Philosophen überhaupt durch Textverderbnisse nicht zu bringen; sagte eine schlechte Lesart, des Menschen Seele sei eine Pfeife, so wurden fröhlich funfzehn Gründe dafür aufgeführt. Da war es leicht in einem Geiste Werke des Stagiriten, die Regel der heiligen Clara und die Homerische Frage kritisch zu erörtern, ob Odysseus Gefährten wirklich oder nur in der Einbildung zu Schweinen geworden seien, nämlich pedantisch, abgeschmackt, langweilig und schwerfällig. Doch für Excursionen auf die Insel der Circe auch nur wegen der Transformation in Schweine, mussten sich diese Gelehrten von ihrem Fachbewusstsein Indulgenzen erbitten. Es scheint ihnen mit theologischer Gravität unvereinbar sich anders zu beschäftigen, als in rabbinischer Weise Fälle und Zweifel behandelnd, je fester eingepfählt in seiner Disciplin, um so grösser ist ihnen der Gottesgelehrte. Vielseitige Bildung ward als litterarische Marktschreierei und hochmüthige Vielgeschäftigkeit verrufen, die Behandlungsweise, bei der ein lebensvoller Gegenstand sich nicht in ein Todtengerippe verwandelte, als schöngeistiger Dilettantismus.

Der ganze Kosmos der Wissenschaft schrumpfte in Dogmatik zusammen. Dieses gelobte Land mit einer chinesischen Mauer zu umziehen arbeiteten der Widerwille gegen geistige Mannigfaltigkeit und Bewegung, und die Freude an dem unwandelbaren Erbgut, das die Auctori-

tät verbürgte. Wäre das Neue wahr, so hätten es die grossen Alten gefunden, nur Hochmuth und tollkühne Insolenz dächten noch an neue Goldstufen in den Schachten der Wahrheit. Die Depositare und Wächter der alten Lehre wollten nur ihr folgen, keinem Erfinder neuer Ansichten oder neuer Terminologie. Denn bis auf's Wort hin schritt man in den Bahnen der Alten, was auch nur eine Feder des weichen Schlummerkissens bewegte, gab Aergerniss.

Eine Aenderung der logischen Methode hätte man noch viel weniger gestattet. Sie versuchen hiess Scheiterhaufen errichten für Bonaventura, Scotus, Alexander von Hales. Der Wahrheitsstoff war vom Fürsten der Auctorität gegeben; keine Conclusion enthalte die Summa des heiligen Thomas, die nicht als ein heller Bach den reinsten Quellen der Wahrheit entflossen sei; welche Canalsysteme wurden gebaut, hundertfach verschlungen, um jeden Tropfen dieser Bäche gesondert zu haben, als sei er ein prächtiger Strom, in dessen majestätisch hinwogenden Wellen sich alles menschliche Erkennen spiegele! Ja es galt die Tropfen in die Grundelemente zu zerlegen, die wieder unerschöpflichen Stoff zu Fragen boten, mit denen raffinirter Scharfsinn sein Spiel trieb, an Einzelnes sich festsaugend, die Tiefe meidend, in die Breite seine Gewebe arbeitend, kindisch froh der Netze von Spinnengewirk, in denen man Alles festzuhalten träumte, weil man sie über Alles fliegen und flattern liess. Was tiefsinnige Denker zum Eingehen in schwierige philosophische Probleme geführt hätte, ward hier nur benutzt, um dem alten Spruche zuwider, was wohl lag immer von neuem zu bewegen.

Bei der Stellung der protestantischen Häretiker zum Abgott der Schulen ward dies Werk in apologetischem Interesse

eifrig getrieben. Zur grössern Ehre des Thomas sollte den Ketzern gezeigt werden: so viel Artikel er verfasste, so viel Wunder hat er gethan; der Aufgang dieser Sonne hat die Nebel der Irrthümer zerstreut; welche Scrupel auch aufkeimen wollen, Thomas' Urtheil erstickt sie; alle Lehrsätze der Kirche, Thomas Doctrin stellt sie fest. Wo hätte es einen Theologen gegeben, der nicht die Hülfe dieses Meisters angefleht, wo hätte ein Prediger die Kanzel bestiegen, der nicht von Thomas geborgt, wer hätte auf dem Katheder docirt, ohne vorher ihn zu fragen, wer tritt in die Schranken eines scholastischen Turniers, ohne die Waffen dessen, den Christus approbirt, die Jungfrau lobt, Petrus und Paulus empfehlen [1]). Mochten sich die Thomisten in solchen vergötternden Hymnen überbieten, mochten sie froh des Sieges in Trient dem Theologen Weihrauch streuen, der Praxis und Lehre der Kirche am glänzendsten gerechtfertigt, die wunden Stellen des Dogma am geschicktesten verhüllt hatte, mochten sie lügen, er habe den Aristoteles besser verstanden als Aristoteles, unbesiegbar wird die überlieferte Lehre erst durch die Sprüche der Väter.

Ein weites Reich beherrschen die Sentenzen. Wer irgend etwas ohne die Väter weiss weiss nichts lautete die Maxime. Bis in die Kochbücher wird damit Ernst gemacht; die Auctorität des heiligen Bernhard ermahnt z. B. den Küchenjungen Gott das Gelingen des Bratens zu befehlen. Wie ist Columbus mit den Vätern geängstet, den tiefen Denkern, die die Gestalt der Welt so gründlich studirt hätten, dass nichts mehr zu entdecken bliebe, als etwa Bäume die die Wurzeln in die Luft streckten, als Wanderer die auf dem Kopfe gingen. Fanden sich da Mittel

1) Medina Exposit. II. praef.

alles neuerungssüchtige Meinen mundtodt zu machen, so griffen die Männer der alten Schule rasch genug zu.

Aber wie kam man hinweg über die Mannigfaltigkeit der Ansichten, die Differenzen der Aussprüche, die fast häretischen Urtheile? Sie wurden unsichtbar im Blick auf das Sanctus vor den Namen oder vor den in Unwissenheit geschlossenen Augen. Denn mit gründlichen patristischen Studien verloren die gelehrten Herren allerdings nicht viele Zeit. Die bestäubten Patres in ihren Studirzimmern waren ungestört. Ueber die Kürze des Menschenlebens seufzend sahen die Besitzer der alten Bücher die Folianten an, es sei nicht möglich, Augustin, Chrysostomus, Hieronymus, Ambrosius zu studiren. Freilich für alle Summen und Glossen über den Thomas, diese Morgensterne zur Vertheidigung der Burg der Ignoranz, fanden sie Zeit und hätten sie drei Menschenalter gefordert. Man kann ihnen, heisst es, Werke der Väter schenken, sie lesen doch nicht mehr darin als eine Zeile im Jahr. Ueber das Verständniss des Gelesenen gab es im Feindeslager wenig ehrende Conjecturen. Jedenfalls wurden Quellenstudien des kirchlichen Alterthums bedenklich angesehn. Er ist so gelehrt dass er in Gefahr steht Lutheraner zu werden, seufzte man etwa über einen solchen Vorwitzigen, wo man nicht vorzog sich aus eigener Erfahrung zu beruhigen: es schadet nicht, dass er sie liest, er versteht sie doch nicht, oder auf einem noch höheren Standpunkte, solche Dinge sind nicht mehr für die Meister, Schüler mögen sich daran ergötzen. Die auf den Höhen der Wissenschaft wandelnden Meister hielten sich an etwas zweideutige Surrogate; patristische Florilegien boten, was man wünschte, machten sie noch zu viel Mühe, so waren erweiterte Indices und Ajuntaciones für den Kanzelgebrauch zur Hand. Diese Reper-

torien überhäuften mit gut geordneten Beweisstellen, in wohlthuender Auswahl führten sie nur die orthodoxen Aussprüche der Väter vor, leicht verwendbar halfen sie zum Ruhme patristischer Gelehrsamkeit.

Sentenzen beherrschten wie die Dogmatik so die Exegese. Hier möchte man es fast ein Glück nennen, dass allein die alten Auslegungen überliefert wurden. Denn die eigene Exegese der alten Schule ist ein Gewimmel von Einfällen, Träumen, Abgeschmacktheiten, Abenteuerlichkeiten, das an die wildesten Partien der Ritterromane erinnert. Sie verspottet den Spruch: wie der Apfel angenehmer sei vom Baume gepflückt, süsser der Trank aus der Quelle, köstlicher der Wein aus dem ersten Fasse, so habe auch die Schrift im Urtext gelesen, wunderbare Frische und Kraft. Nur neugierige Ingenien prahlten mit den Berufungen auf Griechisch oder Hebräisch. Theologen von Ansehn hatten nie den Grundtext gelesen, vergebens suchte man ihn in ihren Bibliotheken. Ein ungläubiges Lächeln war die Antwort, wenn man von Druckfehlern in der Vulgata sprach, auch diese Zeichen menschlicher Fehlbarkeit behandeln sie mit sympathischer Pietät. Unfehlbare Buchdrucker wären ihnen unerwünscht gewesen, denn die herkömmlichen Sinnlosigkeiten hätten so um einige Stützen kommen können. Den Grundtext etwa in der complutenser Polyglotte zu studiren hinderte die Kürze des Lebens; ängstlich entfloh man der Versuchung dazu; hüte dich vor Griechisch, du könntest ein Ketzer, vor Hebräisch, du könntest ein Judengenosse werden.

Was der Qualität der Exegese abgeht, muss die Quantität ersetzen. Man traut seinen Augen nicht bei diesen Colossen von Commentaren. Der Autor hält sich verpflichtet, seine Collectaneen auszuschütten, massenweis

wird zur Aufhellung des Textes Nutzloses herbeigeschleppt, als sei es darauf angelegt, das Schriftverständniss zur Unmöglichkeit, zur Qual zu machen. So giebt der Seufzer der Braut im Hohenliede, stärket mich mit Aepfeln, einem Ausleger Anlass zu einer erschöpfenden Dissertation über Früchte und ihre medicinische Verwendung. Der Commentar wird zum Catalog von Ansichten der Vorgänger oder Vorträumer, zur Katakombe todtgeborner Deutungen; an ihrer Aussöhnung arbeitet der Scharfsinn; und damit noch nicht befriedigt, wirft er Einwendungen auf wie Wasserblasen, stolz auf die Arbeit sie mit Räsonnement wieder einzuglätten.

Demüthig lauschte man den Aussprüchen der Glossa ordinaria, Haymo's von Halberstadt, des Cochläus, des ganz unkritischen Sixtus Senensis, Titelmans und ähnlicher Nachfolger Isidors von Sevilla, die über alle Lesarten der Schrift durch päbstliche Entscheidung Sicherheit wünschten. Sie hatten grosses Interesse daran die Anbetung von Ochs und Esel an der Krippe Christi im Texte zu finden, damit die responsorien in der Matutina o magnum mysterium Recht behielten. Man muss es gestehen, grauenvoll beherrscht der unreine Geist des Leugnens und Verdrehens diese Litteratur, die Schriftwahrheit empfängt aus Utilitätsgründen eine Gestalt, wie die Geschichte Alexanders in den Romanen; der unbedeutendste Commentar aus der evangelischen Kirche in dieser Zeit ist ein Kleinod an Wahrheitsgehalt, Einfalt und Tiefsinn gegen diese Ausgeburten staubaufwühlender Gelehrsamkeit und geistesleeren Räsonnements.

Die ärmsten evangelischen Ausleger hatten freilich Studien gemacht, denen die spanischen noch immer mit der Antwort der Rabbinen auswichen, griechische Lit-

teratur studiren ist gut, wenn es weder bei Tage noch bei Nacht geschieht. Durch Verweisung auf Basilius und die Gregore waren sie kaum in ihren catonischen Censuren zu unterbrechen. Dass sich Jemand kritisch mit den Classikern beschäftige sahen sie ungern, die Gefahren seien zu gross. Der Humanist emendire eine Stelle Ciceros, er werde sich auch an ein Bibelwort wagen, mit dem Tadeln der Commentatoren des Aristoteles beginnend, ende er mit Kritik der Kirchenlehrer. Welche Auffassnng der Solidarität der conservativen Interessen! Zur Verewigung der Unwahrheit ward die sinnlose Dialektik eines Petrus Hispanus über Cicero und alle Classiker gestellt; mit Recht hatten daher in Paris die spanischen Narrendoctoren einen so bösen Ruf, dass vorgeschlagen ward, sie mit ihrem Anhange entweder durch Strafexecutionen zu bessern, oder als Verderber der Wissenschaft zu verbannen. So war in Salamanca die alte Schule.

Wäre es aber wohl möglich gewesen, dass sie im sechszehnten Jahrhundert Spanien noch allein beherrschte? Hätte sie, versteinert wie sie war, unangefochten den Platz behauptet? Hätte Alles sich der Parole gefügt: gegen die Theologen, Philosophen, Logiker, gegen die Lehre der Universitäten und gegen irgend welche Heilige ist nichts zulässig? Die Zeiten waren vorüber. Schwere Kämpfe haben allerdings mit diesem Resultate abgeschlossen, aber sie standen noch bevor.

Eine neue Schule bildete sich. Indem wir sie überblicken, gehen wir von dem Bibelstudium aus.

Der Name Ximenez bezeichnet darin eine neue Epoche. Aus völliger Erstorbenheit hat dieser Kirchenfürst, nach seinem eigenen Ausdruck, die exegetische Wissenschaft erweckt. Seine reiche juridische Gelehrsamkeit hätte er

um die Erklärung einer Schriftstelle hingegeben, was er unter Roa in Salamanca geschmeckt, reizte seine Begierde so, dass er noch als Obercapellan von Siguenza Hebräisch und Chaldäisch lernte. Mit Schrecken sah er sich von Geistlichen umgeben, für die er Paternoster, Credo, Ave spanisch übersetzen lassen musste, weil sie kein Wort lateinisch verstanden. Mehr als Tostados Commentare, die er drucken liess, hat die Polyglotte mit ihrem reichen, lexicalischen und grammatischen Schatze für Schriftstudium gewirkt. Die Werke des Valla, des Erasmus zeigten den Weg. Ihre Geistesverwandten drangen auf und in die Schrift. Solchen, welche wegen der Schwierigkeit des Verständnisses und der Geheimnisse vor ihr flohen, halten sie die innere Verzärtelung vor, die das einfach Gesunde nicht nehmen will, ohne es vorher mit menschlichen Fabeln zu würzen.

Vom Grundtext gehn diese Theologen aus, sorgfältig stellen sie ihn fest, um das sichere Fundament der Erklärung zu gewinnen. Diese ist historisch-grammatisch, entgegengesetzt der scholastischen mit ihrer Sucht nach Argumenten, der rhetorischen, die Hülfsmittel zu glänzender, pointirter, kunstreicher Rede sucht, der mystischen und allegorischen, die zur Brutstätte von Ungeheuerlichkeiten entartet war. Man legte es auf den Gewinn des Sinnes an, den das einfache Lesen zuerst fordert, den der Wortsinn bietet, den der Suchende versteht, der zur Förderung christlichen Lebens dient. Es war ein bedeutender Schritt, man hatte doch den Willen, das Schriftwort reden zu lassen, statt es zum Sprachrohr für Gedanken verschrobener Ausleger zu machen. Gewiss ist auch dies nur eine Vorstufe für das innerlichste Erfassen des geistlichen Sinnes, aber eine so nothwendige, dass der geistliche Sinn, den allegorische und

mystische Deutung ohne sprachliches und geschichtliches Verständniss bot, im Verhältniss zum Texte werthloses Gebilde war.

Sorgfältig, auf die Gefahr der Kleinlichkeit hin das Kleinste beachtend, wird die Arbeit vollzogen; keine Annahme von Tautologien und Pleonasmen darf sie vereinfachen. Auf die Feinheiten des Sprachgebrauchs wird geachtet, der Sprachschatz des Lateinischen, Spanischen, Französischen gelegentlich herangezogen. Hat man an den Werken des Alterthums sich den Blick für die formellen Schönheiten der Schrift geschärft, so sucht man dort eher als bei den Vätern Hülfsmittel für die Erklärung. Aengstlich wird allein zugelassen was wirklich Aufschluss gab, aus dem Glossenmeere nur wahrhaft Nützliches verwendet. Der Grundsatz Schrift durch Schrift zu erklären fand eine wenn auch im Einzelnen mangelhafte Anwendung. Der protestantische Gegensatz zwang ihn festzuhalten. In Zeiten des Kampfes wie sie gekommen sei die Klarheit und Gewissheit mit der seine Befolgung lohne das einzige Mittel um auch den Gegnern überzeugende Resultate zu gewinnen.

Es gelingt doch bald zum richtigen Verständniss der Formen zu kommen, in die der heilige Geist seinen Wahrheitsgehalt gelegt, auch bei Büchern, wo die bisherige Behandlung es unmöglich machen musste, wie bei der Apokalypse. Mit dem Traditionellen im Einzelnen sich auseinander zu setzen, mied man. Die Auslegung in der Einfachheit der Wahrheit und der Sache selbst, schien sicherer, leichter, angenehmer, innerlich fruchtbringender. Das Hereinziehen der Polemik bereite Schwierigkeit, beständige Noth, ruheloses Zerfahren, es raube den Ertrag des Lesens, den Genuss. Das Gefundene empfing der Leser in angemessener Form. Mochten

die Gegner diese immerhin schmähen und an theologischer Darstellung Vernachlässigung aller Form loben, prahlend sie brauche den Schmuck so wenig wie schöne Frauen Toilettenkünste. Die neue Schule suchte ihren Ruhm in der Verständlichkeit; in der strengen Zucht der Römersprache verlernte sie schwerfällig, unklar, voller Umschweife schreiben. Auch da blieb Erasmus Muster mit den Noten zum Neuen Testamente, über die Ximenez ausrief: wollte Gott, alle Schriftsteller machten ihre Arbeit so gut!

Die Kunst des Uebersehens, mit der man den exegetischen Ballast von Quästionen behandelt, lässt schon erwarten, dass der dogmatische Wust, an dem die Scholastik operirte, nicht allzu schonend betrachtet wurde. War doch ein gutes Theil seiner Substanz durch verkehrte Schriftauslegung aufgeworfen. Eine gewisse Berechtigung behalten die Meinungen der mittelalterlichen Doctoren; höher steht die Doctrin der grossen Kirchenväter; aber als Höchstes und Vollendung der Theologie, wofür Alles nur Mittel sein darf, gilt die einfache Lehre der Schrift wie sie sich giebt, unverletzt durch die Dogmatik.

Natürlich wird der Widerspruch möglichst mild ausgedrückt; man wagt es noch nicht, die ganze Filigranarbeit so vieler Hände zu verwerfen, und lehnt nur die streitweckenden, wortreichen, schädlichen Fragen ab, die keinen Grund hatten, als den zu glänzen und Einfälle unterzubringen; aber wie war damit schon die Schaar gelichtet!

Noch directer wird ihnen gedroht. Gegen das tolle, falsche, einfältige, frivole, schaamlose Getreibe der Masse beginnt die kühnste Polemik. Seitenhiebe treffen Lehren, die kirchlich anerkannt sind, die Abgötterei des Heiligen-

dienstes, die Verfälschung der evangelischen Wahrheit. Auch die Geschichtsforschung bietet Waffen. Wie brachen die Fabeln zusammen, wie öffnete das Studium der Kirchen- der Conciliengeschichte das Auge für die menschliche Seite des als göttlich Verehrten, wie lockerten sich die traditionellen Fesseln; man fing an sich des gepriesenen credere praeceptori zu schämen. Hier glitten die Pfeile der Humanisten ab, die in Vorlesungen über Plinius und Juvenal scholastische Bornirtheit geisselten, oder aus Anlass der Schuhe der Römer die Theologen höhnten, die für die Barfüssigkeit des Herrn stritten.

Seit Lebrija in Salamanca die Studien reformirt und kommend, sehend, siegend wachsende Erfolge errungen hatte, nahmen sich seine Jünger auf dem Katheder so viel Freiheit, dass die Studenten meinten: Gott sei Dank, dass sie keine Theologen sind, sonst würden sie verdammt. Wie man sich hier bemühte „im Sinne einer Universität das Beste und Würdigste mitzutheilen, in lebendigem Geiste umzugestalten," so versuchten es die humanistisch gebildeten Theologen. Sie rühmten sich dabei dem Erasmus zu folgen. Er war eine Macht in Spanien wo seine Tendenz, sein Geist viel mehr Freunde fand als in Italien. Waren hier seine neuen Schriften kaum bekannt, so bildeten sie in Spanien schon ein Moment des geistigen Lebens. Man müsse sie in Gold fassen, denn die Spanier würden durch sie von den barbarischen, überlieferten Vorurtheilen frei werden, deren sie voll seien trotz ihres Scharfsinnes; nur ein Bettelmönch oder ein Esel könne Erasmus schmähen.

Unter den Trägern seines Geistes und den Chorführern einer neuen wissenschaftlichen Aera stellte Erasmus

selbst keinen Spanier über Luis Vives [1]). Sein Ruhm hat man bemerkt, gehört nicht seinem Geburtslande sondern Europa. Als Student in Paris und Löwen brach er empört mit dem Scholasticismus. Erasmus öffnete ihm das Auge, durch dessen Mund sah er die Antwort des Aristoteles zur Maxime der Zeit gestempelt, zwischen Gelehrten und Ungelehrten sei ein Unterschied wie zwischen Lebenden und Todten. Frisch tritt er in den Kreis, der freilich keine kleine Zahl auserwählter, mächtiger Geister, aber die nach edler Bildung Strebenden

1) Vives Opera, Basil. 1555 II Tom. fol. enthalten: de ratione studii puerilis ep. II; exercitatio linguae latinae; de conscribendis epistolis lib.; rhetoricae sive de ratione dicendi lib. III; de consultatione lib.; declamationes VI de praesenti statu Europae et bello turcico; Pompejus fugiens; fabula de homine; liber in pseudodialecticos; praelectiones IV in varia; aedes legum; Isocratis quaedam orationes latine conversae; de causis corruptarum artium lib. VII; de tradendis disciplinis sive de institutione christiana; de artibus lib. VIII; interpretatio allegorica in bucolica Virgilii; praelectio in Georgica Virgilii; in Suetonium quaedam; de initiis, sectis et laudibus philosophorum liber; anima senis; de somno et vigilia; introductio ad veram sapientiam; symbola principum institutioni potissimum destinata; genethliacum Jesu Christi; de virtute fucata; clypei Christi descriptio; Jesu Christi triumplus; virginis deiparae oratio; meditationes in VI psalm. poenit; meditatio in psalm. XXX; VIII excitationes animi in Deum; commentarius in orationem dominicam; de sudore Christi; concio de nostro et Christi sudore; liber de officio mariti; de institutione feminae christianae lib. V; de pacificatione; de christianorum vita miscrima sub Turca; de communione rerum ad Germanos inferiores; de construenda schola; de corrupto jure civili; in Ciceronem de legibus; de caritate Dei et proximi; de prosperis et adversis; argumenta in plerosque libros Aristotelis; de usu linguae latinae; flores italici ac latini sermonis; epistolae; de tempore nativitatis Christi; de veritate fidei christianae; de concordia et discordia in humano genere lib. IV; de subventione pauperum lib. II.

umschloss. Mit Budäus, der zu seinen Zierden gehörte, schliesst er einen vertrauten Bund, rühmt sich der Stellung zu diesem Gelehrten, den in Frankreich Niemand an Geist, Urtheil, Fleiss und Wissen überboten habe. Liebevoll hat er sein Bild gezeichnet, wie er in den meisten Dingen sein eigener Lehrer, der Restaurator der Jurisprudenz, von einer Redlichkeit und Liebenswürdigkeit des Charakters sei, die auch ohne Wissenschaft Herzen gewinnen müsse. In Staatsgeschäften erfahren, am Hofe wohl gelitten, nie sclavisch sich beugend, dulde er für allen Reichthum der Welt kein Haarbreit Unrecht.

Diesen Charakterzug seines Freundes hat auch Vives bewährt als er durch Wolsey nach England gerufen, der Freund der Königin Catharina, der Erzieher der königlichen Kinder, seinem ehemaligen Zuhörer in Oxford Heinrich VIII auch im Kerker fest widerstand. Wo er lehrte imponirte er durch reiches Wissen, dessen Fundament die Kunde aller Autoren des Alterthums bildet, wie sie durch die Buchdruckerkunst möglich geworden ist. Sein Streben auf das Grosse, Ganze gerichtet, dem Kleinlichen feind, versucht mit dem Bildungselement der antiken Welt einzuwirken auf alle Wissensgebiete, denn er erkennt das Band, wie Cicero sagt, den Concentus omnium doctrinarum. Mit freiem Blick übersieht er das Reich der Wissenschaften seiner Zeit, bescheiden erkennend wie sehr auch da die Nebel der Sünde den Blick trüben. In Ausdrücken, die an Baco erinnern, spricht er sich oft darüber aus. Entmuthigend wirkt diese Einsicht auf ihn nicht. Er ist erfüllt von dem Gefühle des Glückes über den Besitz des mannigfaltigsten Wissens und verbirgt nicht, wie er in stolzer Ruhe, nur dem Bewährten zu genügen bemüht, in

einem Reiche schalte, in dem die Sonne nicht untergeht. Sein Walten darin durchdringt der frische, muthige Zug der neuen Geistesentwicklung mit ihrem ernsten und begeisterten Bemühen um Bildung und Humanität. Man begegnet ihm nicht nur, wenn Vives warm und aus Gemüthstheilnahme beredt die Geschichte der Wissenschaften mit fesselndem Reize vor uns ausbreitet, auch in untergeordneten Gebieten nimmt man ihn mit Vergnügen wahr. In feinen Urtheilen über Menschen und Dinge der Gegenwart macht er sich geltend. Gern zieht er diese in den Kreis seiner Betrachtung; was er gelegentlich über Verschiedenheit der Charaktere und ihre Behandlung in der Erziehung bemerkt, zeugt von penetrirender Beobachtung und psychologischem Scharfblick.

Ueber der Vertiefung in das innere Leben entgeht ihm die Aussenwelt nicht; in pikanten Sprüchen stellt er wohl die Resultate seiner Beobachtung hin. Die Verbindung von Wissenschaft und Leben, das Dringen auf Frucht fast im Sinne Baco's, bildet ein bedeutendes Moment seines Strebens. Das irdische Dasein sei so kurz und in ihm so viel Wichtiges zu thun, dass das Unfruchtbare gar nicht getrieben werden solle. Die Frucht ist freilich nicht das Nützliche im Sinne der Nationalöconomie, sondern der Maassstab der Ethik bestimmt es. Die Kenntniss der Sprachen scheint ihm überflüssig, wenn man durch sie nicht innerlich reicher gebildet der Erkenntniss der Wahrheit näher komme. Beredsamkeit, die nicht darnach ringe ernste Ueberzeugung zu fördern, ist die goldene Rüstung eines Feiglings. Für die Betrachtung der Natur stellt er die Maxime auf, absehend vom Grübeln über Verborgenes, Naturkunde für die Bedürfnisse des Lebens zu pflegen, zum Nutzen für Leib oder Seele, zum Anbau und Wachsthum der Frömmigkeit.

Vives gehört zu den Naturen, die das Bewusstsein im schneidenden Gegensatze zu einer herrschenden Macht zu stehn mit Freude erfüllt. Sie zerschlagen die Götzen schonungslos, weil sie sich zutrauen Götterbilder an die Stelle setzen zu können. Seine Bescheidenheit bewahrte ihn dabei vor Uebermuth. Schön ist sein Wort; auch der grösste Gelehrte muss mit gebeugtem Haupte vor dem ewigen Quell der Wahrheit anbetend bedenken dass er nichts weiss; dehne sich immer das Reich unsrer Kenntnisse weit aus, wir haben auf die Grenzen zu sehn und nie das Wort, das verstehe ich nicht, zu verlernen. Gern hätte er sich bald im Wissen überholt gesehn, damit die Lobredner ihm nicht mehr wie im Theater Beifall rufen möchten, den fürchtete er, weil er Gedanken und Betrachtung auf die Rufenden lenkend ihn von sich abziehen könne.

Gegen die Verderbnisse der socialen Zustände wendet er seine Waffen. Die Schäden des Proletariats, die Mittel der Abhülfe erwog er. Die spanischen Bettler hatte er so genau studirt wie Murillo, wie sie etwa an Festtagen in den Kirchen dichtes Spalier bildeten, mit dem Geruch ihrer Wunden die Luft verpestend. Seine Vorschläge zur Errichtung von Arbeitshäusern fordern was jetzt allgemein anerkannt ist. Er zeigt wie zu verhüten sei dass aus den verschämten, von Geistlichen im Stillen unterstützten Armen, Unverschämte werden. Armenschulen, in christlichem Geiste geleitet, sollen dem Uebel an die Wurzel greifen; wie er überhaupt von der Bedeutung der Schulen lebhaft durchdrungen ist. Ihr Schwerpunkt liege nicht sowohl im Anfüllen mit Kenntnissen als in der Bildung der Gesinnung; Schulmeister in dieser Richtung zu instruiren hält er nicht für zu gering, wie die Hefte der Schüler einzurichten seien be-

stimmt er, auch den Frauen will er den Zugang zur Wissenschaft frei erhalten, so sehr die herrschende Stimme gelehrte Frauen tadelte. Die Stellung des Familienlebens zur Schule zieht er in Betracht, das christliche Haus hat er gezeichnet wie den christlichen Staat, dessen Vorzüge ihm keine idealisirende Färbung der politischen Zustände des Alterthums verkürzen darf. Weil er unbefangen das Staatsleben jener Zeiten erforscht hatte, nannte er das unbedingte Preisen desselben geistreich sein gegen die Wahrheit, und dem glänzenden Scheine huldigen.

Unbarmherzige Streiche sparte er gegen dies Gerede so wenig als wider eine hohle, pomphafte Scheingelehrsamkeit, die mit Seifenblasen spielt, aus ihnen stolze Gebäude aufthürmt, je höher um so ärmer. Ihre Magister sind ihm bei allem Prunk und aller Unruhe, die sie an Gott gar nicht mehr denken lässt, doch in ihrem eigenen Fache so unwissend, dass man Schuhmacher und Zimmerleute verhöhnen würde, brächten sie solchen Wahnwitz vor. Zu ihnen gehören jene dialectischen Charlatane, die in ungeheurem Stolze statt ihrer Dummheit das Schweigen der Weisheit umzuhängen, an Geschwätzigkeit auf dem Katheder, Elstern und alten Weibern gleichen, ausser der Schule stumm wie Fische sind. Ging ihnen dort eher das Leben aus als das Wort, so sahen sie sich wie Waldmenschen unter Männern von Geist und Bildung um.

Unerschöpflich ist Vives im Hohne gegen Männer der Wissenschaft, die zum Bereiten des gelehrten Handwerkszeuges so viel Zeit bedürfen, dass sie zum Gebrauche nie kommen. Siebe fertigen sie, aber Brod erlangen sie nie. Im Schweisse ihres Angesichtes reiben sie Farben, schneiden Sohlen, aber vergebens erwartet

man Bilder und Schuhe. Siegesgewiss grüsst er das Morgenroth des Tages, an dem die ganze wissenschaftliche Welt das Joch dieser Narren abschütteln, ihre Bürger zur Freiheit rufen und nicht mehr den Seelenkrebsen mit ihrer Eselssprache folgen werde, an die man lange genug Zeit, Mühe, Sprache, Sitte, Menschenverstand hingegeben habe. Auch in diesen starken Ausdrücken des Tadels gegen den sophistischen und rabulistischen Missbrauch der Wissenschaft spricht die begeisterte Liebe. Er konnte den Handwerkersinn nicht anders behandeln, der nur Brodstudium und Streit um Worte gelten lässt. Nicht in der Masse des Wissens besteht ihm der Adel des Gelehrten, sondern darin dass man strebt zu sein wie man redet und zu lehren wie man ist. Den leichtfertigen Humanismus verabscheuend, der den Gelehrtentalar als Deckmantel für der Sünden Menge trug, lag für ihn vielmehr in der Macht einer gediegenen Persönlichkeit der Schwerpunkt des Wirkens academischer Lehrer.

Eine Reform der Universitäten hat er vorgeschlagen, um solchen ächten Professoren Raum in ihnen zu verschaffen. Seine treffenden Gedanken legen den Zusammenhang des Grossen und Kleinsten in diesem Gebiete dar. Es soll als Grundlage der Fachbildung eine solide humanistische Vorbereitung gegeben werden. Wie er einmal sagt, bisher habe es geheissen, erst Geld, dann Geist, jetzt sei das Motto umzukehren. Sie schütze vor dem süssen Schlafe auf den Polstern der Auctoritäten, auf denen sich die Herren der Facultäten zu bald und gern behaglich ausstreckten. Wir sehen sie mit Hogarthischem Witze gezeichnet. Juristen blosse Indices von Gesetzen, die wo kein römisches Recht gilt nicht Hand noch Fuss zu regen wissen. Im Corpus Juris grübeln sie für die Verderbtheit des Textes blind. Brüsten

sich mit Citatenprunk ohne ein einziges Gesetz geistig durchdrungen zu haben. Citiren nur nach den Rubriken ohne den nächsten Satz noch zu kennen. Oder Aerzte führt er vor, die in den letzten Rettungshafen bankerotter Existenzen eingelaufen sind, und im ärmlichsten Dorfe mit elenden Künsten ihr behagliches Nichtsthun und Nichtswissen verdecken. Ein Glück für die Kranken hätten diese Heilkünstler Vives gesunde Weisungen für den Arzt befolgt.

Mit ebenso strengem Maasse misst er die Humanisten. Wehe Solchen, die mit eitlem Dilettiren und leichtgewonnenen Lobsprüchen imponiren wollten. Auch hier hätten vor den Genuss die Götter den Schweiss gesetzt. Für niedere und höhere Kritik der Autoren sah Vives ein weites, unbebautes Feld offen. So viele untergeschobene Schriften, so viele verdorbene Texte! welche Mühe, bis statt der Larve der antiken Schriftsteller, die Menschen selber dastanden. Mit Lust schlägt er die Urheber solche Carricaturen nieder, einen Averroes, der von der Entwicklung der Philosophie bis Aristoteles nichts verstanden habe und dass er von Plato nichts gelesen, durch sein Urtheil auch dem Blinden verrathe. Ein Löwenmagen möge dies schlechteste Arabisch verdauen, in das aus schlechtem Latein das schöne Griechisch übersetzt sei.

Von den Geistern der alten Welt spricht er mit der Wärme persönlicher Freundschaft. Für das Bleibende in ihren Werken auch abgesehn von den formalen Vorzügen wohnt ihm ein ausgebildeter Sinn bei. Sache und Geist bestimmen sein Urtheil. Gegen die Vergötterung Cicero's hat er Tacitus hervorgehoben, unbekümmert um das Veto grosser Autoritäten. Wo sie Lust zeigten aus den Alten Herren statt Führer zu machen ruft er Halt.

Aus den Granitstücken der classischen Werke soll keine Zwingburg aufgeführt werden. Nur Blindheit und Schwachheit verkenne, dass jenen Alten Welten des Wissens verhüllt gewesen. Wie viel fehle daran, dass Kunst und Wissenschaft zur Vollendung geführt seien! Trotz glänzender Höhepunkte durch die Hellas das Mutterland edler Geistesbildung bleibe, wie viele Mängel! Oder wäre die Natur erschöpft und unfruchtbar geworden? Die phantastischen Elemente im Erkenntnissganzen der Alten sieht er durch die Arbeit späterer Jahrhunderte beseitigt. Sie benutzend vermöchten wir besser über Natur und Leben zu urtheilen als Aristoteles und Plato; in wie vielen Fällen sei ihre Kenntniss das Staunen.

Viel schwerer als die Mängel im Wissen wiegen ihm die Gebrechen des Lebens. So hoch er eine Ethik einzelner Heiden hält, „die über das Heidenthum erhoben, zu einem reinern, schönern Geiste aufstrebte," sah er doch sehr klar die tiefen Schäden, die grauenvollen Verderbnisse der glänzenden griechischen und römischen Zustände. Lucian und Juvenal hielten sie ihm vor. Das Gift sei auch in viele der Schriften gedrungen. Man müsse es ausscheiden ohne das Süsse, Gute, Wunderbare zu beschädigen; also eine Benutzung mit christlich ethischer Kritik. So gebraucht er denn die Classiker wie eine weltliche Bibel zur Demüthigung der entarteten Christenheit, Menschliches mit Göttlichem verbindend. So verlangten es Geister, die in die äusserste Finsterniss versenkt, das göttliche Licht allein noch nicht tragen könnten. Die vielen Stimmen, die da von Allem zeugen was das menschliche Herz bewegt hat, auch von seinem tiefen Sündenleid, konnten auf den eitlen, stumpfen Sinn erweckend und beschämend wirken. Bei dieser Verwerthung der Schätze Aegyptens strafte er schnei-

dend die gemeine Schaar der humanistischen Nachahmer. Keinen Schritt wollen sie thun, ohne gleich Knaben die im Sande spielen in die Fussspuren der Alten zu treten, mit Sentenzen decoriren sie Rede und Schrift und offenbaren einen Kunstsinn wie der Maler, der wenn ihm bei einem Porträt die Nase misslänge seine eigene abschneiden und aufleimen wollte.

Für die freien Urtheile über die Alten beruft er sich vornemlich auf Aristoteles, der auch rücksichtslos critisirt und umgestossen habe. Ehrfurchtsvoll sieht er zu diesem Grössten von Allen auf die das Göttergeschenk der Philosophie verwaltet. Die bewundernswürdige Fülle des Wissens riss ihn hin, die Schärfe des Geistes, die Meisterschaft des Urtheils. In Aristoteles naturwissenschaftlichen Theorien Wahrheit anbeten zu wollen, erregte ihm Mitleid. Zu dem ächten Stagiriten will er dringen. Möge es Partien seiner Werke geben zu denen ein delischer Schwimmer gehöre, um nicht in ihnen unterzugehen, meist seien sie gegen alles andere hell wie Sonnenlicht. Die Einwirkung des Aristoteles ist erkennbar, wenn Vives Psychologisches behandelt und das verschlungene Spiel der Affecte geordnet und reinlich darlegt, oder wo er in der Aufstellung von Definitionen seine Kraft zeigt. Der Meister derer welche wissen regte ihn zu naturhistorischen und physiologischen Studien an, so schwierig und unfruchtbar sie auch durch herrschende medicinische Theorien wurden.

Nur in einem Gebiete, dem religiösen, wird die Stimme des Heiden zum Verstummen verurtheilt. Unbegreiflich sei es, dass der, der unsere Kenntniss der natürlichen Dinge dem Wissen den Nachteule von der Sonne gleichgesetzt, doch in den Höchsten die Schranken so wenig erkannt habe. Man soll den Lebendigen nicht bei

den Todten suchen, Christum nicht bei Aristoteles; wo sie sich widersprächen. Könne ein Christ nicht eine Minute anstehen, welcher Fahne er folgen solle. Wenn Vives eine einfache, gebetskräftige Frömmigkeit als sein tägliches Lebensbedürfniss preist, ist es mehr die allgemein religiöse als die specifisch christliche, in der Darlegung seiner betreffenden Anschauungen begegnen uns rationalistische Sätze. Auf die angeborene Wahrheit im menschlichen Geiste, der zu glauben der heilige Socrates ermahne, wird ein Gewicht gelegt, als sei diese Wahrheit nicht von der Nacht der Sünde umschleiert. Nur noch reiner lehre das Christenthum, was als gut auch die Heiden erkannt hätten; als Lehrer des vollkommenen Weges gilt der Herr. Bei der Verkennung der Tiefe der Sünde und der Ohnmacht des Menschen wird die Bedeutung der Offenbarung abgeschwächt. Was soll man sagen zu der Behauptung, Abraham sei Monotheist geworden durch die Betrachtung des Himmels, Moses durch die ägyptischen Priester. das Meiste über die göttlichen Dinge lehre die Natur, kein Mysterium des Glaubens sei so verborgen, dass der Christ in nüchterner, sorgfältiger, treuer Forschung nicht die Gründe dafür entdecke. Wie damit das volle Verständniss des Christenthums ganz unmöglich gemacht ist, so auch die Erkenntniss seiner Segnungen. Sie werden vorzüglich vom culturhistorischen Standpunkte aus gewürdigt.

Allerdings hat Vives in der Apologetik des Christenthums minder oberflächlich rationalisirt. Die sündige Vernunft ist ihm die Carricatur der wahren, er will die Gründe angeben, welche sich der durch Christus gereinigten Vernunft für die Wahrheit des Glaubens bieten, aber nicht gegen diese Vernunft seien die Mysterien. In der Durchführung freilich werden auch diese noch un-

genügenden Sätze nicht festgehalten, das soteriologische Element tritt sehr zurück. Einfachheit und Klarheit muss man anerkennen, Einzelnes z. B. die Charakteristik der Evangelisten kann überraschen, aber mit der Exegese im Ganzen nicht aussöhnen. Meint der Apologet, gleich einem alten Bilde müsse der Glaube mit dem Pinsel einer kräftigen Ueberzeugung gereinigt werden, so gehen ihm doch, indem er in seiner Weise den Process vornimmt, ganze Gestalten des Gemäldes verloren, das Verlangen nach Einfachheit führt zu Leere und Nüchternheit.

Befremden muss bei diesen antiaugustinischen Principien, dass Vives Name mit dem Hauptwerke Augustin's verbunden ist [1]). Darauf indess ist der Commentar zum Gottesstaate zu dem Erasmus die Anregung gegeben nicht angelegt, in das grossartige christliche System des Kirchenvaters einzuführen und seine reiche Gedankenwelt dem christlichen Bewusstsein neu zu vermitteln. Die staunenswerthe Gelehrsamkeit des Erklärers stellt einen gediegenen Apparat zum Verständniss der antiquarischen Seite jener Schrift zusammen. Die Quellen, aus denen Augustin seinen historischen, mythologischen und philosophischen Stoff schöpfte, werden aufgezeigt, vornehmlich die platonischen Elemente des Werkes angedeutet, um so wie unter der Aegide des Heiligen zum frommen Heiden zu führen. Ob die Absicht bei Vielen erreicht ist, ob die präcise, lebendige Darstellung auf diesem Umwege zu Plato lockte, ist doch sehr zweifelhaft. Der Erfolg war wohl mehr die Rehabilitation des Kirchenvaters als eines Colosses von Gelehrsamkeit, wie Niebuhr sagt, in der humanistischen Republik.

Vier Tage nach Beendigung dieser Arbeit fasste Vives, krank, fast gebrochen, noch Pläne zu neuen Schriften.

1) Commentarii in libros S. Augustini de civitate Dei 1522.

Vor dem Tode wollte er die Feder nicht ruhen lassen, die ihm freilich kein Geld, aber Liebe der Guten brachten. Sie linderte die Schmerzen der Kämpfe, die ungewohnte Bahnen erregen mussten, auf denen er und die neue Schule sich bewegten. Gegeneinander standen Cultus des Alten und Befehdung des Verjährten, Verehrung der Alten und Verwünschung der Heiden, Vertrauen auf die Wahrheit und Bauen auf menschliche Auctorität, Verschränkung in das Hergebrachte und Befreiung für das Neue; sie mussten zusammenstossen.

Die neue Tendenz schritt anfangs siegreich vorwärts. Unter Theologen, Mönchen, bis in die Nonnenklöster hatte sie Anhänger, manche der spanischen Prälaten zeigten sich günstig. Um so mehr Anlass für die bisherigen Alleinherrscher das bedrohte Reich zu vertheidigen. Natürlich nicht mit wissenschaftlichen Mitteln. Sie nahmen die Miene an, als sei die Rotte Glaubensfeinde deren gar nicht werth. Gediegene Polemik wird als Kleinigkeitskrämerei mit souveräner Verachtung abgewiesen. Wer ihre absonderliche Gelehrsamkeit mit kritischem Messer behandelte, beging das Attentat eines neuen Julian, verschloss den Gläubigen die Quellen der Wissenschaft; ein Glück, dass der Ehrenname des Lutheraners ausgetheilt werden konnte, selbst an den Besitzer einer Schrift Machiavells.

War Tostado, der doch die Fussspuren der Väter anzubeten meinte, nur in Rom gerettet, wie wäre Erasmus geduldet. Es schütze nicht, dass er eine Grossmacht in Spanien war, dass eine geistig gewichtige Majorität mit Maldonat urtheilte: dein Name ist gross Erasmus, Uebermenschliches wollen Einige an dir bemerken, Pedanten und sophistische Grillenfänger sind deine Feinde. Er mochte sich vor den Inquisitoren vertheidigen, dem Grossinquisitor Schriften widmen, den Kaiser und

die Erzbischöfe von Toledo und Sevilla zu Gönnern haben, umsonst, Gott muss man mehr gehorchen, hiess es, als den Menschen. Eine Schmähschrift nach der andern erschien. Ja und Amen rief man zu dem Anathem der Sorbonne, diesem Vorspiel des Verbotes aller Werke des Spötters in Spanien. Die spanischen Doctoren vergassen den grausamen Scherz des Lobes der Narrheit nicht. Das Feuer, womit er gespielt, sei durch Luther zum Brande geworden; was er bezweifelt hätte der deutsche Ketzer verworfen, er streute den Zunder, dieser brachte den Funken. Die erasmischen Photographien theologisirender und rabbinischer Waldesel stellten so Vielen der alten Maestros ihre eigenen Porträts dar.

Oft erhebt sich die Polemik zu salbungsvoller Wehklage über die Frechheit, womit Erasmus nur nebenher sich in eine Arbeit geworfen, zu der den heiligen Hieronymus ein päpstlicher Befehl zwingen musste. Heute Lucian, morgen Paulus, mit der gleichen Gesinnung würden die Evangelien und der Terenz commentirt. Einige Ungerechtigkeiten gegen das Latein der Vulgata, einige verunglückte Conjecturen, die aufzustellen den Gegnern die Geistlosigkeit verwehrt hätte, etwas starke Aeusserungen gegen die Doctoren, Verstösse aus Unkenntniss des Hebraeischen, riefen ein Strom von giftigen Schmähungen hervor, in dem sich der Aerger an der Genialität Luft machte[1]). Was die Propheten vom Verfall des Volkes in Bildern der furchtbarsten Unsittlichkeit bezeugen, ward auf den Grammatiker angewandt. Schweigen soll der Esel, und die Schrift den Theologen lassen, hinein in seinen Schlupfwinkel zu der Rotte der Schulmeister; mag er die stinkenden Lum-

[1]) Amotationes Jacobi Lopidis Stunicae contra Erasmum in desensionem translationis Nov. Test. Crilici sacri Tom. VII. 1230—1388 Apologia Erasmi. Critrici sacri Tom. VII, 1388—1408.

pen des Terenz, des Lucian nach jedem Buchstaben kennen, erklären, sich daran zu Tode martern! Die Jünger verwiesen den so Geschmähten auf den Dank der Nachwelt.

Vor den Feinden zu weichen dachte die neue Richtung auch dann noch nicht, als die Verbreitung der Reformation jenen neue Waffen bot.

Beide Schulen wirkten auf den Universitäten Spaniens in heftiger Befehdung neben einander. Sobald Leon sich der academischen Thätigkeit zuwandte erfuhr er das. Zunächst an einer unbedeutenden Sache, worin kommende Ereignisse einen Schatten vor sich her zu werfen schienen. Leon wünschte den Magistergrad; die Erlaubniss dazu, die nur selten ertheilt wurde, gab der Ordensgeneral Cristoforo Palatino gern dem ausgezeichneten, von den Obern empfohlenen Mönche. Der konnte sich darauf berufen, wäre der nicht makellos gewesen, ich wäre nie zugelassen; sein Vater sandte die erforderlichen fünfhundert Ducaten. Alles war bereit, da erfolgte bei dem Prior eine Denunciation wegen Häresie, basirt auf dem Besitze eines häretischen Buches.

Handschriftlich war Leon das Werk eines frommen, italienischen Mönchs zugekommen, ohne Furcht vor Büchern liess er es sich spanisch vorlesen. Es erzählte von Offenbarungen, die dem Verfasser über das Verhältniss von Sündenvergebung und Heiligung geworden. Einiges erschien Leon gut katholisch, Anderes bedenklich. Mit einem Theologen der alten Schule Diego de Zuniga sprach er darüber. Kaum ward der inne, dass nicht der ganze Inhalt correct sei, so hielt er eine Denunciation für Gewissenspflicht. Der Prior von Salamanca rieth ihm, gelegentlich mit dem Provinzial davon zu reden. Zuniga theilte Leon selbst sein Vorhaben mit, der ihn erschreckt zu beruhigen suchte. Immer habe er noch Bedenken, war die Antwort; sie sind grundlos, versetzte Leon, das Buch

ist vernichtet. Der Prior untersagte dem Eiferer weitere Schritte, man flüsterte nur noch von Greueln, wie Anweisungen zur Magie, die jene Schrift enthalten habe; die erste drohende Wolke zog vorüber.

Die in Spanien hoch angesehene Würde — die Doctoren oder Maestros genossen Adelsprivilegien — ward in feierlichem Acte dem Señor Maestro Fray Luis de Leon ertheilt. Domingo Soto praesidirte; vor einem grossen Kreise von Doctoren sprach der Aspirant über ein Quodlibet, ein Heft mit Fragen und scholastischen Sentenzen. Am längsten hielt man ihn bei der Rechtfertigungslehre fest, dem eigentlichen Scheidepunkte häretischer und katholischer Doctrin, der damals mit Leidenschaft überall behandelt wurde. In ein anderes Gebiet führte die Quästion ob die Gabe Melchisedeck's zum Genusse oder zum Opfer bestimmt gewesen sei. Die Auffassung als Opfer sah darin einen Typus der Messe, Leon entschied nach Chrysostomus und Hieronymus für die erstere Ansicht. Es erschreckte ihn nicht, als Stimmen gegen solche häretische Neuerung murrten, durch die Autorität der beiden schriftgelehrten Kirchenväter nicht beruhigt. Leicht regte sich der überall lauernde Argwohn gegen jeden Luftzug, der ein geistiges Saamenkorn herführen konnte.

Dem in feierlichem Pompe Graduirten, den der Promotor Gallo mit einem Panegyricus empfangen hatte, stand nun der Weg zu einem Lehrstuhle offen. Ueber die fünfundsiebenzig mit einem Gehalt bis zu neunhundert Ducaten dotirten Professuren bestimmen die Constitutionen Salamanca's hinsichtlich der Besetzung; bei Vacanzen rücken die Doctoren des Faches nach dem Alter des Doctorats ein, wenn die Scholaren nicht durch Stimmenmehrheit anders verfügen. Die Studentenschaft behauptete eifer-

süchtig das eingeräumte Recht Throne zu vergeben, keine Gelegenheit es zu üben liess sie vorübergehen. Die Wahlen in ihrer häufigen Wiederkehr — nur auf vier Jahre ward das Amt verliehen — brachten Bewegung in das academische Leben. Die Lehrer durch die Schüler ernennen zu lassen, rieth das Vertrauen: sie würden nur solche wählen, die am unermüdlichsten den Studien, dem Dociren obgelegen. Die Gefahr, bei dem sichern Aufsteigen nach der Anciennität bezeichneten die Cortes: sässen die Herren einmal fest, so wendeten sie keine Mühe auf Studiren und Fördern der Hörer, es liege ihnen dann wenig an gefüllten Auditorien, sie erstarrten und versumpften in ruhiger Behaglichkeit. Das Verhältniss zwischen Lehrern und Hörern schien das einer edlen, freien Gleichheit, wenn dem Jünger der Wissenschaft die Möglichkeit blieb, den geliebten treuen Meister durch sein eigenes Wort sich zu erhalten. Ein würdiger Kampfpreis winke dem tüchtig strebenden Lehrer und der Stagnation des wissenschaftlichen Lebens durch die Ermattung oder Gebrochenheit seiner Träger sei gewehrt.

Aber die Institution verlangte um segensreich zu werden eine edle, hohe Gesinnung, die selbstverleugnend nur das Interesse der Wissenschaft reden liess, die Herrschaft der Elemente, die das Eigenthum einer gediegenen, begeisterten Jugend sind. Wer dürfte diesen Sinn bei den Menschen, wie sie einmal sind, allgemein erwarten? Wo er fehlte, musste das Wahlsystem der niedrigsten Gesinnung, dem ekelhaftesten Treiben willkommen sein. Schlimmes genug wird darüber berichtet. Wohl war das Wahlrecht der Studenten durch einen ganzen Codex von Vorschriften über Alter, Studienzeit und Anderes geregelt,

aber man klagt, eine Menge Unberechtigter dränge sich ein, als Caballeros wollten sie mitstimmen. Unter den Berechtigten wirkten die Glieder der entgegengesetzten Parteien mit Dolchstichen für ihre Candidaten. Die Frommen seufzten über diese Gräuel der Verwüstung, sie wollten kein Catheder mehr sehen.

Umsonst bestimmten die Gesetze streng die Leistungen des Bewerbers. Versprechungen an die Studenten wegen der Prüfungen, Geschenke, elende Schmeicheleien waren gewöhnlich. Selten konnte Bestechung rechtlich erwiesen und mit Excommunication gestraft werden. In wie vielfache Formen hüllten sich die schlimmen Freundesdienste, welche die Lehrer leisteten und nahmen, um zum Señorio einer Professur zu gelangen. Geld und Faust, klagt Vives, gelten Alles, nicht die Tüchtigsten werden vorgezogen, die Erwünschtesten, Populärsten sind die Schmeichler, oder die am meisten geben und die grösste Licenz zur Faulheit verliehen haben. Vor Mitbewerbern dieser Gesinnung hat einst einer der grössten Humanisten Spaniens, der Freund des Cardinals Zuniga, der Erzieher des Infanten und Reichshistoriograph Antonio de Lebrija, weichen müssen. Salamanca hat ihn so für immer verloren.

Nicht genug an diesen schlimmen Elementen, auch die Mönchsorden mischten sich in die Sache. Sie sahen ihren Stolz darin, Brüder auf den Lehrstühlen zu sehen, die den Orden glänzend repräsentirten. Ihre Einwirkung auf die Wissenschaft sahen sie daran geknüpft. Durch ihre Söhne wollten sie den Lieblingsbüchern und Doctrinen zu Herrschaft und Sieg helfen. Daher bewegten die Wahlen die Klöster nicht minder als die Studenten. Hass und Neid, womit sich die mönchischen Corporationen bis in die Urwälder Americas verfolgten, fand daran neuen Zünd-

stoff. Augustiner und Dominicaner waren durch Wahlkämpfe bitter verfeindet. Diese, in ihrem reichen St. Esteban wissenschaftliche Interessen pflegend, hatten Columbus edel unterstützt, als die Majorität des Gelehrtenconcils die Pläne des Entdeckers als Producte der Arroganz verwarf.

Ihre Eifersucht regte sich, sobald der Name des Augustiners Leon bekannt wurde. Die Augen folgten ihm spähend, alle Fäden wurden bewegt, als er sich um eine Professur der Exegese bewarb. Es gelang, er blieb in der Minorität. Sie irrten, wenn sie ihn so für immer in seine Zelle zurückgewiesen glaubten. Die Professur der Dogmatik ward frei. Sieben Theologen, von ihnen vier gewesene Professoren, bewarben sich. Statutengemäss hatten sie vor den Studenten und Doctoren Reden zu halten. Solche Paradestücke wurden mit grösster Sorgfalt gearbeitet. In den Ausgaben der Werke behaupteten sie einen Ehrenplatz. Man flocht eine Rechenschaft über sich ein. Der Versuchung, wie in einer Auction sich zu preisen und mit Seitenhieben die Vorredner niederzudrücken, sind Viele erlegen. Die Studenten drängten sich zu solchem Schauspiel und würzten es durch Rufen und Klatschen. Scenen, wie sie noch jetzt in Oxford und Cambridge ähnliche Anlässe bringen, gehörten zur Herrlichkeit des Actes. Die alten Herren, die solche Minderung der Würde und Ruhe der Studien verdross, ärgerte man absichtlich.

Leon hielt seine Rede in spanischer Sprache frei von allen unlautern Zugaben. Am Weihnachtsfeste 1561 trat er als Catedratico de Tomas in die Universität ein, der er ohne Unterbrechung gehörte, auch als Professor des Durando, was er später ward. Sein Entschluss war, klar entschieden die Wahrheit zu lehren und für sie, wenn es

nöthig sei, zu sterben, denn nur in ihr sei Sieg. Dass er sein Ziel doch erreicht hatte, war mit das Werk eines Theologen der neuen Schule, Grajal. Ohne dass Leon ihm näher stand, war er der eifrigste Herold seines Ruhmes gewesen. Es bildete sich in Folge davon ein Verhältniss, in dem Leon einen Mann kennen lernte von so gesunder, reiner Gesinnung, so ohne alle Zweideutigkeit, dass er seines Gleichen bisher nicht gefunden. Sie schlossen einen engen Freundschaftsbund, nicht nur wie zwei Gelehrte, um mit einander zu studiren, nein, als zwei Menschen, die beide strebten gut zu werden und sich darum liebten. Theologische Verschiedenheiten störten dabei nicht. Garjal ging, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, weiter nach links. Im Vortrag schwerfällig und unbeholfen, ward er oft missverstanden; Leon glättete dann wohl den Anstoss mit einem: Señor Maestro scheine ihm dies sagen zu wollen, dann sei die Sache klar; so war kein Anlass zum Denunciren.

Durch ihn trat Leon dem Professor des Hebräischen näher Martino Martinez. Noch grösserer Patristiker als Orientalist kannte er keine Scheu in der Mittheilung seiner Resultate. Das Conzil von Trient hat seinem Lehrbuche der Hermeneutik die Auszeichnung der Verdammung zu Theil werden lassen. Wie hätte etwa die Aeusserung Gnade finden sollen, die Septuaginta erriethen oft was die Propheten meinten, verständen es aber nicht.

Diesen beiden Freunden unter den Gelehrten seines Faches traten mächtige Feinde gegenüber. In erster Linie der Doctor der Theologie, Jubilarprofessor und Decan der theologischen Facultät, Leon de Castro, das anerkannte Haupt der alten Schule. Er wiegte sich in einer angealterten Reputation, die er mit scharfer Zunge heimtückisch

und hämisch hütete. Seines Lehrers Fernando Nuñez de Valladolid, den Ximenez zur Arbeit an die Polyglotte berufen, rühmte er sich gelegentlich. Gelernt hatte er von ihm wenig genug; Hebräisch kannte er so genau, um alle Differenzen zwischen Text und Vulgata aus verschiedenen Lesarten erklären zu können. Am behaglichsten war ihm in der Geschichte der Ketzereien, nöthigen Falls hatte er sogleich Parallelen zur Hand. Er bedurfte ihrer sehr oft, denn bei seiner Lectüre sah er in jeder neuen Anschauung einen Widerspruch gegen die Lehre aller Heiligen. Ueberhaupt las er in einem Buche nur so lange, bis ihm Ungewohntes aufstiess, sich damit aus einander zu setzen, schien ihm eitel, die neuen Deutungen seien doch nur neue Ketzereien. Jeder Gelehrte galt ihm für einen halben Ketzer, wer seine Meinung nicht theilte, für einen Juden. Mit einer Bornirtheit, die sich beim ersten Gespräch verrieth, verband er einen Dünkel, worin er gern jeden seiner Einfälle zum Dogma gestempelt hätte und leidenschaftlich Dinge ausmachen wollte, die ausgemacht so wenig werth sind wie vorher.

Als der Bischof von Avila hundert Bücher Villena's verbrennen liess, von denen er so wenig gelesen hatte wie der König von Marocco und so wenig verstanden wie der Dechant von Ciudad Rodrigo, meinte der Leibarzt Johanns II. von Aragon: es giebt viele, die sich dadurch gelehrt machen, dass sie andere zu Narren stempeln, sich selbst sprechen sie selig, andere verdammen sie als Hexenmeister. Das liess sich auf Castro anwenden. Man brauchte nur einer seiner Phantasien, etwa der von dem Wunder, dass den Hosiannah rufenden Säuglingen die Sprache gegeben sei, exegelisch zu widersprechen so brauste seine Leidenschaft über alle Schranken. Nicht das vertraulichste Wort hätte er heilig gehalten, Lüge

und falsches Zeugniss gebrauchte er unbedenklich. Mit den Stacheln verdächtigender Worte warf er um sich. Gross im absichtlichen Missverstehen hörte er zu. Zäh unterwühlte er die Stellung des Gegners, nur nicht nachlassen, die Nägel schneiden bis das Blut fliesst war sein Wahlspruch; Alleinherrscher zu bleiben sein Ziel.

Diese unheilvolle Persönlichkeit hatte in Bartolomé de Medina einen allezeit bereiten Helfer. Fanatischer Thomist hat Medina in einem monströsen Commentar zur Summa seinem Sammelfleisse und seiner Verketzerungssucht ein Denkmal gesetzt. Mögen sie schreiben, höhnt er, die lateinischen Leutlein, so viel und so fein sie wollen, lateinisch, griechisch, hebräisch, wenns beliebte arabisch und chaldäisch, all diese Monumente sind ein Vergleich mit Thomas Worten, leere Possen ohne Gehalt und Ernst. Gemäss diesem Urtheile verfuhr er gegen die Schuldigen. Unermüdet spähte er ihnen nach. Feige benutzte er academische Verhandlungen um die Abwesenden zu verdächtigen. Redlichkeit, Wahrheitssinn hatte ihm sein heiliger Thomas nicht gegeben.

Die Scenen lassen sich denken, die Castro und Medina in amtlichen Conferenzen mit Martinez und Grajal aufführten. Maass und Vernunft ging in den Stürmen der Debatte verloren, sie wussten gar nicht mehr, was sie gesagt hatten. Alle Mühe musste der milde, besonnene, freilich schwankende und charakterschwache Sancho aufwenden, um das Aeusserste zu verhüten. Er war längst Leon bekannt und konnte ihn über das gefährliche Terrain orientiren, als er bald nach Weihnachten seine Vorlesungen begann. Regel war für jeden Docenten täglich eine Vorlesung, Leon übernahm zwei. Ununterbrochen docirte er von San Francisco bis San Luca. Pünktlich war er am Platze. Nie dehnte er die Viertelstunde der Cortesia

über das Maass aus. Zeit sich zu nehmen wie seine Collegen, bei denen etwa ein voller Cursus der Jurisprudenz zweiunddreissig Jahre forderte, verbot ihm die Gewissenhaftigkeit.

Es mochte desshalb auf seine Gediegenheit ein Schatten fallen, denn Gelehrsamkeit und Kürze schien Vielen unvereinbar. Wie sie Chroniken Carls V. mit Noah beginnen, biographische Lexica mit Adam, breiten sie sich in den Vorlesungen möglichst aus. Bei einer Stelle des Aristoteles vom Punkte entwickelt man in Parenthese die ganze Geometrie. Die Erwähnung der Helena führt auf den trojanischen Krieg, das Wort Orient zu astronomischen Betrachtungen. Die Theologie nehme als nach göttlichem Rechte das Menschenleben in Anspruch, denn alle Schätze, alle Wissenschaften und Künste biete sie nebenher, um allen Wissensdurst zu stillen. Es war nicht ironisch gemeint wenn man sich der Kürze rühmte, denn selbst die Quaestionen über das Wachsthum der Liebe zu erschöpfen reiche ein Leben nicht aus.

Seinen Titularautor erklärend, war Leon bei dem Reichthum des Thomas weniger gebunden. Es war anerkannt, die Schulhäupter seien in vielen Punkten gar nicht mehr verständlich, dies mehrte die Freiheit. Dass die gewöhnlichen Scotisten oder Thomisten am steifsten festhielten wo sie ihre Meister völlig missverstanden, wusste Leon. Ihre Tradition beengte ihn wenig und mochten sie einen Folianten nach dem andern damit anschwellen. Ihn begleitete ein anderer Meister in seine Vorlesung. Erkenntniss Christi, besonders nach seiner heiligen Menschheit, als Fundament alles theologischen Wissens war das Centrum seines Lehrens. Christus war ihm die Quelle, ja der Ocean alles Guten und Süssen, von ihm zu zeugen, seine Schätze zu zeigen, das Köstlichste in sei-

nem Berufe. Damit war freilich seine Aufgabe eine wesentlich andere. Wollte er auch durch die Mittel der Wissenschaft zum Heiland führen, so mussten doch Dinge, die den Weg dazu verbauten fallen, die brauchbaren ganz anders angewandt werden, als man gewohnt war. Die biblische Lehre trat in den Vordergrund; in ihr seien die Originalzüge des Bildes Christi zu zeigen. Aus der Masse der patristischen Sentenzen wählte er die am meisten biblischen. Die Entfaltung, welche sie einem Schriftgedanken gaben, legte er, falls sie treu war, in ihrer Angemessenheit dar, unbefriedigt davon nur Auctoritäten für die Wahrheit zu addiren. In den Hörern sollte das Bewusstsein des Schriftgemässen so mächtig werden, dass es eine Schutzwehr bildete gegen das Andringen des Scholasticismus.

Recht dazu gab ihm die noch nicht unterdrückte Sitte, neben der scholastischen mystische Theologie zu studiren. Zu stark hatte es sich aufgedrängt, die Beschäftigung mit den Haeccitates und Circumsessiones mache so wenig den christlichen Theologen, wie die Osteologie den Arzt. Wie Mediciner die Praxis erst bei einem berühmten, ausübenden Arzte lernten, so hätten die Theologen geistliche Erkenntniss und Erfahrung aus Schriften geistlicher Menschen zu gewinnen. Welch ein Zeugniss war damit der entgeisteten, christusleeren Wissenschaft ausgestellt; wars doch ein Brandmal für die Exegese, wenn sie von dem Geiste der Schriften, an denen sie arbeitete, nichts zu erfassen eingestand. Leon füllte seine dogmatischen Vorträge mit Schriftauslegung. Dadurch will er Liebe zur Bibel wecken, ohne die uns ewig das Verständniss verschlossen bleibt. Alle menschlichen Hülfsmittel erscheinen ihm ungenügend, wo nicht Christus selbst das Auge der Seele öffnet, dass sie ihn

im Worte und das Wort in ihm erkennt. So ist die Schranke gezeigt über die hinaus eine andere Macht als die Wissenschaft führt. Das Geständniss ihrer Grenze, das ihr immer so schwer würde, findet Leon nothwendig und ehrenvoll. Für die gelehrte Arbeit nimmt er ohne Pedanterie jedes Hülfsmittel an. Die Spiele der Kinder, die Scenen der Kinderstube, die Scherze der Liebenden, die Sitten der Volksfeste, das Leben der Blumen, die Eigenthümlichkeiten der Hausthiere, ihre Sprache, das Spielen der Lämmer, Alles muss ihm helfen, die menschliche Physiognomie des heiligen Textes zu erkennen.

In den Grundsprachen studirte er ihn, auf sie ging er in den Vorlesungen zurück, so sehr auch das Studium des Griechischen nachgelassen. Möglichst schloss er sich dann an die Vulgata, ohne dass die Majestät des Urtextes litt. Alle Exegeten und Uebersetzungen von Bedeutung zog er zu Rathe. Auch den grossen Doctoren schrieb er nur ein werdendes Schriftverständniss zu. Augustin und Bernhard sind seine Lieblinge, weil sie so oft den innersten Sinn der Stellen getroffen haben. Ihre Allegorien macht ihm sein Grundcanon ungenïessbar, vom sprachlich-historischen Sinne als einzig fester Grundlage auszugehen. Das Verdrehen und Verdunkeln, die vergebliche Arbeit komme meist daher, dass man Einfälle zu Grunde lege statt den rechten Faden zu ergreifen, sich weisen zu lassen und zu erkennen, wie Alles mit wunderbarer Kunst zusammengefügt sei. Was er gab, ruhte auf der sorgfältigsten Forschung. Beredt, lebendig theilte er es mit. Wie im Dialog mit den Hörern liess er es allmählich vor ihnen entstehen. Leon hasste die leichtfertige Oberflächlichkeit, die in der Reaction gegen scholastisches Vergrübeln bei vielen Studenten einriss. Die Schüler sollten Bibelfreunde werden durch Erkenntniss der Schrift im Kleinen.

Feinsinnig wies er auf den Reichthum im Unscheinbaren hin, solche Entdeckungen sollten überraschen und reizen. Auf die Centralgedanken deutete er zuerst und zuletzt, die das Verständniss einzelner Schriften in sich schliessen. Erfasse man sie, so verfehle eine irrige Auffassung im Einzelnen doch nicht gänzlich das Ziel. Das richtige Grundverständniss dringe dann noch erhellend und neutralisirend in die falsche Interpretation ein. So reichlich mit Fruchtbringendem beschäftigt, konnte er anderes rasch abthun. Untersuchungen, die resultatlos bleiben mussten, wie über die Verfasser anonymer biblischer Bücher, sonst mit hochtrabender Weitschweifigkeit abgehandelt, wies er kurz ab. Bei Fragen über die dunkeln historischen Beziehungen mancher Psalmen warnte er, seine Unfertigkeit gestehend, vor dem Phantasiren. Klar, einfach, natürlich und schön sprach er, die grösste Mühe auf den Ausdruck verwendend. Lange spielte er mit den Worten und erwog sie hin und her, bis sie ihm gefielen und ausdrückten was sie sollten. Von der in Salamanca vielbenutzten Theologenlicenz auf die Form keine Sorgfalt zu wenden, da die Sachen Schweiss genug kosteten, macht er keinen Gebrauch. Ueberhaupt hasst er die Lügen der Catheder-convenienz. In Paraphrasen des Textes redete er gern castilisch.

Sollte man nicht hoffen, dass die Schrift an einem so dem Herrn zugewandten Gemüthe ihre volle Macht beweisen und es zur evangelischen Wahrheit führen werde? Dass sie das Auge öffne um den Abgrund zu sehen der Rom und Christus scheidet? Dennoch geschieht es nicht. Zu mächtig sind in der geheimnissvollen Tiefe der Seele, aller Kritik sich entziehend, die katholischen Elemente. Ohne dass er sich ihrer Einwirkung bewusst ist bestimmen sie sein Urtheil. Gleich den fliegenden Flocken, die

sich vor einem leidenden Auge hin und her bewegen, schweben sie ihm vor wenn er die Schrift studirt. Er thut es katholisch inficirt und meint dann vollkommen unabhängig in ihr die sichern Fundamente der katholischen Wahrheit zu finden. Wie Staupitz, Fenelon, Sailer hält die katholische Grundneigung durch die Schrift selbst ihn bei dem Katholicismus fest.

Aber wie verschieden ist seine Polemik gegen die Häretiker von dem, was sonst auf den orthodoxen Lehrstühlen verkündet ward. Unbedenklich wurde da Luthers Leben aus den Schmähschriften eines Cochlaeus und Catharinus illustrirt, was er von Anfechtungen erzählt, auf einen Bund mit dem Teufel gedeutet. Martino Antonio del Rio hat in gelehrten Disquisitionen untersucht, ob Bruder Martinus ein Sohn des Teufels sei. Sein Ansehn erklärten die tiefsinnigen Maestros daraus, dass die deutschen Fresser mehr auf fleischliche, materielle, bestialische Ketzereien hielten als auf speculative. Tetzel hiess der gelehrteste Doctor, Eck ein Heiliger, die Krone der Domcapitel der ganzen Kirche. Mit allem Lobe sei nicht auszusprechen was man ihm verdanke, der in Leipzig den Ketzer gezwungen habe, den Papst als Haupt der Kirche anzuerkennen. Den Verfall der Bildung hätte die Reformation so sehr verschuldet, wie das Verderben der deutschen Nation, die einst so beständig im Glauben, von würdigen Sitten, einfältig in Lauterkeit des Geistes, fromm und loyal gewesen sei.

Die anabaptistischen Gräuel boten erwünschte Gelegenheit, die Verwandtschaft zwischen deutschen Ketzern und Mohamedanern darzulegen, oder alle Teufel Protestanten und als solche selig zu nennen, falls sie sich einbildeten ihnen sei vergeben. In diesen Verzerrungen sprach sich freilich der Hass gegen die reformatorische

Lehre vom Glauben aus, vor der alle Verdienste der spanischen Glaubenshelden, der kreuzfahrenden Paradiesesstürmer verschwanden. Er trieb die Polemik am fleissigsten die es aussprach: nachdem einmal die Kirche, die Bewahrerin der göttlichen Orakel, geflucht, verdienten die Ketzer keine Worte als Flüche, keine Waffen als Feuer und Schwert. Nicht gemalt sollten die Bildnisse der Reformatoren werden ausser etwa in Thiergestalt, wie Longolius Luther als Wolf gemalt habe in der schwarzen Kutte.

Mit dem Ketzernamen überhaupt ging Leon nicht so freigebig um, wie seine Landsleute. Auf die Gedanken, nicht auf Worte und Buchstaben sehend, nahm er keinen Anstoss, wenn ringsumhin schon furchtbare Worte gerufen oder geflüstert wurden. Mancio sollte gelehrt haben, der Beschluss von Chalcedon über die beiden Willen in Christo sei kein Glaubenssatz. Hunderte riefen Weh; Leon bemerkte, Mancio sei fromm und gelehrt, Missverständniss oder irriger Ausdruck werde Alles sein. Domingo Bañez hatte in dem Leon feindlichen Kloster St. Esteban einen gefährlichen Satz gelehrt. Leon wagte auszusprechen: die These sei schlimm, der Urheber kein Ketzer, sondern ein wackrer Mönch. In solcher milden, auf das geistig Wesentliche gerichteten Weise behandelte er die reformatorischen Ansichten. Auf Calvins und Luthers Werke nimmt er Rücksicht. Ganz ohne Eindruck blieben ihre Einwendungen wohl nicht. Er gestand, manche der katholischen Beweisstellen hätten nur durch falsche Auslegung ihre Geltung erhalten. Eifrig rechtfertigte er die Scholastiker gegen Vorwürfe der Protestanten, deren Unbilligkeit man schon damals einsah.

In dem Cardinalpunkte über die Rechtfertigung theilt

wörtlich nieder, arbeitete die Hefte immer von neuem durch. Ganz frei sprach er selten, so leicht es ihm bei einem starken Gedächtnisse war, das alles festhielt, so gar die einmal in Disputationen entwickelten Ansichten Anderer. Er fasste dann bei besonders bedeutenden Gegenständen seine Resultate in Thesen von solcher Präcision zusammen, dass Collegen, die den gleichen Stoff zu behandeln hatten, sich diese Blätter mit grossen Schriftzügen erbaten. Ueberhaupt gehört das Mittheilen seiner Hefte zur collegialischen Gefälligkeit. Hatte Jemand das Material für eine Vorlesung noch nicht zusammen, so halfen ihm fremde Hefte aus.

War die Vorarbeit gelungen, so bewegte Leon sich bei der Vorlesung frisch und zwanglos, Scherze flossen ein. Bei Besprechung der brüderlichen Ermahnung der Ketzer bemerkte er, dass die Studenten ihn nicht verstanden und Zeichen gaben lauter zu sprechen; ich bin heiser, meine Herren; es ist übrigens gut leise zu sprechen damit uns die Inquisitoren nicht hören. Diese Formel kehrte häufig wieder, und die Ironie darin wurde kaum durch die Versicherung bei Aufstellung neuer Ansichten paralysirt: er unterwerfe Alles dem Urtheile des Officiums. Die Klage der Zuhörer nicht zu verstehen war im Auditorium gewöhnlich. Leon sprach durch seine schwache Stimme gezwungen, leise und doch bedurfte er einen Hörsal, der dreihundert Studenten fasste. Collegienzwang führte nur wenige zu ihm. Mehrere Docenten für jedes Fach liessen die Wahl frei. Die Lernenden gingen zu dem, der ihnen am meisten zusagte und vertheidigten ihn mit spanischer Leidenschaft. Vorgeschrieben waren wenig Collegien, Atteste über den Besuch wurden nicht gefordert. Die Actos am Schlusse der Studien vertraten alle Prüfungen.

Woher die Menge von Theologen? Kein Fach hätte

so sichere, glänzende Aussichten geboten. Der katholisch-bureaukratische Charakter der Regierung Spaniens forderte die Mitwirkung von Theologen. In allen staatlichen Behörden von den ersten Räthen der Krone bis zu den niedrigsten bürgerlichen Verwaltungen nahmen sie ihre Plätze ein. Theologische Studien galten als der sichere Weg zu den höchsten Würden. Aus Menschen werden Bischöfe sagte das Sprichwort. Unzählige geistliche Stellen boten Frommen und Faulen, Verächtern der Arbeit aus Standesrücksichten, und Feinden des Soldatenberufes einen angesehenen Wirkungskreis. Kirchen und Klöster setzten ihren Stolz in einen zahlreichen Klerus, den die Reichthümer erhalten konnten. Geistliche Fundationen in Menge forderten Priester in entsprechender Anzahl. Für Kirchen, Kapellen und dergleichen wurden erstaunliche Summen verwandt. So gab Francisco Sarmiento von Jaen dafür dreimalhunderttausend Ducaten, Erzbischof Carranza in zehn Monaten achtzigtausend, fromme Damen standen nicht zurück, Alles floss in geistliche Hände, wie hätten sich Empfänger nicht drängen sollen! Dazu kamen die Plätze als Hauskapelläne der Adligen, die Versorgungen an Kapellen, von denen das Land wimmelte, da mit ihnen die Eitelkeit a durch Stiftungen zu glänzen, leicht zu befriedigen war. Mochten auch die nahen Armen verhungern, die Kinder zu Bettlern, die Klöster zu Zuchthäusern werden. Man tröstete sich, wenn das Auskommen der Familie zusammenschmolz: der sie ohne mich geschaffen, sollte er sie nicht erhalten? Die Bauerhäuschen mochten so elend sein, dass sie bald als Ruinen zu Ställen dienten, die Grundstücke mit denen sie fundirt waren an einen Hermitano verpachtet, boten doch ein Auskommen, neben dem Erwerb aus Schulmeisterdiensten sogar ein reichliches.

Im Auditorium Leons waren unter den „viri ornatissimi et doctissimi“ alle Stande vertreten, von dem Sohne des adligen Hauses, dem der Diener Mappe und Bücher trug, bis zu dem armen Stellenjäger, der sich kaum für die Stunden der Vorlesung von Burschendiensten frei machte, natürlich auch die ganze Skala von Einfalt zu Genialität. Es sassen Tantalusse da, denen die Sacrosancta zum Erreichen zu hoch, zum Ergründen zu tief war; Faule, die ganz andere Mittel zu Amt und Würden suchten, als die Studien; Träumer, die den Spruch befolgten: eine Stunde schläft der Hahn, zwei das Pferd, drei der Heilige, fünf der Pilger, sieben der Wanderer, acht der Student; Lateiner, die mit Phrasen gelehrt thaten, ohne ein Wort richtig decliniren zu können, Gelehrte, deren gravitätische Orakelsprüche das Staunen der Einfalt erregten. Leichtsinnige, die gern studirten, wären Damen ihre Bücher. Der beste Professor, klagt Leon, martert sich ab, er thut an ihnen, was einen Stein zum Genie machen müsste, es ist umsonst. Sie sollen mit ihm arbeiten, suchen, ihn corrigiren, aber wie wenige können es.

So widerwärtig, ja fast unmöglich ihm das mechanische Wiederholen ist, er muss sich dazu zwingen, denn welche Hefte wären sonst entstanden. In Salamanca kamen notorisch auf zehn Studenten, die richtig nachschrieben, zweihundert, die dazu unfähig waren und statt katholischer Sätze die ärgsten Ketzereien aufzeichneten. Sie nahmen dann Hefte von Commilitonen aus andern Vorlesungen zu Hülfe und mengten, was sie da fanden und sonst lasen, zusammen. So langsam zu sprechen dass es ein Dictiren wurde war verboten. Was jeder fassen könne möge er nehmen. Wo aber weder gute Köpfe noch gute Federn arbeiteten, welche Elaborate, welche

Gefahr vor der Inquisition! Sie untersuchte die Papiere, verdächtigte schon das rasche Sprechen des Docenten als Absicht um das Nachschreiben zu hindern. Die Einwendung blieb unberücksichtigt, wolle man den Lehrer für die Tollheiten verantwortlich machen, die einzelne wenig wissende und nichts verstehende Studenten aus den gediegendsten Vorträgen sich zurechtlegten, so seien alle Lehrer der Theologie im Reiche zu verbrennen. Noch ehrlicher war es wenn ein Student rief: ich schwöre bei Gott und diesem Kreuze, davon auch kein Wort zu glauben.

Bittere und erfreuende Erfahrungen über die Aufnahme des Gegebenen machten die Lehrer durch den Verkehr mit den Zuhörern. Nach dem Schlusse der Vorlesung erwarteten sie Studenten, die sich in den Corridoren um sie drängten und Gespräche anspannen, um über Unverstandenes klar zu werden. Wer nicht den Muth zu einem solchen Dialog besass, konnte sein Ziel durch einen aufs Catheder gelegten Fragezettel erreichen. Gewöhnlich ward er sogleich beantwortet. Ja nicht nur durch Murren und Stampfen bei unangenehmen Sätzen unterbrach man den Vortrag, zur Abwechselung wurden Fragezettel übergeben mit Einwendungen oder unbedeutenden Erkundigungen, z. B. ob die heilige Lucia desshalb ohne Augen gemalt werde, weil sie sich geblendet habe oder von Andern geblendet sei. Oft lag die Absicht dahinter, etwas gegen die Kirche herauszulocken, da die rasche Beantwortung keine sorgsame Ueberlegung gestattete. Denn auch dieser in ihren Schranken heilsamen Sitte bemächtigte sich der theologische Hass.

Leon ging geduldig auf Bedenken, Einwendungen und Sorgen der Hörer ein. Tüchtigen öffnete er seine Zelle. So sehr ihn seine Neigung vom Verkehr hinweg-

zog, überwand er sich zu dem Opfer des Umgangs mit den mas floridos estudiantes. Er zog wohl die Erwähltesten zu seinen Professorengesellschaften und liess es sich gefallen, dass sie ihn nicht nur störten wenn er arbeiten wollte, sondern auch fragten, was er arbeite. Sie lesen ihm eigene Aufsätze vor, er berät ihre Studien, mit herzgewinnender Freundlichkeit fesselt er sie. Gott mache dich zum tüchtigen Gelehrten, mit dem Abschiedsgrusse bekräftigt er seine Ermahnungen. Sie wirken wie die Worte eines Feldherrn, der in Kampf und Getümmel ergraut ist. Sie warnen vor der eitlen Zersplitterung, die sich an Alles wagt, nur nicht treibt, was sie soll: was sei ein Koch werth der die Zither spiele, aber keine Suppe bereiten könne. Ein strenges starkes Wort rügt auch da, wo er wohl will. Schneiden und brennen nicht sparend, lässt er den Schein und die Selbsttäuschung in ihrer Hohlheit offenbar werden. Begeistern möchte er zum Leben im wahrhaftigen Gute, wo das Werden ein Steigen der Seele ist zur wahren, geistlichen Gesinnung.

Ihm verbirgt sich der Zustand der Geistlichkeit nicht mit den schweren Schatten und Mängeln. Wohl gab es würdige Bischöfe, wie Talavera, der auf das Erstaunen darüber, dass er Spitäler besuche, versetzte, wüsstet ihr was es heisse, Bischof sein, so würdet ihr euch nicht wundern über das, was ich thue, mehr darüber, was ich unterlasse. Andere lebten in der Mönchsaskese und Demuth der alten Kirche. Juan Manuel von Siguenza resignirte: sein Gewissen predige ihm, er möge die Sorge für andere Seelen aufgeben um seine eigene zu retten, und diese Predigten wolle er hören Tag und Nacht. Er hatte zu Fuss seine Visitationsreisen gemacht bis in die kleinsten Dörfer. Einige verwandten Einkünfte, die sie den reichsten Granden gleichstellten, in christlicher

grossartiger Weise, so Fonseca von San Jago, den man Vater und Helfer seiner Leute nannte. Aber schon das Aufsehen das er macht zeugt dafür, dass solche Prälaten sehr vereinsamt standen. In alten Zeiten, heisst es, hätten bei dem Tode eines Bischofs die Glocken von selbst geläutet, jetzt könne man sie reissen aus allen Kräften, es sei umsonst [1]). Sehnsüchtig verglich man die Capitanos in den Glaubenskämpfen Polycarp, Ignatius, Athanasius mit den geistlichen Fürsten, die den für einen Feind hielten, der keine Geschenke bringt. Nicht Väter, nur noch Excellenzen wollen sie sein, Gelehrsamkeit achten sie für nichts, haben für ihre Kinder mehr zu sorgen als für ihre Kirchen. Sie verprassen das Gut der Armen schmücken sich mit dem Erbe des Gekreuzigten. Ihre Vorbilder, die gefüllten Schweine, die man in Castilien ass, Höllenhunde würden sie zerreissen. Aus streng katholischen Kreisen kamen Satiren auf Bischöfe, die an Sancho Pansas Befürchtung erinnern, seine Blume aller Ritterschaft werde noch Erzbischof werden. Gegen eine rigorose Einwirkung von Rom aus schlossen sich die Bedrohten sehr energisch ab: ich bin Erzbischof von Granada und der Papst ist Erzbischof von Rom. Nationalstolz, Adelsstolz und Royalismus vereinten sich in der Haltung, die eine unbedingte Abhängigkeit von der Krone in sich schloss. Auf der Krone ruhte die Verantwortung für die Beschaffenheit des Episcopates.

An Philipp II. wird gerühmt, mit welcher Sorgfalt er bei Besetzung der hohen Stellen auf Gelehrsam-

1) Die Schilderung des kirchlichen Volkszustandes ruht auf vielen Stellen der Werke Granada's, Leon's, Juan's de Avila. P. de Leon Guya del cielo 1553. Lugo aviso de curas 1530. Simancas Collectanea de republica lib. IX. 1582.

keit und christlichen Wandel sehe, wie er einen tüchtigen Prälaten nicht los lasse, der von seinem Krankenbette aus die Kirche noch gut regieren könne. Dies beweist die Regel war es nicht, Manche waren vorhanden, die das unwürdig erlangte Bisthum mit gleicher Unwürdigkeit verwalteten.

Von ihnen hatten dann die ähnlichen, reichen Pfarrer wenig zu fürchten, deren Verdauung durch Sorgen um die Seelen ihrer Heerde nicht gestört wurde. Sie waren ins Amt gedrungen auf den gemeinsten Wegen, durch gemeine Mittel die Weihen erkaufend. Bischöfliche Hausbediente und Bastarde, die nicht den Sohn eines armen Ritters hätten erziehen können, die für die Cura über ein Maulthier zu dumm waren, wurden mit Pfründen versorgt. O Gott, klagt eine Nonne, wie wenig treue, ächte Geistliche giebt es, die meisten sind einfältige Miethlinge, sie können nicht lesen und absolviren in allen Fällen. Neben den Patronatspfarrern durch bischöfliche Ernennung standen solche, die als Söhne der Familie des Stifters, als Blutvicare, das Amt zu übernehmen hatten, nur damit das Haus die Stiftung nicht verliere. Trotz völliger Unfähigkeit erhielten sie die Stellen. Nimmt man hinzu, dass von Rom Hausmeister und Reitknechte der Cardinäle eingeschoben wurden, so sind genug Factoren für eine elende Pfarrgeistlichkeit gegeben, und man findet den Bericht glaublich, im Bisthume Calahorra seien jährlich von den Geistlichen viertausend fünfhundert Ducaten Strafgelder eingezogen.

Wenn auch die Gemeinden einigen Einfluss auf die Wahl der Pfarrer hatten, änderte das wenig. An vergiftetes Brod und trübes Wasser gewöhnt, nahmen sie den, der sie auf solche Weiden führte, verabscheuten den, der sie davon losreissen wollte. Die Avisos de Curas

öffnen einen Abgrund von Verkommenheit im Clerus. Seine Gelehrsamkeit liess das Salve regina von den Aposteln griechisch verfasst sein. Sie reichte nicht hin, die alten pastoralen Weisheitsquellen auch nur zu verstehen den baculus pastorum, das desideratum des Antoninus von Florenz, den tractatus sacerdotalis des Nicolaus von Plave, das Speculum curatorum und ähnliche Classiker der Pastoraltheologie, die sich etwa aus dem Nachlasse der Vorgänger in der Pfarre fanden. Den Messcanon richtig lesen und betonen zu können, erhob schon über die gewöhnliche profane Masse. Persönlichkeiten genug umfasste sie, auf die Berceos Erzählung von Geistlichen passt, die mehr aus Gewohnheit als aus Verständniss der Madonna die Messe lesen, die sich dann natürlich ihrer Jünger eifrig gegen den Bischof annimmt, der solche hijos de la mala putana absetzen will. Parallelen in Fülle bot das Leben solcher Elenden zu den Greueln, die der Erzpriester von Hita aus seinem Leben zu berichten wagt. Man weiss nicht was grösser ist, die Frechheit, die benedictus qui venit dem Don Amor singt, oder die Gemeinheit, deren Herzensergiessungen nicht Auszusprechendes enthalten.

Der ekelhaftesten Unsauberkeit im Innern entsprach häufig der Schmutz im Aeussern. Unter dem Vorgeben, sie mieden die Eitelkeit gründlich, überhoben sie sich der Mühe, Gesicht und Hände zu reinigen. Sie hatten dabei den Abstand zwischen sich und den priesterlichen Gewändern nicht zu fürchten, auch die starrten von Schmutz.

Die geistliche Wirksamkeit beschränkte sich auf Beichthören. Die Communiongelder lockten dazu, dies Barbiergeld der geistlichen Maulthiertreiber, wie es gute Prälaten im Aerger treffend nannten. Die Hauptmesse zur

bestimmten Zeit zu halten, beeilte man sich durchaus nicht. Man nahm sie mit den Seelenmessen zusammen, glücklich über solche fruchtbringende Combination. Wehe, wenn Nachts ein Kranker das Sacrament verlangte; stets sahen sie am folgenden Tage Besserung voraus. Hatten sie geirrt, so war der Trost bereit: der Gestorbene habe als guter Christ die Intention gehabt, werde also sicher selig. Zu einem sterbenden Fremden zu gehen, verbot ihnen die Achtung vor den Parochialrechten ihrer Amtsbrüder; den Gestorbenen für die erforderlichen Maravedis zu Grabe zu geleiten, erregte keine Bedenken. Besassen sie eigenes Vermögen, so enthoben sie sich aller Arbeit. Nur ausnahmsweise amtirt der Pfarrer noch, bis ein Vicar gefunden ist, der sich mit dem Wenigsten begnügt, Geschenke bietet, vermögende Vettern hat, und den geeigneten Ton zu treffen weiss, um von renitenten Pächtern die Miethen einzutreiben. Die Assistenz für die finanzielle Seite des Geschäfts stand in erster Linie. Die Verpachtung des Zehnten bildete darin das Centrum, man brauchte einen harten, rücksichtslosen Blutsauger. Die Opfer bei Kirchenfesten in Empfang zu nehmen, war eine so süsse Arbeit, wie die Wahrung der Gerechtigkeiten, die lobenswerthe Gewohnheit bei Verwaltung der Sacramente spendete. Auch fällt noch manche Gabe ab, wenn der Pfarrer zu Gevatter gebeten ist. Fast jedes angesehene Haus in der Parochie hat ein Mitglied das den Namen des geistlichen Herrn trägt. Selbst die Kräfte dieser Freunde wurden in schlimmen Fällen zum Eintreiben der Pachten aufgeboten. Die Einbusse an geistlichem Nimbus durch solche Gevatterschaft, an Strenge der Kirchenzucht fiel nicht ins Gewicht; Gaben hinderten sicher die Excommunication.

Gelangen die Finanzunternehmungen, so stieg der Muth. Das Pfarrhaus ward als nicht prächtig genug ver-

lassen, und eine Villa, in weiter Entfernung vom Dorfe erbaut. Ganz erwünscht hinderte dann der weite Weg zur Kirche an mancher Function, natürlich nur einer, für die nicht mehr in Aussicht stand, als was der grosse Prediger Franz von Segovia als Ehrensold seiner Predigten annahm, ein Trunk Wasser. Solche Entfernung sagte Geistlichen zu, die aus irgend welchen Gründen keine Neigung hatten, sich an die Klasse der Non-Residentes anzuschliessen. Trotz der Kirchenverbote führten Viele ein heiteres, behagliches Amtsleben, ohne je ihre Gemeinden zu sehen. Den Mahnungen der Bischöfe begegneten sie mit Exemtionen oder Dispensationen, da sie vier, sechs, acht, ja funfzehn Vicare halten könnten. Andere rüsteten immer zu einer nie ausgeführten Römerfahrt, oder schützten ihre Domherrnwürde vor. Andere beriefen sich für das Nichtsthun auf ihre Studien, wovon mit Recht Philipp II. bemerkte, sie seien alt genug, um ausstudirt zu haben und bei ihrem Nachstudiren komme doch nichts heraus. Wenigstens die Stellen aus den Werken von Kanonisten und Theologen kannten sie genau, in denen die persönliche Seelsorge herabgesetzt wurde.

Wie diese Priester durch Entfremdung, schadeten andere durch bedenkliche Vertraulichkeit. Sie assen Reihe um bei den Bauern, die Messen bestellten. Es hatte sich eingeführt, dass, wer eine Messe forderte, den Priester an dem Tage, da er sie gelesen, bewirthen musste. In süssem Ausruhen brachten sie dann die Zeit hin. Sehr unangemessene Gespräche waren gewöhnlich. Die empfangenen Aufmerksamkeiten erwiederten sie damit, dass sie die Kirche zum Spielzimmer, ja zum Tummelplatz der Bauern hergaben. Vor dem Sanctissimum wurden zuchtlose Tänze, unziemliche Autos aufgeführt, profane Coplas und Lieder gesungen. Die traute Freundschaft hinderte aber doch

nicht, dass solche Bauern, die über ihrer Seele vier Finger dicken Speck von cristianos viejos hatten, auf das beliebte Unterhaltungsthema kamen: die geistlichen Herren können die angenommenen und bezahlten Messen gar nicht lesen, auch wenn sie noch so alt werden, betrügen also um die guten Werke. Frech lautet die Replik der berufenen Träger und Lenker des christlichen Lebens: die Pfarrkinder hätten zu thun, was der Pfarrer sage, aber sich nicht zu kümmern um das, was er thue. Seine Hausgenossen schienen keins von beidem zu thun. Sie standen im übelsten Rufe als Diebe, Plünderer, Betrüger. Man wandte auf sie das Schriftwort an: des Menschen Feinde sind seine Hausgenossen.

Sehr erschüttert ist dadurch doch die Achtung. Es wird erinnert nicht bloss der Satan argumentire aus schlechtem Wandel wider die Wahrheit des Glaubens, die Laien zögen einen ähnlichen Schluss. In Sprichworten drückt sich die Verachtung aus: nichts siehst du seltner als gute Priester und guten April; wir baten Gott um einen Bischof und er gab uns einen Hagestolz; Priester, Mönch und Juden nimm nie zum Freund. Die Missachtung traf die geistlichen Anordnungen. Wie die Pfarrer sich um die Gesetze der Provinzialsynoden nicht kümmerten, ja sie nicht einmal lasen, machten es die Pfarrkinder mit pastoralen Weisungen. Ein Tadel etwa über Gemeinheiten bei Processionen war gegen angesehene Gemeindeglieder nicht zu wagen. Mit Verleumdungen wurde er vergolten, das geht den Pfaffen nichts an, nichts hat er zu sagen. Von der Kanzel zu strafen war fast unmöglich und die Excommunication durch Missbrauch zum Gespött geworden; die Verurtheilten gingen ungehindert in die Kirche so oft sie wollten. Natürlich, denn wer hätte nach einem Banne gefragt, der um eines Reals willen verfügt ward, und über

solche, die auf Korn- und Brevierspeculationen nicht eingehen mochten. Man kümmerte sich so wenig darum wie um falsche Eide, deren für einen Real so viele zu haben waren als man wünschte. In so furchtbarer Weise waren im gepriesenen Musterlande katholischer Frömmigkeit unter der Alleinherrschaft des Katholicismus, unter der Schirmherrschaft der Inquisition Christenthum und Sittlichkeit versunken.

So wenig konnte ein phantastisches Conglomerat von halb christlichen Gefühlen und christlich gefärbten Träumen die Gewalt der Lüge und der Sünde abwehren. Dichterisch ansprechende Gebilde sind wohl aus ihm geprägt worden. Aber das Tändeln der schönen Wiegenlieder vom Sträuchlein der Olive, dem Sträuchlein Wohlgeruch, von der Nachtigall die bei Christi Tod das Schlummerlied sang, von den Schwalben die nach Golgatha gekommen, haben dem Herrn Christus fünf Dornen genommen, von Stieglitzen, die nach Golgatha geflogen, haben dem Herrn Christus drei Nägel ausgezogen, wie konnte das die seligmachende Gotteskraft des Evangeliums ersetzen.

Unleugbar ist die Heilswahrheit durchfressen von bewusster und unbewusster Lüge, der einzige Lebensquell durch giftige Gewässer verderbt. Auf die einfache Frage: war was man lehrte, sang, übte, Wahrheit oder Lüge? kann die Entscheidung nach der Schrift nur antworten: Lüge. Ein Reinigungsmittel hätte es gegeben, aber wer wollte es anwenden? Allerlei Palliative wurden versucht. Die Masse von Meineiden im Volke schreckte die bessern Geistlichen auf; im Beichtstuhle, von der Kanzel sollte dem Greuel begegnet werden. Aber wenn nun die Kirchen öde waren und keine feiernde

Schaar die Störung milderte, die der ärgste Schmutz selbst am Altare machte?

Und leer sind die Gotteshäuser. Arbeit oder Vergnügen füllt die Festtage aus. Die Vornehmen lassen sich die Messe ins Haus bringen, da wollen die Bauern aus Hochmuth nicht mehr kommen. Die Kinder auch nur in die Christenlehre zu treiben wussten grosse Theologen kein anderes Mittel, als dass die Polizei sie von den Gassen zusammenraffe und hineinzwinge. Den Eltern bewiesen die Pfarrer umsonst aus Aristoteles ihre Pflicht, Kinder zum Katechismus anzuhalten. Kochbücher schienen weit inhaltsreicher. Nach den kirchlichen Censuren fragten sie wenig. Etwas mehr lag ihnen an weltlichem Wissen. Sie mochten denken es sei immer noch Zeit so viel Christenthum zu lernen als man zu Zauberformeln gebrauche. Viele Pfarrer sahen überdies einen Schimpf darin zu einer so geringen Sache wie die Katechese sich herabzulassen. Ohne Gewissensbisse hörten sie Bauern beten: sei gebenedeiet heilige Dreieinigkeit Schwester unsrer lieben Frau; konnten doch so viele Mönche und Nonnen auch nicht lesen.

Aus den geschraubten Phrasen der Predigten war wenig zu nehmen. Floskeln wie in der Anrede an den harten Sünder: ein Fels hat dich geboren, Tieger haben dich gesäugt, erinnern stark an Beschwörungsformeln der schwarzen Kunst. Sonst liebten die Prediger zu verkünden was den Hörern gefiel, um damit zu erreichen was für unglaublich schwer galt, dass die Beichtkinder Gutes von ihnen sprächen. Scenen aus Legenden wurden dazu häufig benutzt, erzählt in der Weise des Berceo: das andere Mal machte der Heilige einen sehr artigen Streich, den ich euch, falls ihr mich anhören wollt, erzählen möchte. Lange auf-

halten, denk' ich, wird's nicht, euer Frühstück braucht ihr nicht kalt zu essen.

Die Inquisition liess Unkirchlichkeit zum Kennzeichen der Frömmigkeit werden. Mehr als einmal jährlich communiciren, häufig beichten, erbauliche Bücher und Gespräche lieben konnte verdächtig machen. Genug sei eine Communion und das Vaterunser. Weg mit den devocioncillas und cosas de mugercillas. Sie hat bekanntlich im Don Quijote die Zeilen gestrichen, gute Werke in lauem Sinne geübt bringen kein Verdienst und helfen nichts. Als seien die Gläubigen damit ganz einverstanden gewesen, trieben sie die guten Werke.

Hör' die Messe jeden Tag, dann dich Gott erhören mag, sagte ein Sprichwort. Man befolgte es und hörte Messe innerlich gesammelt wie die Weber, die das Schiffchen werfend jedes mal riefen: gepriesen sei Jesus, gepriesen sei die Jungfrau. Die fremde Sprache gab keinen Anstoss. Die kräftigsten Zauberformeln seien noch viel unverständlicher, und doch von so grosser Wirkung. Die Gläubigen kamen zur Messe, sie nahmen das Weihwasser, beugten die Kniee, bekreuzten sich, beteten einen Augenblick, nahmen einen Stuhl, oder wanderten auf und ab in lebhafter scherzender Unterhaltung. Die Gegenstände waren noch andere als die Streitfrage, welche Stadt unter dem Throne der Trinität erbaut sei. Eine kurze Unterbrechung brachte das Sprechen des Glaubensbekenntnisses, das Aufstehen beim Evangelium, das Knien beim Sanctus, aber schon war das Erzählen und Lachen wieder im vollen Zuge, bis sie fröhlich heimgingen. War man fromm wie Amadis so kokettirte man gleich ihm. Der Missbrauch der Satisfactionslehre, den Calderon in der Fianza satisfecha geschildert hat, verwandte das Beste zum Bösesten. Mit seiner Schlechtigkeit wollte man umsonst selig werden. „Des Verderbens ist nicht genug, was auf den Gassen, an den Fenstern

angerichtet wird, auch die Altäre machen sie sich zu Orten des Teufels.“ Die Kirchenmusik passte meist dazu. Entweder war sie so verschnörkelt dass die Gemeinde davon nicht mehr hatte, als hörte sie Vögel, oder ein Nachhall der sinnlichen Musik die die üppigen Augen und Blicke begleitete. So gestimmt traten die Communikanten an den Altar. Beichtväter hätten wehren sollen; eben sie trieben geldgierig und leichtsinnig; als wären sie Schuster dazu an. Predigten über das Sacrament, die noch hätten zurückschrecken können, hielt man nur am Gründonnerstag Abend wo der grösste Theil der Gläubigen schon communicirt hatte. Die österliche Beichte machten die Meisten aus Gewohnheit oder Furcht vor Anstoss gern möglichst gegen das Ende der Fasten ab, wo Massen den Beichtstuhl umlagerten, in den sie unvorbereitet eintraten, ohne zu wissen was sie sagen sollten. Für die Meisten blieb diese Sacramentsfeier die einzige im ganzen Jahre. Wie wenige übten den gewünschten Brauch monatlich zu communiciren. Unter ihnen Manche nur aus Eitelkeit, oder um Laster zu verhüllen, auch wohl um mit wenigen Thränen fromm zu sein. Diejenigen dagegen, denen Alles Fabel war was die Priester redeten, sicherten sich durch gefälschte Beichtzettel, nahmen aber zur fröhlichen Bezeugung ihrer Orthodoxie gern an den Kirchenfesten Theil.

Ernste Sittenrichter haben uns von diesen Höhepunkten des Volkslebens ein abschreckendes Bild gezeichnet. Es ist eine Mischung des für heilig Geachteten mit dem Profansten, die an eine Christo gewidmete Uebersetzung der Metamorphosen Ovids erinnert. Nichts, eifern Prediger, giebt's dabei als Genuss, Sehen und Gesehenwerden, Essen und Trinken, Gott zu gefallen denkt Niemand. Nur in den Lupercalien und Bacchanalien finden sie dafür Parallelen.

Bettler zogen durch die Strassen um laut schreiend feil zu bieten, Thaten tapfrer Rittersmänner neben frommen Bussliedern. Zigeuner hatten dankbare Zuschauer bei ihren Wettkämpfen im Ballspiel, Fechten, Laufen, Springen. Da führten sie ihre Tänze in den Kirchen vor den Heiligenbildern auf. Die scenischen Darstellungen verwirrten das fromme Bewusstsein des Volkes mit solchen Carricaturen des Heiligen, dass Christen es unbegreiflich fanden, wie z. B. in Salamanca unter den Augen der Wissenschaft solche Tollheiten aufgeführt werden dürften. Wie oft würzten den Wahnwitz Obscönitäten der rohsten Art, wie gewandt wurden Schriftstellen in schlüpfrige Witzworte verdreht!

Erscheint es nicht als Verhöhnung christlicher Feier was in Madrigal z. B. geschah? Der Darsteller des Heilandes in einem Auto war Schulden halber in die Kirche geflüchtet. Um ihn doch verwenden zu können ward das Gerüst vor der Kirchthür aufgeschlagen, so dass die Hälfte vor, die Hälfte in der Kirche stand. Der Aguacil, um den Schuldner zu fangen, verständigte sich mit Judas, der bei dem Kusse den Herrn mit einem Stosse in die Hände des Dieners der Gerechtigkeit liefern sollte. Es geschah. Aber Petrus, den Meister in solcher Gefahr sehend, stürzte sich mit dem Schwerte auf den Aguacil, gab ihm Hiebe über Nase und Wangen, mit blutendem Kopfe taumelte Judas umher. Die andächtigen Zuschauer übernahmen es Volksjustiz am Verräther zu üben. Mit zweihundert Hieben büsste er. Christus ward wieder in die Kirche gerettet, Petrus der tapfre Ritter befreit.

So häufig konnte man diese Art Andacht üben, dass das Sprichwort verlauten durfte: lasst uns Gott um Heilige bitten, doch nicht um so viele. Da im spanischen Kalender oft sechs Heilige sich in einen Tag theilen, mussten die

Cortes mit Recht klagen, an der Armuth Aragons sei die Menge der Feste schuld. Ja man begnügt sich noch nicht mit der Feier des Lebens eines Heiligen, einzelne Momente desselben bekommen auch einen eigenen Tag.

Der reiche Schatz von Reliquien veranlasste fast täglich Processionen. Je prächtiger der Schmuck des Bildes, um so grösser die Verehrung. Eifersüchtig wachten die Dörfer, welches das grösste Kreuz habe. Am Altare mochte das Nothwendigste fehlen, Kelche, Tücher und Bücher, an dem Prunkkreuze ward nicht gespart. Wie bei Hochzeiten und Begräbnissen die Verschwendung berechtigt schien, galt bei Festen sinnloser Pomp als gutes Werk. Die Begleiter wollten nicht gegen die Statuen abstechen die in den seidenen Gewändern Buhlerinnen glichen. Die Frommen beteten sie wie Götzen an, die für Alles helfen, wollten aber doch neben ihnen glänzen. Hatten sie als gutes Werk die Puppe geschmückt, so galt als Recht sich selber zu schmücken. Von den Balkonen herab prüften Augen genug wie es gelungen, da die Mädchen Zeitvertreib am Geländer des Balkones, hinterm Gitterwerk des Fensters, finden Abends so wie Morgens. Die Männer sahen viel mehr zu den Fenstern als zum Heiligen. Die Stutzer machten unbekümmert zu Pferde während der Preisgesänge Fenstercouren. Geistliche hofften, der König werde noch gebieten die Fenster zu verhängen, damit die Weiber sähen ohne gesehen zu werden.

Am Frohnleichnamstage erreichte Alles seinen Gipfel. Treu blieb man der kirchlichen Bestimmung: an diesem Tage eile das Volk fröhlich zum Feste, bemühe sich in Lobgesängen und Liedern des Herrn, Herzen, Mund und Lippen sollen Lieder heiligster Freude singen, der Glaube singe, die Hoffnung springe vor Freuden, es freue sich

die heilige Liebe, die Frömmigkeit schlage vor Jubeln in die Hände, der Chor singe mit Lust, die Reinheit jauchze.

Das Volk freute sich; es wollte die viertausend vierhundert Tage Indulgenz nicht ungenutzt empfangen. Unter blutigen Schlägereien drängte es sich in die Nähe der colossalen, sonnenförmigen Monstranzen; und doch kommen wir schlechter in unsere Häuser zurück, ruft Juan de Avita. Reicher wurden jedenfalls die Sacristane, die mit einer Fülle von Papierrosen die Kirchen putzten, und die Bettler. Auf diesen Tag hatten Studenten neue Wundergeschichten gegen einige Procente des Gewinns ihnen versificirt. So bringen auch Kreuz und Heiligenmarter nichts als Lust.

Wer sie in noch vollern Zügen geniessen wollte, machte eine Wallfahrt mit. Für Wein und für Wachs, d. h. zur Erholung, nicht zur Besserung. Den Rath, sie allein zu halten, zu ungewöhnlicher Zeit, weil die Massen viel schlechter heimkehrten als sie auszögen befolgten nur Wenige. Umsonst versuchten ernste Geistliche durch Trennung der Geschlechter Scandal zu mindern. Die Verbrechen zu versöhnen war Ablass bereit ächter und gefälschter. Prediger wie Tetzel zogen mit untergeschobenen Bullen umher, schlossen mit den Pfarrern einen Vertrag und durften gegen ein halbes Procent des Ertrages ihre Waaren ausbieten.

Ein Muster schamloser Schwindelei wird im Lazarillo de Tormes geschildert. Der Verkäufer hat eben die Kanzel bestiegen und preisst mit vollem, spanischem Pathos die Kraft des Ablasses. Die Kirchthür öffnet sich; hereintritt der Amtmann, der aber im Complotte ist, und ruft: die Bullen sind falsch, der Priester ist der grösste Schurke. Der

Angegriffene fragt ruhig: hast du noch mehr zu sagen? nein. Nun kniet er auf der Kanzel nieder, reckt die Hände nach oben, schlägt die Augen so gen Himmel, dass nur noch das Weisse sichtbar ist, und erfleht ein Gottesurtheil. Siehe da, der Dämon ergreift den Amtmann, er wirft sich in wilden Convulsionen hin und her, schäumt, schwört und flucht. Die Menge steht angstvoll um ihn her. Da sinkt der Priester in Verzückung und sieht den Himmel geöffnet. Vom Volke um Hülfe für den Besessenen angerufen steigt er von der Kanzel und betet mit den zitternden Gläubigen so ergreifend, dass Alles in Thränen aufgelöst ist. Nun beschwört er den Dämon, der Exorcisirte sinkt mit dem Rufe: die Bulle ist ächt, ist ächt, dem Gaukler zu Füssen; von nun an braucht der Fälscher nicht mehr zu predigen, man holt ihm den Ablass aus dem Wirthshause. Wo Priestern dergleichen gelang, mochten sie gegen die lutherischen Ketzer höhnisch prahlen: sie gehörten nicht zu denen, die sich den wahren Glauben aus vermeintlichen Menschensatzungen herausklauben müssten.

Was hier Besessenheit und Verzückung leisteten, thun anderswo die erlogenen Wunder. Stigmatisationen aus der Schminkbüchse verstand man trefflich zu bewerkstelligen. Die geschminkten Stigmatisirten machten glänzende Geschäfte, ihre Fürbitte erkauften sich in Indien lebende Spanier mit Geschenken von Perlen und Diamanten.

Noch frecher ist der Betrug mit den Bildern. So bald eine Klage laut wird über Fanatismus und Aberglauben als die Hanptlaster, die die Gesellschaft beherrschen, die Hauptgründe der Unwissenheit, in die das Volk versunken sei, so manifestiren die Bilder ihren Kummer durch Schweiss. In sechsunddreissig Stunden war

die Transspiration einer Madonna so stark, dass eine Flasche den kostbaren Schweiss bewahren musste. Ein anderes Bild weinte in vierundzwanzig Stunden das Taschentuch so nass, dass eine Menge von Tüchern sich gegen eine Liebesgabe mit den Thränen befeuchten liess.

Der so gepflegte Aberglaube wuchs maasslos in harmlosen und dämonischen Formen auf. Selten war er so schön wie bei jenem Bischof von Siguenza, der bei Gewittern die Kinder von den Strassen zu sich bringen liess, um an der Unschuld dieser lebendigen Reliquien einen Blitzableiter zu haben. Geweihtes Salz und Brot diente zu Zauberei. Man fragte nichts nach der Belehrung des Priesters, die verliehene göttliche Kraft sei für magische Zwecke wirkungslos. Das Beten gewisser Psalmen schafft Rache an den Feinden, hilft zu Ausführung böser Pläne, gut ist's dabei nur auf dem rechten Fusse zu stehen und starr auf einen Punkt zu sehn. Stücke geweihter Hostien nützen zu kräftigem Zauber. Die Kleider Kranker unter die Füsse des messelesenden Priesters legen heilt. Pergamentstreifen mit magischen Zeichen an den Fenstern und Thüren, Weinbergen und Gärten schützen und segnen. Loose mit Psalmstellen verkünden die Zukunft. Um in die geheime Kunst eingeweiht zu werden lege eine Generalbeichte ab, so vollständig, dass du Vergessenes noch an demselben Tage nachholst. Dann faste einige Tage bei Brod und Wasser, bete sieben Wochen lang täglich die Busspsalmen und die ersten sieben Tage von drei Monaten bestimmte Formeln vor gewissen Bildern im Augenblicke des Sonnenaufgangs. Hast du das drei Monate gethan, so wähle einen Tag, an dem du todt sein musst für die Welt. Gehe um zwei Uhr Nachts in eine Kirche, knie dann auf freiem Felde nieder

und rufe dreimal: veni sancte spiritus, so kommt die ganze verborgene Weisheit Salomos auf dich herab.

Aus Erfahrung war man aber wohl etwas misstrauisch geworden gegen das hier empfohlene Mittel, auch galt das Eindringen in Salomos Künste für nicht so wichtig, wie die Befreiung von den Wirkungen des Satans. Diese durchdringen nach dem Volksaberglauben die ganze Natur. Selbst im Pfeifen des Windes durch Fensterritzen, im Rauschen der Baumgipfel lässt sich das Höllenreich hören. Der ganze Greuel beherrscht das Volksleben, den der Hexenhammer aufzählt, den die Unwissenheit auf die keuschen Schriftaussagen über das dämonische Reich gebaut hat. Die Dämonen werden in Menschen beschworen, die dann viele Dankmessen lesen lassen. Man greift sie an in Wetterwolken und Sturmwinden, wenn sie vor Glockengeläute und Schiessen nicht weichen wollten, ja in Heuschrecken und Gewürm, doch nicht immer mit Erfolg.

Als 1532 das Gebiet von Oviedo von Ratten heimgesucht wurde erwiesen sich die Beschwörungen fruchtlos. Der Bischof Fernando de Valdes unternahm gegen die Thiere einen gerichtlichen Process. Kläger traten auf und forderten kirchliche Censuren gegen die Missethäter. Advocaten führten die Vertheidigung besonders mit dem Argument, was die Ratten nähmen, sei ihnen von Gott angewiesen. Die Gründe wurden verworfen und den Ratten Censuren angedroht, falls sie sich nicht in drei Tagen entfernten. Als das Urtheil ihrem Anwalt notificirt wurde, wandte der ein: die Reise könne ohne grosse Lebensgefahr wegen der Wasser nicht so rasch unternommen werden; vergebens; sie sollten auf der Stelle gehen. Die drei Tage verflossen, die Censuren wurden verkündet, und verschwunden waren die Feinde bis auf die

Letzte. Aehnliches versuchte man mit Heuschrecken und solchen Unfug, von dem in Trient ganze Listen vorgelegt wurden, hielten Prälaten für fromm oder doch zulässig.

Es musste geschehn, dass neben diesem Aberglauben in denen die ihn durchschauten, ein Unglaube um sich griff, der bei scheinbarer Ehrfurcht vor der Kirche die christlichen Wahrheiten nur als nöthigen Trost für Unglückliche gelten liess. An sich seien sie weder wahr noch wahrscheinlich. Nur Narren und Träumer könnten an ein wirkliches Uebersinnliches glauben, Dinge lieben, von denen sie gestehen müssten, Niemand wage zu sagen er habe sie gesehn. Scharfsichtige Beobachter wollten einen Zug zu heidnischem Unglauben von furchtbarer Stärke bemerken.

An derartigen Schäden litt das kirchliche Volksleben Spaniens nach katholischen Zeugnissen, die von Prälaten herrühren, und mit Erlaubniss der Inquisition veröffentlicht sind. Noch weit Schlimmeres war bekannt. Aber was vor uns steht, musste Leon schwer genug bedrücken wenn er lehrend vor den künftigen Prälaten und Priestern stand. Daher der Stachel zu scharfen Strafreden und warmen Bitten womit er die Tüchtigen zu begeistern und festzuhalten suchte, von denen er glaubte sie hingen an ihm mit treuer Seele, sie verständen seinen Schmerz und seinen Eifer. Sie schützten ihn wenn seine Geduld von Falschen oder Dummen gemissbraucht wurde, wie von Rodriguez spöttisch Doctor Sutil genannt, der Leon mit sinnlosen Fragen im Hörsaale und auf der Strasse verfolgte. Die Studenten hielten ihn fest, bedeckten ihn mit Spottreden, und der Lehrer erreichte sicher sein Kloster.

Oft trat er erschöpft, fast wie zermalmt von der Anstrengung in die Zelle. Besonders arg war es nach dem

wöchentlichen Repetitionstage oder wenn er gegen die Ferien in der heissen Zeit drei Stunden nach einander las. Er seufzte wohl: ach wie schwer ist das Leben, das uns so bindet! Sehen wir uns in seinem stillen Reiche um, das ihn nach der Rückkehr aus der unruhigen Welt aufnahm.

Er hatte Sinn für eine würdige, geschmackvolle Umgebung, die gleich fern war von dem Luxus, worin viele Geistliche sich gefielen, wie von der Hässlichkeit, die Andern als Zeichen der Heiligkeit galt. Seine harmonisch gestimmte edle Natur drückte auch den Räumen, in denen sie lebte, das Gepräge ihrer Individualität auf. Das Zimmer ist gross. Manche Gegenstände fehlen, die bei uns das Klima fordert und die dann die Kunst zum Schmucke erhebt. Ein grosser Schreibtisch mit Schränken und Fächern für Briefe steht in der Nähe des Fensters, davor der Lehnstuhl mit beweglichem Kissen, daneben eine Etagere um Papier und Bücher aus der Hand zu legen. Der Tisch ist mit Heften und Zetteln bedeckt, die so sorgsam geordnet sind, dass im Augenblicke jedes Blättchen zu finden ist. Kleine Bücherbände füllen die Repositorien, die auf ihm nach der Wand zu angebracht sind. Auf einem grossen Tische in der Mitte des Zimmers liegen Bibeln und Concordanzen vor dem Crucifix. Die Bücherrealen an den Wänden sind dicht besetzt, dies ist der einzige Luxus, den Leon sich gestattet. In Kalbslederbänden oder Cordovan standen eine Reihe kostbarer Bibeln da, Ausgaben des hebräischen Textes mit rabbinischen Commentaren, Schriften der Kirchenväter, die Scholastiker. Er liebte sie würdig eingebunden schwarz mit Goldschnitt. Viele saubere Pergamentbände mit geschriebenen Titeln und seidenen Bändern bildeten die griechischen und lateinischen Klassiker. Auch Schriften in

italienischer und provenzalischer Sprache stehen da, woraus er sich, da er sie nicht versteht, Wichtiges übersetzen lässt. Seltener gebrauchte Bücher füllen das anstossende Schlafzimmer. Beständig mehrte er seine Bibliothek, auf sichern Wegen erhielt er neu Erschienenes, auch für Collegen kaufte er.

Nicht als wäre das Anlegen von Privatbibliotheken spanische Sitte gewesen. Im Gegentheil, man entlehnte so lange es irgend anging. Hat doch Don Carlos seinen Cäsar nicht gekauft, sondern aus der Stiftsbibliothek von Santa Cruz in Valladolid geliehen und später zurückgeschickt, als er erfuhr, es sei verboten Bücher ins Haus zu nehmen. Die Preise der Bücher schreckten ab, wegen der prächtigen Ausstattung waren sie hoch; man schrieb weitschweifig, daher die Masse von Bänden. Wenn Juan de Pina seine funfzigtausend Seiten Collectaneen zu Büchern zusammensetzte, erreichte er fast Tostado, bei dem auf jeden Lebenstag sechs Druckbogen kamen.

Leon hatte die Mittel zu seinen Acquisitionen natürlich nicht in den Einkünften der Professur. So lange der Vater lebte, sande er die nöthigen Summen. Dann musste der ältere Bruder, der Majoratsherr, funfzehn Jahre lang zwölftausend Maravedi zahlen. Kam nun, was oft geschah, die Summe nicht, während Bücherrechnungen von zweitausend Realen warteten, so tröstete sich Leon in diesen Bedrängnissen mit der Betrachtung, wie gut solches Leid auf die Nerven der Tugend wirke.

Die Kostspieligkeit gedruckter Bücher veranlasste, dass sich neben der Vervielfältigung durch die Presse die Verbreitung von Werken durch Abschreiben erhielt. Bücher zum Kirchengebrauch wurden schon der Würde wegen in der alten Weise gefertigt, aber auch sonst unter-

schied man Bücherklassen für den Druck und zu handschriftlicher Mittheilung. Die Letztere war sehr zahlreich. Massen von Erbauungsschriften publicirten Mediciner, Juristen und Mönche, wo hätten sich Verleger, zumal zahlende, dafür finden sollen? Der geringe Ehrensold, der ausnahmsweise gegeben wurde, hatte den bittern Beigeschmack eines Almosens. Mit der Remuneration für Dedicationen die Druckkosten zu decken war unthunlich, da die Granden selten Widmungen erlaubten, weil ihnen wenig daran lag, in maasslosen Schmeicheleien sich und ihre Familie bis zu den Urgrossvätern hinauf verherrlicht zu hören. Ausserdem mochten sie ihre erlauchten Namen nicht neben denen armer Scribenten sehn. Sie fürchteten von der Kritik des Buches mitgetroffen zu werden, und zu der goldenen Genugthuung, die sie der Mühe und Höflichkeit solcher Autoren schuldig zu sein meinten, spürten sie vollends keine Lust.

Dazu kam noch die Schwierigkeit die Erlaubniss zum Drucke zu erlangen, die Furcht vor der Inquisition, die Einbildung, es sei gegen die Würde eines Hidalgo Bücher herauszugeben. So ist z. B. Mendozas Meisterwerk über den Krieg gegen die Moriscos sechsunddreissig Jahre lang nur schriftlich verbreitet. Die Regierung selbst schlug gern den Weg solcher Publication in beschränktem Kreise ein.

Vor Allem waren es Hefte von Vorlesungen, mit denen sich ein Handschriftenhandel gebildet hatte. Wie im Mittelalter ein grosser Theil der juristischen Glossatorenbücher aus Collegienheften bestand, war es noch jetzt besonders mit den exegetischen Schriften in der Theologie. Arme Studenten lebten vom Abschreiben. Auf wie lange waren Viele versorgt, ehe sie etwa Commentare zur Bibel von vierundzwanzig Folianten copirt

hatten. Die Manuscripte galten als herrenloses Gut und litterarische Freibeuterei plünderte schaamlos fremde Arbeit. Ohne die Quelle zu nennen liessen Plagiatoren gestohlene Schriften drucken, kaum dass sie Verhüllungen für nöthig hielten; so hat Villavizencio wörtlich den deutschen Theologen Hyperius abgeschrieben. Fälschungen, Unterschiebungen unächter Schriften waren häufig, und während Dinge erhalten wurden, bei denen zu bedauern ist, dass sie überhaupt einmal geschrieben sind, gingen bahnbrechende Arbeiten völlig verloren.

Leon hatte eine Menge handschriftlicher Werke aufgekauft oder durch seine Secretäre abschreiben lassen, Arbeiten von Victoria, Soto und Villalobos über Jesaias, Ligaciano zu den Psalmen, Perez zum Johannes, den ganzen Commentar zur Bibel von Francisco de Castrovede, Bücher von Pedro de Sotomayor, Juan de la Peña, Ibanez, Uceda, Salazar.

Mit seinen Büchern beschäftigte sich Leon, wenn nicht Besuche nach der Vorlesung ihn störten, vom frühen Morgen an, bis der Schlaf ihn überfiel, das Buch ihm entsank oder das gebeugte Gesicht das Blatt berührte. Diese Schilderung des Hieronymus vom Gelehrten trifft auf ihn zu. Viele Gebiete umfassten seine Studien, überall fand seine Wissbegier Interessantes. Was Geist und Kraft sprühte, zog ihn an; er strebte, was damals noch ohne Verflachung möglich war, nach universaler Bildung. Vom Einzelnen ausgehend fasst er es in seinen Beziehungen zum Ganzen und Höchsten auf, religiös liebt er Alles.

Das Herzblatt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ist die Schrift. Er arbeitet in ihr, die sein Trost ist in allen Trübsalen, in den Finsternissen und Irrthümern des Lebens sein helles und treues Licht, für die Wunden, die

ihm fremde und eigene Sünde schlugen, das erprobte Heilmittel. Kirchenväter, Kirchengeschichte, Concilliengeschichte, biblische Alterthümer beschäftigten ihn viel.

Unter den fünf Sprachen, deren er mächtig war, gehörte seine Neigung dem Griechischen und Hebräischen. Nur miltelmässig, bemerkt er bescheiden, sei er darin zu Hause. Aber so eifrig er in den heiligen Autoren weiter zu kommen sich mühte, die Klassiker legte er nicht bei Seite. Täglich las er sie, wie das zu einer edlen Geistesbildung gehöre. Sie zu kennen, zu citiren ist ein wissenschaftlicher Ehrenpunkt; die dürrsten juristischen Quästionen sind voll classischer Anspielungen. Oft in der bizarrsten Weise durchbrachen die zarten, hohen Laute sophocleischer Chorgesänge Untersuchungen über Verwandtschaftsgrade oder noch Bedenklicheres. Staatsmänner suchten Handschriften auf dem Athos, schrieben Noten zum Tacitus, zum Virgil, und übten sich den Blick für das politische Leben einer Weltmacht, die Spanien damals zu werden rang, an den Staatsschriften der römischen Litteratur. Die Reisenden in der neuen Welt schmückten ihre Schilderungen mit Stellen aus den Alten zum Erweise dafür, dass dort sich wiederfinde, was die Griechen von dem ersten Weltalter von den Sitten der barbarischen Scythen erzählten. Geschichtsschreiber freute es, Parallelen zur spanischen Heldengeschichte aufzufinden, und Flecken durch Berufung auf die Heroen zu mildern, deren Charakter mit einem apologetischen Eifer vertheidigt wurde, als gelte es Heilige. Man konnte das antike Heidenthum sittlich höher stellen, seit man in Neu-Spanien einen Paganismus kennen gelernt hatte, gegen dessen Greuel das bisher einzig bekannte rein erschien. Selbst Handwerker wurden für Häuser- und Strassenbau auf die Auctorität der Alten gewiesen.

Theologen studirten die Heiden im apologetischen Interesse, etwa um die Vorzüge des Evangeliums vor Stoa und Academie darzuthun, oder zu Betrachtungen über die Schönheiten der Schöpfung, am häufigsten für die Predigt. Auf der Kanzel war das Citiren fast Gesetz. Ohne Hülfe der Collectaneen aus den Alten schien keine gute Predigt möglich. Selten wurden sie so benutzt, dass die einzelnen Sterne in der Nacht des Heidenthums das herrschende Dunkel zeigten, dass der Blick auf das Ringen und das Errungene zur Erkenntniss der Ohnmacht und des Mangels führte. Meist ists gelehrtes Prunkwesen, rhetorische Prahlerei; Steine werden statt Brodt geboten, die Armuth an dem, was gepredigt werden sollte, verhüllt sich mit dem schimmernden Citatengewebe.

Leon las die Alten liebevoll, aber als Christ, der sie nicht allein kennt, sondern vertraut ist mit der classischen Litteratur der christlichen Kirche, „dieser Fundgrube religiöser Weisheit für alle Jahrhunderte." Er ging gern in dem alten Walde von prächtigen Bäumen, voll schöner Zweige, Blätter und Blüthen, und sammelte am liebsten von dem, was sich an sittlichen Mahnungen, an Schilderungen des Stilllebens findet. Für das, was sein christlicher Tiefsinn bedurfte, kannte er andere Quellen. Das Leben mit den Classikern konnte ihn nicht wie so viele Humanisten religiös verflachen oder heidnisch inficiren. Waren ihm auch die Werke der antiken Philosophen keine Leier des Orpheus, Aristoteles und Plato nicht die beiden Augen der Welt, so erkannte er doch ihr Streben an, aus den offenbaren Wirkungen die verborgenen Gründe der Dinge denkend zu erfassen. Er erwog die Gedankenbahnen, ging den verwickelten Untersuchungen nach, jede Stunde genoss er die Schönheit und

Süssigkeit der kunstvollen, gewählten Rede Platos, aber nie hätte er die Kluft verkannt die Socrates und den Herrn scheidet, nie vergass er, dass es eitel ist die gebundene Seele, die sich in aller Thorheit umherwälzt und sich selbst die schwersten Ketten schmiedet, durch den gelinden Zuspruch der Philosophie, durch die herrlichen Laute des socratischen Schwanengesanges im Phädon erlösen zu wollen.

Alle Verheissungen einer Erlösung durch die Philosophie galten ihm als Träume. Der Stotz, der sie eingab, stiess ihn ab. Den Ideal-Menschen fand er im gläubigen Christen, der nicht den Lüsten dient, den kein Schmerz, keine Drohung der Menschen, kein Pfeil der Trübsal besiegt, dessen Gedanken auf den ewigen Reichthum des göttlichen Lebens gehn, der für sich Nichts ist, bescheiden seiner alten Schuld gedenkt, sich Nichts zuschreibt, keines verachteten Dienstes sich unwerth hält; mögen Alle ihn für Nichts halten, Einer hat ihn zum Königskind gemacht. Die ganze heroische Tugend, von der Stoiker phantasirten, achtet er für eine Armseligkeit gegen das, was die Gnade Jesu in der Seele wirkt. Der Grund des stoischen Hochmuths begründe zugleich die Fundamentalirrthümer der alten Philosophie, nämlich die Verkennung des Bösen und der Sünde.

Unter diesen durch das Christenthum gegebenen Beschränkungen nahm Leon von den heidnischen Denkern. Platonische, socratische Gedanken eignete er sich an, Epictets Ermahnungen beschäftigten ihn wiederholt. Selten las er Seneca, einen sonst in Spanien als Landsmann sehr beliebten Autor, dessen Schriften in der Uebersetzung von Lopez de Ayala viel gelesen wurden. Senecas Ironie über das Treiben, in das er so tief ver-

strickt war, war den Theologen für ascetische Exhortationen so willkommen wie sein Pathos.

Berührten in solcher Weise die Gedankenkreise einer vergangenen und doch immer noch lebendig wirksamen Welt Leons Geistesleben, so setzte die Beschäftigung mit den exacten Wissenschaften ihn in Contact mit den wissenschaftlichen Fragen der Gegenwart. Mathematik studirte er als Element allgemein menschlicher Bildung. Seit den Entdeckungen hatte sie diese Stellung, unter Carl V. war viel dafür geschehn, Asceten wie Francisco Borja unternahmen es noch im Alter die Anfangsgründe zu lernen. Der Sohn des Columbus hatte, als er kummervoll vom Schauplatze seines Wirkens abgetreten war, das Colegio imperial für nautische Mathematik gegründet. Den ungemeinen Werth mathematischer Kenntniss für Handel, Gut und Leben erkennend, hatte Philipp entschiedene Vorliebe für diese Wissenschaft; in den Klöstern trieb man sie für Missionszwecke; es kam vor, dass ein Theolog wie Geronimo Muñoz zugleich eine Professur der Mathematik und der hebräischen Sprache bekleidete. Leon trieb sie vornehmlich als Hülfswissenschaft der Astronomie; Studenten anderer Facultäten lasen ihm ihre Arbeiten aus diesem Gebiete vor.

Von der Betrachtung der Sterne wandte er dann den Blick auf die Erde; Länder- und Völkerkunde lockte ihn. Sie war die Wissenschaft des Tages geworden. Welche Fortschritte seit den Träumereien des Concils von Salamanca! Die Entdeckungen warfen das Alte völlig nieder, ein neues Gebäude wissenschaftlicher Erkenntnisse war aufzuführen. Die geographische und ethnographische Revolution zitterte in allen Gebieten des geistigen Lebens nach. Bis in die Klosterzelle, wo der Mönch einen erbaulichen

Tractat schreibt, drang die neue Behandlung der einschlagenden Fragen. Es stellten sich denen, die den Erzählungen der Conquistadoren nachdachten, wichtige Gegenstände dar: die Einheit des Menschengeschlechts, die Abweichungen von einer gemeinsamen Urgestaltung, die Wanderungen der Völker, die Verschwisterung der Sprachen, die Versetzung der Pflanzen und Thierarten, die Ursachen der Passatwinde und der Meeresströmungen. Aus Correspondenzen nimmt man wahr, wie ernst und häufig Fragen aus der Physik, Geographie, Anthropologie Gelehrte, ja Kaufleute beschäftigten. Grund genug mit gespannter Begierde den Nachrichten der neuen Argonauten zu lauschen: sie besässen die Schlüssel zu den mächtigen Banden, die den Ocean gefesselt hielten wie unter ehernem Schloss. Unter Freudenthränen hörte man von den neuen Wegen des Meeres, von den Völkern und Stämmen, wunderbar durch Geschichte, Sitten und Reichthum. Was von Reisen der Alten bisher staunend gepriesen war, verschwand. Man fing an, sich des engen Gesichtskreises zu schämen gegenüber der verdoppelten Grösse der Schöpfung. In jugendlicher Freude geniesst man den Vorzug vor den Alten, möglichst oft wird er in Erinnerung gebracht, in Werken, wo Niemand dergleichen sucht, begegnet er uns. Wir stossen auf die frischesten Zeugnisse des Staunens, womit die Menschen in der neugefundenen Welt wandelten, und die ungeahnte Herrlichkeit des Hauses Gottes beschauten, dessen untersten Stock er dem Menschen zugewiesen. Verzeichneten die Klosterchroniken es noch zu Philipps Zeit, der König habe den Mönchen des Escorial einen Elephanten gezeigt, der sich verbeugte, auf den Boden legte, mit dem Rüssel Früchte nahm, wie musste die neue Natur die Gemüther erfüllen! Leon sann dem Unbekannten, das so in seinen Gesichtskreis trat, gern

nach, des Grundes sich bewusst zu werden bot ihm einen Genuss, der selbst das jenseitige Leben verschönen werde, des Lebens nicht unwerth sei. Dort hoffte er die volle Harmonie der Schöpfung Gottes schauen zu dürfen.

Nach diesen Studien, die seinen Tag ausfüllten, erquickte ihn am späten Abend die fromme Betrachtung. Die Nacht, sagt er schön, ist am geeignetsten mit Gott zu verkehren; da hindern die Erde und ihre Sorgen weniger; umhüllt Finsterniss die Augen, so verwirren die Dinge von unten das Herz nicht so sehr; das allgemeine Schweigen bringt dem Gedanken Ruhe und Frieden. Da Niemand an die Thür der Sinne klopft, sind sie still; die Seele in sich zurückgezogen kehrt bei sich ein; offen den himmlischen Dingen sieht sie mitten im äussern Dunkel das ewige Licht. In der Contemplation kamen ihm, wie er sagt, seine besten Gedanken, wie vom kühlen Nachtthau fand er sich erfrischt. Der Gewinn des Schweigens, um mit Gott zu reden, war fühlbar in seiner Seele. Er nahm die Stärkung in das Tagewerk mit. Wir kennen es erst zum Theil.

Die Statuten der Facultät legten den Professoren das Halten von sogenannten grossen Disputationen auf, wo Vertheidiger und Opponenten Licentiaten sein mussten, und kleinere mit Studenten. Sie dauerten in den Hörsälen Morgens von halb acht bis zehn Uhr, Nachmittags von zwei Uhr an, bis von den Betreffenden alles Erforderliche vorgebracht war. Leon hatte, wenn die Reihe ihn traf oder der Decan ihn für einen einzelnen Fall ernannte, zu opponiren. Acht Tage vorher musste ihm der Disputator sechs Thesen sammt den Hauptargumenten einreichen, wies er sie nicht, wozu er berechtigt war, zurück, so wurden sie angeschlagen und auf Seide prächtig gedruckt. Am bestimmten Tage er-

öffnete Leon den Act mit einer Rede, leitete die Disputation ein, achtete auf das Einhalten der Zeit und wehrte der Lust der Eitelkeit des Glanzes wegen endlos fortzukämpfen.

Die Stoffe waren oft falsche, häretische Sätze, Meinungen des Thomas, Fragen wie die, ob man für einen Freund sterben dürfe, da das Naturrecht sage kein Mensch dürfe uns höher stehen als wir uns selbst. Leon würde keine Thesen geduldet haben des Inhalts: ob man in Hungersnoth Menschenfleisch essen dürfe, ob Carnemom in Arzeneien zulässig sei, ob als Würze in Speisen, ob man Chocolade frühstücken dürfe und ähnliche Abgeschmacktheiten, mit denen sich Probabilismus und Casuistik mühten. Höchstens in den Studentendisputationen, denen er zu präsidiren hatte, mochte aus dem Quodlibet bisweilen Barokkes oder Heiteres gewählt werden. Was in diesen Uebungen Anregendes, dialectisch Bildendes lag, überwog die Begünstigung der Eitelkeit und Unwahrheit. Hader und Erbitterung war oft das Resultat, die Ehrfurcht vor der Wahrheit wich, das Talent erhob gegen sie die Waffen, statt ihr bescheiden zu dienen, misshandelte es die eigene bessere Ueberzeugung mit den Künsten der Sophistik. Mussten solche Erfahrungen Leon die Freude an Acten trüben, so that es die Gehässigkeit noch mehr, mit der die Mönche feindlicher Orden bei diesen Anlässen ihm und seinen Schülern opponirten.

Schwieriger und unerquicklicher waren die Platicas. So heissen Conferenzen der Facultätsmitglieder gewöhnlich im Hause des Decans. Ein Zimmer war dazu bereit, die nöthigen Bücher aus der Bibliothek zur Hand. Die Verhandlungen betrafen theils Schwierigkeiten die sich den Professoren in ihrem Fache ergeben hatten, sie suchten

Rath, oder von Studenten waren Missverständnisse ausgebreitet, der Professor legte den Collegen sein Heft vor. Auch besprach man wohl schwere Schriftstellen; so hatten die Theologen von Alcala bei der Bearbeitung der Polyglotte täglich Platicas gehalten. Nicht selten gab der höchste Rath der Inquisition das Thema, indem er Urtheile über Entwürfe eines Index forderte, Conferenzen aus diesem Anlasse waren die peinlichsten; man sprach reservirt, ängstlich, und deutete, die Protocolle fürchtend, seine Meinung nur an. Leon war bei Platicas sorgfältiger, eifriger ausdauernder, williger als Alle. Durch seine Milde und Humanität gewann er die erste Stelle; sein freundlicher Blick zeigte, wie fern er von Streitsucht und Eigensinn sei; wo ihm diese begegneten, stellte er rasch sein Netz von Fragen um den Gegner, vor denen er kaum athmen konnte. Das Resumé und die Abfassung des Decrets fielen gewöhnlich ihm zu. Seine anerkannte Meisterschaft im Ausdruck legte ihm diese Arbeit auf wie das Halten der academischen Reden bei Kirchenfesten oder Leichenfeiern.

Aber sehr gefürchtet war der Redner, wenn er als Opponent bei Promotionen erschien. So gelind und friedliebend er war, da kannte er keine Schonung. Wie im Scherz zermalmt er die ihm verhassten Tagelöhner der Wissenschaft, die Stolz, Arroganz und der erschlichene Titel so blenden, dass sie nicht erkennen, was ihnen fehlt, noch weniger studiren um nachzuholen was sie nicht wissen sondern nur zu wissen lügen; kaum haben sie ein Paar Quästionen gekostet, so wollen sie Meister sein, und verstehen nichts von der Theologie. Das löchrichte Gewebe ihrer zusammengerafften Weisheit zerriss er.

Eben so streng trat er unwürdigen Bewerbern

um Professuren entgegen, offen seine Gründe aussprechend; man ehrte seinen Eifer. Manchen hat er unmöglich gemacht; aber die Anmaassung der Halbwisser, die Dummheit im academischen Talare, der spanische Wind unter dem Doctorhute fühlten erbittert den Widerhaken am Stachel seiner Worte. Wer das Amt nicht mit ganzem Herzen führen wollte, sondern nur als Aushülfsmittel, dem sollte es nicht werden. Solche, die von Alcala oder Siguenza schon den Ruf unbändiger Streitsucht mitbrachten, liess er fallen. Den Unfug sich nur zum Schein zu bewerben, um dann, gemäss spanischer Titelsucht, in Schriften sich Bewerber um viele Catheder nennen zu können, verfolgte er. Keine Schmeichelei, keine Bitte beugte ihn in diesen Dingen.

Er sah die schlimmen Folgen für sich voraus. Die Hieronymiten vergassen ihm nie, dass er Einem der Ihrigen, Hettor Pinto, zweimal den Weg zum Catheder abschnitt, und ihr Klagen beim Prior von San Augustin umsonst war. Ich muss, hatte selbstgefällig ein Hieronymit zum Pförtner gesagt, den Luis de Leon nur recht bearbeiten und Pinto erreicht es, aber niedergeschlagen kehrte er zurück. Die Spanier vergeben nicht, sie bewahren die aufgehäuften Kränkungen auf die Zeit der Rache; Wunden heilen, sagt das Sprichwort, aber böse Worte nicht, auch die Ameise hat ihre Galle. Leon erfuhr, man schärfe Worte gegen ihn wie ein Schwert. Oft des Haders müde wünschte er, Gottes Wille möge ihm eine andere Stellung bescheiden. So lange das nicht geschah, gehörte er ganz seinem Platze.

Das bunte Universitätsleben unterbrach mit Erholungen und Erheiterungen die eintönigen Tage des Professors. Nach den Studien war der Scherz willkommen.

Glänzende Feste hoher Adligen riefen manchmal die gelehrten Herren von den Büchern. Doctorpromotionen durchzogen das Leben in Salamanca mit harmlosem Genuss; wer es recht geschmeckt, den bezaubere es, immer sehne er sich dahin zurück. In der Universitätskirche San Geronimo begann das Fest, der zahlreiche Klerus assistirte beim Hochamt. Nach den Festreden und dem Eide bekleidete der Decan den Doctor mit Barett, Ring, weissen Handschuhen, Degen und goldenen Sporen. Der gegebene Kuss war das Zeichen zum Beginn der Freude. Der Festzug durch die Stadt begann. Glockengeläute, Pauken und Klarinetten mischten sich, prächtig schritten die Aguacile, die Pedelle in ihrer Amtstracht daher, dann Rector und Decane auf reich geschirrten Pferden, nach ihnen Doctoren, Studenten und Volk in buntem Gedränge. Die Balkone waren mit Zuschauern gefüllt, die Damen liessen weisse Tücher wehen, Scherzworte flogen auf die Cavalcade der ängstlichen, gelehrten Reiter herab, kühne Blicke der jungen Welt gingen hinauf.

Rector, Kanzler und Doctoren erholten sich am Doctorschmause. Zu Brod und Wein kamen sechs Gänge von gekochten Hühnern, Reismehl und Früchten. Feuerwerk oder Stiergefecht schloss den Tag, dem Volke wurden Süssigkeiten zugeworfen, die Pausen füllten Improvisatoren, sie waren gewiss zur Stelle, wo ein Priester seine erste Messe las, ein Doctor den Hut empfing. Lieder auf den Helden des Tages erklangen voll Neckerei auf dessen Wissen, Talente und körperliche Mängel. Die grösste Freiheit ist in diesem vexamen jocosum vergönnt, wenn nur viel gelacht wird; es war die Parodie des Panegyricus in der Kirche. Nicht mit leerer Hand gingen die Doctoren heim, obwohl verboten war von den Resten

der Tafel mitzunehmen. Weisse Handschuhe, ein Barett, eine Wachskerze und eine Büchse mit Citronat war der Ehrensold für die Arbeit des Tages. Die gelehrten Herren mussten manchen Spott hören über solche Versüssung ihres schweren Daseins. Noch lange zehrten die academischen Bürger von den Erinnerungen derartiger Glanztage, die Satiren, in denen Muthwille und Humor ausströmten, wurden wiederholt, oder neue Coplas erfunden, in denen der Spanier jede Stimmung, jedes Ereigniss wie in gereimten Sinnsprüchen festzuhalten liebt.

Leon erheiterte sich bei der Theilnahme an den Festlichkeiten durch diese Productionen, oder legte in sie seinen Verdruss über einen elenden Promovirten. Dann flogen freilich die Coplas nicht harmlos wie Schmetterlinge in der Luft, sie drangen, sagt Cervantes, gleich süssen Dornen in die Seele und verwundeten wie Blitzstrahlen ohne die Kleider zu verletzen. Gewandt führte er die Waffe, man kannte seine Pfeile, der Bischof von Zamora hatte lange die Stiche gefühlt.

Mehr Stoff zum schneidenden Witzwort boten ihm die klösterlichen Zustände, wenn er etwa bei Visitationen auf all das Unkraut stiess, das da unter dem guten Samen stand, auf Unvernunft, Rachsucht, Krieg, falsche Freundschaft, auf das Mönchsgesindel von Buben, die Novizen waren, weil sie angedrohten Schlägen der Eltern oder des Schulmeisters entgehen wollten. In ihnen pflegte später die innere Unwahrheit des ascetischen Lebens grauenhaft hervorzubrechen.

Leon hasste das Einmischen der Mönche in alle Familienangelegenheiten, als hätten sie zehn Hauswesen zu regieren, in denen ohne ihre Zustimmung keine Dienstmagd entlassen werden könne.

Das Verderben, das daraus aufging, legte ihm die Beichte dar, er strafte es mit strenger Hand. Unerbittlich sondirte er die kranken Stellen und beugte die vornehmen Seelen, die Knechte des Lasters geworden waren, die Weltdamen, welchen noch das Rauschen der seidenen Robe im Beichtstuhl wohlthat. Mit den ernsten Worten der Schrift zerschlug er strafend die Entschuldigungen. Bekannte man, das Kokettiren habe kein wirkliches Verbrechen nach sich gezogen, so erwiederte er: wie man den einen Pilger nennt, der nach San Jago unterwegs ist, wenn er auch gar nicht hin kommt, so heisst mit Recht diejenige eine Buhlerin, die Dinge treibt, die der Weg zum Ehebruch sind. In die aufrichtig Reuigen drang er dann, dem Erlöser die Hände zu bieten, die ihn beleidigten, auf ihn die eitlen Augen zu richten, den Hohn zu verachten, der des bekehrten Sünders warte, durch die erfahrene Lüge der Sünde zum Hass der Sünde zu kommen. Keine drohende Feindschaft hinderte ihn mit herbem Kraftworte das Schlechte zu nennen; die affectirte Frömmelei gehörte auch dazu.

Sie heftete sich an die Versuchung den nächsten Beruf vergessend, Gott mit dem zu dienen, was uns nicht geheissen ist, in der Einbildung, man diene ihm dann mehr. Damen, die mit gespannten Segeln ihren Pflichten entflohen und früh und spät den Fussboden der Kirche wärmten, indess die Kinder verkamen, das Vermögen schwand, der Mann zum Bösewicht wurde, nannte Leon einen Abscheu vor Gott. Diese Heuchelei sei eine Monstrosität; die Frauen könnten, ohne Nonnen zu sein, mit Christo leben, um von ihm die Gnade zu erlangen recht zu thun, was er sie heisse. Statt sie wie viele Beichtväter so an sich zu fesseln, dass sie keinen Fuss

zusetzen wollten ohne beichtväterliches Gutheissen, wies er sie einfach von der Spielerei in ihren wie Puppenzimmer aufgeputzten Capellchen zu dem Herrn und ihrer Lebensaufgabe.

Auch in Predigten that er es. Sie gehörten zu seiner Amtsarbeit. Fern war ihm da der rhetorische Schwulst der Ritterromane, der Bombast des Seneca, die vielen fremden Ausdrücke, geschraubten Sentenzen und hochtönenden Gleichnisse, mit denen es darauf angelegt schien, dem Hörer kein Wort des Lebens zu geben, sondern Gras und Blumen des Feldes. Trotz aller Anleitungen zur geistlichen Beredtsamkeit, die erschienen, hiess es, man könne wie Diogenes mit der Laterne nach Einem suchen, der bescheiden, ernst, freimüthig, Christum und nicht sich selber predige. Das sei die grösste Verfolgung, die die Kirche in diesen Zeiten erlebe. Die Predigten der Meisten seien Grabreden für sie selbst, über das Wort: du hast die erste Liebe verlassen. Bald werde das Profane in gemeinster Weise eingemischt, und die Wundersucht von der Kanzel mit den Speisen genährt, die Theater und Romane böten, bald mache kraftloses Moralisiren die Predigten mehr zur Geduldsübung als zur Quelle der Erbauung. Die schlaftrunkenen Augen ruhten dann zur Erfrischung auf den Kirchenbildern.

Leon legte predigend die Schrift aus. Die katholische Geringschätzung der Bibel, die sich als Schriftverachtung in der Predigt ausspricht, konnte bei ihm nicht aufkommen. Erklärung des Textes schien ihm der einzige Weg, unter den Laien das Interesse an christlicher Belehrung, am Worte Gottes, nach dem Niemand mehr frage, zu wecken. Nur Geistliche, die auslegend predig-

ten, hielt er für Wolken voll der Kraft göttlichen Wortes, die auf das bejammernswerthe, verwahrloste und verwirrte Volk niederträufeln, die Andern wendeten alle Pracht des Spanischen, dieser Sprache für Gott, vergebens zur Feier des Mysteriums an. Sich selbst predigte Leon zuerst Treue und Geduld in aller seiner Arbeit, die ja Gottes Wille sei. Stets hat er sie ihrem ganzen Umfange nach sammt dem Ideale ihrer Ausführung vor Augen. Schön sei das Dasein in der treuen Aufwendung der ganzen Kraft, möge es auch in endloser Arbeit und Mühsal dahingehn. Den schwersten Punkt greift er an, thut mehr als viele Andere, ernst und tief nimmt er Alles. Das Leiden lehrt täglich siegen, vom Salze hat die Muschel den Glanz. Sah er bisweilen seufzend und ängstlich nach Oben, so wusste er, dem schlimmen Tage geht ein guter als Vigilie voraus, und in keinem Garten blühen so schöne Blumen, wie in der Menschenseele auf dem Pfade des Leidens.

Kränklichkeit hätte ihn oft berechtigt sich zu vergönnen, was die Landleute, die Tagelöhner, die Handwerker haben, Erholung nach den Tagen des Fleisses. Waren indess die Anfälle seines Herzleidens nicht zu mächtig, dann schonte er sich nicht einen Tag, der Mensch sei seinem Amte mehr schuldig als seinem Körper. Das Leiden steigerte ihm stets eigne Schwermuth. Er empfand, was Boscan dichtet: im Schmerz ward ich erzogen und geboren, mich führte jeder Schritt zu neuer Trauer, so dass zum Grabe nur noch einer wäre, o Herz zum Dulden einzig auserkoren, sag, wie so schweres Leid hat solche Trauer, und ein so dauerndes solch eine Schwere. Dann sah er die Freude von seiner Schwelle wie durch Zauber gebannt, und erhob die Geissel gegen sie, wenn sie wiederzukehren wagte. Das Uebel der Welt,

klagt er, schliesst auch die ruhigste Seele in Abgründe ein und bannt sie aus dem himmlischen Vaterlande. So gross ists, dass mans nicht ausnennen könnte, wenn sich auch alle Haare des Hauptes in Zungen verwandelten. In dieser Stimmung fürchtete er die Stille des Lebensmeeres, sah Alles im Kampfe gegen sich den armen Menschen, was er besass ausser den Freunden, galt ihm als bittres Herzeleid. Der Gedanke an geliebte Menschen vergegenwärtigte allein ein bleibendes irdisches Gut, indess die Frömmigkeit ihm die ewigen Lebensschätze nahe hielt.

Sie bewegt ihn als Sehnsucht, die geboren aus Leid und Liebe hinauf und hinüber ruft, doch nicht beständig erheben sich ihre Schwingen zu Gott dem friedfertigen, reichen, süssesten Freunde, der die Seele mit Perlen der Gnade und Tugend schmückt. Ist das Herz ächt fromm, so lebt es im Genusse der Erfahrungen Gottes, der den Hauch seines Geistes sendet, dass er Nebel hinwegnehme und einen klaren, schönen Tag schenke. Solchen Seelentag schmückt der Freudenthau, der ewigen Frühling in uns verkündet, und das Dankopfer beginnt im Gemüthe, um nie zu enden. Oft sagt Leon, kein Gut befriedige ihn als ewiger, traulicher, freundlicher, überirdischer Verkehr mit Gott, Verschlingung mit ihm in Liebe, so dass die geheiligte Seele in ihrer Schönheit die Schönheit der Dreieinigkeit wiederstrahle.

Und der Quell dieses Gutes? Gnade in Christo ist die Seele seiner Seele, ohne die er mit sich Nichts anzufangen wüsste, ohne die der Aeolsharfe des Herzens der Hauch ewig fehlte, der sie ertönen lässt. Die Gnade eignet er sich in der Liebe zu Christo an, der zarten, traulichen Liebe zu dem einzig Ersehnten und Gesuchten. Sie war ihm nicht Wohlwollen, nicht gewöhnliche Neigung, sondern ein Lieben,

das der Quellpunkt aller Liebe, eine Tugend, die die Wurzel aller Tugenden ist, eine Gluth, die den ganzen Menschen entzündet. Jesus ist in ihm die süsseste Musik, die einzige Melodie, nach deren heiligem Tone alles Verwirrte sich ordnet und beruhigt. Jesus die Persönlichkeit, von der aus in Allem, was sie thut, Lebensflammen unser Auge treffen und Lebensstrahlen Alles mittheilen, was von ihr offenbar wird. Jesus soll in der Burg der Seele herrschen, der mit seinem himmelklaren Antlitz die Ruhe der Milde erhält. Jesus jenseits zu sehen verlangt seine Seele. Erst im andern Leben kanns Vollkommnes geben, dieses Sprichwort klingt in den Worten wieder, dass er fern von seinem Hause, von seiner heiligen Stadt nach ihr seufzend pilgere. Zu Ehren des Namens Jesu lässt er Messen lesen. Im Jesusnamen ruht er aus unter Sorge und Arbeit.

Trotz dieser Messen trug er den Segen des Glaubens an den Erlöser in sich. Er genoss himmlischen Sosiego, wo die Furcht uns nicht zittern lässt, der Schmerz uns nicht erniedrigt, wo wir uns reich fühlen in dem überirdischen Centrum, das gleich einem klaren, stillen Wasser die Dinge ohne Täuschung und Verwirrung spiegelt, und aus ihnen nehmen lässt, was sie wirklich enthalten. Den heiss gesuchten Seelenfrieden, wo das Herz mit Gott und Göttlichem harmonirt wie die Saiten einer richtig gestimmten Harfe, hatte ihm die heilige Liebe gebracht, die auf hohem, reichem Throne, von Glorien umgeben, sein Leben beherrschte.

Aus dieser Lebenslust, in der seine lautre, hochstrebende Natur athmete, breitete sich ernste Ruhe über sein Wesen aus. Die Vergänglichkeit des Vergänglichen vergass er nicht. Bei Allem das Ende zu bedenken, legte er in

christlichem, vielseitigem Sinne sich auf. Die Lust der Menschen, dieses Verbrennen im eigenen Feuer, erregte sein Mitleid. Oft umschwebten ihn zu dunkle Bilder aus dem Gefängniss des Daseins, dessen Riegel erst im Tode fällt. Er beweint die Menschen, die dem unvergänglichen Metall der Seele trügerische Substanzen beimischen, mögen sie in goldenen Gefässen bewahrt sein und honigsüss duften. Nicht besser sind ihm Jene, die bei der Tugend einkehren, so lange die Leidenschaften schlafen, meinend wie im Fluge statt des Schaumes der Lust, den Schaum der Tugend zu trinken.

Sein Ernst, dem viele vermeinte Wirklichkeiten sich in Schattenbilder auflösten, war der Beschäftigung mit dem Geheimnissvollen in der Geisterwelt geneigt. Erscheinungen Abwesender, prophetische Träume, erwog er ohne abergläubisch zu sein. Nicht zu leugnen, noch zu erklären wagte er, Persönlichkeiten, die dergleichen erlebt, suchte er unbekümmert um schlimme Nachrede auf.

Durch Strenge der Anschauungen wollte er nicht düster werden. Er möchte, obwohl es ihm oft nicht gelingt, heiter sein nach Gottes Willen; der frohe Tag gehört in sein Gebet. Heiterkeit müsse der Seele ihr Mahl würzen und die Freude sein, wie dem Wandrer der Schatten, in dem er ausruhen, wenn auch nicht wohnen soll. Schwermuth und Kummer vereitelten oft seine Wünsche, Freude blieb ihm ein seltener Gast. Leichter schlüpfte der feine, geistreiche Scherz herein, auch wo es Gefahr brachte, regte sich der Humor. Das Menschentreiben, das Leon genau aus seiner Zelle beobachtete, bot ihm Stoff genug. Vom Hafen aus sah er gern auf das Meer, wo der Eine nahe am Gestade zurückgeschleudert, von Neuem beginnen muss, der Andere an Felsenriffen scheitert und hinabgerissen wird in den Abgrund, wo Jenen Windstille fest-

hält, Diesen Sandbänke bedrohen. Scharf und weit blickte er hinaus, freimüthig und rückhaltslos äusserte er seine Meinung.

Auch in Gesellschaften, die er nicht vermied, begleitete ihn diese Offenheit, mochten auch in dem Professorencirkel Thoren, Aengstliche, Boshafte sein. Unziemliches Geschwätz hätte er nicht ertragen, aber er lachte mit, wenn ein anmuthiger Scherz den guten Wein würzte und heitere Abwechselung in das wissenschaftliche Gespräch brachte. Anregungen desselben hielt er fest. Bescheiden wollte er lernen, nicht anspruchsvoll dociren oder eitel gefeiert werden. Wo ihm ein gelehrter Verkehr sich darbot, ergriff er ihn als willkommnes Glück. An seine Universität band er sich dabei nicht, geistige Förderung war maassgebend. Nicht als ob er den Umgang mit Gelehrten überschätzt hätte. Wissenschaft war ihm überhaupt nicht das Höchste, er wusste, wie wenig sie gegen die Dämonen des Bösen vermöge. Viel von Christo besitzen, gebe die wahre Wissenschaft von der unendlichen Liebe Gottes, der Majestät seiner Grösse, dem tiefen Abgrunde seiner Rathschlüsse, seiner unbesieglichen Macht.

War er auch für den Verkehr nicht unzugänglich, obschon ihm dabei Mancher aufstiess, der an das odi profanum erinnerte, so zog er den Kreis trauter Freunde doch sehr eng. Seine Offenheit und Wahrhaftigkeit waren gemissbraucht, wie schlimme Erfahrungen bezeugten. Mancher liebliche Ton hatte sich in Sirenengesang verkehrt, giftige Früchte waren ihm an dem Baume gewachsen, den er so eifrig gepflegt. Mit Grauen dachte er daran, und suchte, der Mahnung des Aristoteles folgend, nur Wenige festzuhalten. Mit diesen wenigen Guten ward er des Gebens und Nehmens nicht müde. Treu

wie Gold wuchs seine Liebe, je mehr er sie erkannte. Lieblingsneigungen auf Freundeswunsch aufzugeben, erfreute ihn.

So steht er zu Felipe Ruiz de la Torre y Mota, zu Juan de Grial, einem Dichter von bedeutendem Talent. Den trieb er an zur höchsten Spitze des Parnass emporzuklimmen und aus der reinsten Fülle des Bornes dort den heissen Durst zu stillen. Francisco de Figuerroa und Juan de Almeida, Francisco Sanchez, Diego Oloarte, sind ihm liebe Freunde. Von Jugend auf verbunden ist er mit dem königlichen Rathe Pedro Portocarrero. Aus uraltem, hochberühmtem Geschlechte wollte der sich doch den wahren Adel erst erringen.

Innerlich vornehm, gleichgültig gegen Hass und Schmeichelei, strebte er unaufhaltsam nach dem Grössten. Leon beglückte seine Liebe so, dass er Jeden um seine Nähe beneidete. Daher der Wunsch: über Portocarrero's Namen möge der seine vergessen werden.

Der berühmteste aller Freunde Leons ist Benito Arias Montano, wohl der gelehrteste Theolog Spaniens im sechszehnten Jahrhundert*). Geboren zu Frexenal de la Sierra in der Diöcese Badajoz, in Sevilla erzogen, studirte er in Alcala, ward in Löwen Doctor der Theologie, Poeta Laureatus von Alcala, 1560 Mönch. Er zog sich in das anmuthige Peña de Aracena zurück, der Bischof Perez von Ayala nahm ihn mit nach Trient, Philipp II. ernannte ihn zum Collegial, übertrug ihm die Ankäufe für die

*) Montano Antiquitates Judaciae libri IX, 1580. Comment. in Jesaiam 1599; in Josuam 1583; in Psalmos XXXI. 1605; in XII prophet. 1571. Elucidationes in IV evangel. et acta apost. 1575; in scripta Apostol. et Apocalypsin 1588. Humanae salutis monumenta 1571. Biblia regia VIII Voll. Naturae historia 1591. Historia generis humani 1593. Poemata sacra.

Bibliothek des Escorial, hochangesehen im königlichen Dienste ist er 1598 gestorben. Auf seinem Grabe standen die Worte: invidia virtutis comes.

Die Linien dieser knappen Skizze umziehen ein reiches Leben. Mit Begeisterung für die Wissenschaft hatte er vom vierzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre alte Litteratur studirt, voll Genuss und in steigender Bewunderung. Seine Schriften fanden bei den Gelehrten Anerkennung, doch maassloses Arbeiten brachte ihm ein Gemüthsleiden, er erwartete den Tod. Umsonst trösteten die Freunde, umsonst kamen die Aerzte, vergebens curirte Montano nach eigenen Phantasieen, Citherspiel heilte ihn. Er begann den zwölften Psalm zu componiren, er vertraute den Tönen das Leid seines Herzens, und es wich.

Eine kindlich einfache anspruchslose Natur kennt er nur eine heisse Sehnsucht, das nützliche, des Menschen würdige Wissen, bis an die Grenze des Erreichbaren zu erwerben. Chirurgie, Astrologie trieb er, ein ausgezeichneter Mathematiker entriss ihn astrologischen Träumen. Geweiht im wackersten Kriegsdienste der Alten, nach eigenem Urtheil nicht hervorragend, doch auch nicht zurückgeblieben, zog ihn, mochte er von der Theologie auch nur den Namen kennen, sein Herz dahin. Theolog zu sein, dünkt ihn das Schönste, des Christen Würdigste. Er verglich die Werke der Philosophen, der Historiker, der Dichter mit der Einfalt, Auctorität, Majestät und Wirksamkeit des Evangeliums, und das Leben schien öde und reizlos ohne die Beschäftigung mit dem Worte Gottes. In das lieblichste und anmuthigste Paradies schien er gekommen, dessen Quelle in vier Strömen sich ausbreitet und an alle Gestade Gold, Perlen und Diamanten trägt, auf einen Berg, wo er in das Reich

Gottes hineinschauend, seine Hütte zu bauen beschloss. Seine Bücher hallen wieder von Zeugnissen des Glückes in der Beschäftigung mit der Theologie, das er doch mit Worten nicht auszudrücken vermochte. Man bemerke, Schriftstudium ist ihm die Theologie; er mag der scholastischen Unverschämtheit, die die Gedanken Gottes nach der Schablone ihrer Philosophie und Dialectik zu kritisiren wage, nicht einmal den herrlichen Namen lassen.

Als er sich mit seinen Büchern in die Einsamkeit zurückzog, nahmen die Studien sogleich die exegetische Richtung. Zur Ermittelung des Wortsinnes eignet er sich die Kenntniss des Griechischen, Hebräischen, Syrischen, Chaldäischen und Arabischen an. Ein eminentes Sprachtalent machte ihm das leicht; Holländisch, Deutsch, Italienisch, Französisch und Englisch lernte er zur Erholung daneben. Seine Gelehrsamkeit sollte allein der Schriftauslegung dienen. Sie umfasst das Alterthum Roms und Griechenlands bis in die Einzelheiten des häuslichen Lebens. Keine Schrift, und hätte sie dem verborgensten Ausleger des Aristoteles angehört, keine Stelle des Hippocrates blieb ihm fremd. Die abgelegenen Regionen der rabbinischen Gelehrsamkeit hat er durchwandert, ungeschreckt durch Monströsitäten, Ungeschmack, Verschraubtheit. Kenntnisse des heiligen Landes brachte er massenhaft zusammen. Die Vorliebe dafür war alt. Der Lehrer, der ihm beim Zeichnen die Hand geführt, hatte dem lauschenden Knaben aus eigner Anschauung von Palästina, von den heiligen Stätten erzählt und an Ort und Stelle aufgenommene Bilder gezeigt. Da empfand der Schüler zuerst den Genuss einer durch keine Fabeln gefälschten Erkenntniss. Montano war weit entfernt, seinen Apparat für vollständig zu halten. Nach allen Seiten richtete er den Blick. Er be-

achtete selbst ein neu entdecktes Medicament, vielleicht könne er die Kunde verwerthen.

Als Leo Medici der Florentiner, der botanischer Studien wegen fast die Welt durchwandert hatte, am spanischen Hofe erschien, um für ein Stipendium zur Erforschung der Flora Spaniens zu danken, legte Montano ihm sogleich eine Menge Fragen über die Orte des heiligen Landes, die Umgebung von Damascus vor.

Die Bewohner der Abruzzen fragt er nach den Namen ihrer Handwerkszeuge. In Venedig, Rom, Antwerpen sucht er ächten Balsam kennen zu lernen. Die Sitten der Mauren studirt er, gastfrei aufgenommen, um Andeutungen des alten Testaments zu verstehen. Reisende aus Arabien müssen ihm das dunkel Gebliebene aufhellen. Alle Berichte der Conquistadoren durchforscht er für biblische Völkerkunde. Auf Seereisen bei heftigem Sturme fand er Musse, für den Commentar zur Apostelgeschichte das Benehmen der Schiffsgenossen zu beobachten, die Matrosen wie sie mit Lachen, Spässen, Flüchen die zitternden Reisenden weckten.

Hatten ihn in Trient italienische Rabbinen über Punkte hebräischer Exegese unterrichtet, so machte ihm Anderes das Benehmen der holländischen Gassenbuben bei den Schlachtfesten in den grossen, niederländischen Bürgerhäusern deutlich. Lange zweifelte er, was der Ausdruck im Buche Josua bedeute, Ai sei in einen ewigen Trümmerhaufen verwandelt, der Monte Testaceo in Rom, alle herrlichen Marmorbilder überdauernd, machte ihm den Ausdruck klar. In ungeheuren Sammlungen legte er seine Entdeckungen nieder, die während funfzehnjährigen Wanderschaften sich mehrten. Jede freie Stunde wandte er ihnen zu, z. B. in Trient schrieb er seltene Bücher ab; Tag und Nacht, Sonntag und Festtag liess er nicht nach.

der Religionskriege werden besprochen, Reisereminiscenzen mitgetheilt. In Rom hatte ihn das Geschrei der Nachteulen aus Nero's goldenem Hause, das Geheul der Füchse gestört, in Irland das viele Bier krank gemacht, das er als Willkommen in jedem Hause geniessen musste, nachdem er das dargebotene frische Brod angeschnitten und gekostet. Stören auch diese Herzensergiessungen an ihrer Stelle, sie zeigen doch einen von vielen Interessen bewegten, geistvollen Mann.

Er wirft nebenbei Gedanken hin, deren Tragweite ihm verhüllt blieb. Die Kenntniss der Geschichte der Völker, sagt er einmal, bleibe unvollständig ohne genaue Kunde des Landes. Er ahnt die tiefe Beziehung zwischen Land und Leuten. Die Aeusserungen des Volksgeistes hielt er der Betrachtung werth. Frei vom humanistischen Hochmuthe hat er Volkssprichwörter gesammelt, in jenem Schachte grabend, der in Sprüchen von Hirten, Ackerleuten und Maulthiertreibern einen Reichthum von Witz, Feinheit, Anmuth und Lebenskunde birgt.

Sein Auge, das so viel auf den Büchern ruhte, blieb hell und offen für Menschen und Natur. Das Leben der Thierwelt belauscht er, die Geheimnisse der Pflanzen, die Arbeiten des Landlebens, der häuslichen Oeconomie. Musik blieb seine Freude, zu componiren vergönnte er sich als Erholung. In die Theorie der Tonkunst liess er sich von einem der vorzüglichsten Kenner einführen, dem Patriarchen von Aquileja Barbaro, der die chromatische Musik herstellen wollte. Für Malerei wohnt ihm feines Verständniss bei, Zeichnungen, die gestochen wurden, zeigen seine kunstgewandte Hand, die Sorgfalt im Kleinen, die Naturtreue der Niederländer. Die Maler Metamoros und Villegas, seine Freunde, genossen mit ihm ihre Schöpfungen.

Er galt für den formgewandtesten lateinischen Dichter; in einer Menge Oden hatte er die Geschichte der Menschheit vom Sündenfall bis zum Weltgericht besungen. In den Umdichtungen der Psalmen in Octaven erscheint Einfachheit des eleganten Ausdrucks, ergreifende Weichheit des Tons.

Sie fanden eine gute Aufnahme, wie alle seine Leistungen. Denn in Spanien, Italien und Frankreich bildeten sich Kreise um seine Schriften als kostbare Schätze. Auf den Kanzeln ward er als Auctorität citirt, die gelehrtesten Cardinäle wie Paleotto schickten ihm Schriften; der Papst ermahnte ihn, sich nur der Exegese zu widmen, die ersten Universitäten verliehen die Doctorwürde. Ihm könnten, so ward bemerkt, auch nicht einmal die Protestanten Unwissenheit, Streitsucht, schlechten Wandel vorwerfen. Der König liess durch ihn ein Exemplar der Polyglotte in Rom überreichen, und hielt ihn fest in einem Hofdienste, dessen Gebundenheit Montano verwünschte. Als Philipp II. das Escorial gebaut, das Denkmal der strengen, harten, zermalmenden, abergläubischen Gesinnung, die in ihm die Frömmigkeit vertrat, hatte Montano in diesem Pallaste, Kloster und Grabe, die Inschriften zu verfassen. Ein würdigeres Geschäft als die Verherrlichung der Legion heiliger Knochen, der sechshundert Arme, sechshundert Schenkel und zwölfhundert kleinerer Fragmente war die Sammlung der Bibliothek des Escorial. Als einer Auctorität in Büchersachen ward sie ihm übertragen. Um den Mönchen, für die sie zunächst bestimmt war, den Gebrauch zu erleichtern, hielt er Vorlesungen. Wie wir ihn kennen, werden die Heiligthümer den Gegenstand derselben nicht gebildet haben, die in fünfhundert Prachtgefässen das Kloster barg. Weder die Stücke der Martersäule, noch der Leib eines der Kinder von Bethlehem,

nicht das Taschentuch, mit dem Maria unter dem Kreuze die Thränen trocknete.

Die nach solcher Speise Lüsternen verhehlten ihren Unwillen nicht. Das Hundegebell, aus dem der Angegriffene sich freilich wenig machte, hatte nicht geschwiegen, seit er in Trient gegen das Argumentiren aus den Vätern gesprochen, weil es den Anschein erwecke, man scheue die Schrift. Seine Selbstständigkeit hiess Arroganz, seine Einfachheit profan, das römische Latein heidnisch, die Unbefangenheit gegen die Vulgata häretisch. Mit offenem Visir tritt man ihm nicht gegenüber. Geheimnissvoll sind die Fäden angesponnen, die ihn verstricken sollen, damit er, unfähig zum Kampfe und zur Vertheidigung, gequält, abgemattet zu den Feinden übergehe, das heisse, von Diebstahl, Raub, Gewalt und Betrug lebe, Lüge und Bosheit als besten Schutz des Lebens preise.

Es half nichts, dass er seine Schriften der römischen Kirche dargeboten, wenn nicht gleich kunstreichen Altarkerzen, doch wie das reine einfache Licht, das der Arme weihe. Was ihm den Ketzern gegenüber billig erschienen war in der Verblendung des römischen Aberglaubens, musste er noch nach seinem Tode erfahren. In Rom war er geschützt, auf Angriffe rieth man zu schweigen, Gott die Sache befehlend. So konnte einer seiner Freunde ihn darstellen: er lebe auf hohem, himmelstrebendem Gipfel, wo der Hirt mit der Heerde den Donner zu seinen Füssen rollen hört; reine, heitre Luft athmend gehe er dahin, wie auf der neuen Stätte einer neuen Welt im milden Sonnenlicht des lieblichen Mai.

Francisco de Aldana gebrauchte diese Worte. Er ist der tapfere General und Gouverneur von San Sebastian,

der, von ausgezeichneter militärischer Bildung, den ganzen Soldatenstolz eines Spaniers jener Zeiten hegte, aber die Doppelbande der trügerischen Hoffnung zerriss, und sich dem wahren Vaterlande zuwandte, damit seine Seele nur ein Echo der Schönheit Gottes sei. Mit Montano wechselte er die wehmuthsvollen Poesien, voll kühner, neuer Bilder. Sie zeugen von der Erfahrung in den Wegen des innern Lebens, bis zu den Höhen der Entzückung, wo die Seele gleich dem Morgenstern in dem Abgrunde des ewigen Tages nur Licht und Schönheit geniesst. Was Teresa de Jesus in abgerissenen Exclamationen, Juan de la Crux in dunkeln Orakeln verkünden, spricht Aldana, feuerströmende Kraft mit Zartheit und Frische verbindend, klar und prachtvoll aus. Das Glück war ihm versagt, mit Montano auf den Bergen, im Walde, im schattigen Thale zu weilen. Gedichte hat er an den Fernen gerichtet, der seine Klagen, sein Sehnen verstand, dem auch das Erdenglück nur den Umrissen glich, die der Maler mit Kohle oder Kreide zeichnet, nicht zum Bleiben, sondern zum Verschwinden vor dem vollendeten Werk.

Zwischen Montano und Leon hatte sich früh ein nie getrübtes Verhältniss gebildet. Gleiche Neigung zu den Studien, gleiches ernst-christliches Streben verband sie. Der wissenschaftlichen Gespräche wurden sie nicht satt, der Berathungen über Arbeiten, bei denen Leon mithalf, Montano den Freund zunächst als Leser vor Augen hatte, in geistiger Gemeinschaft mit ihm schrieb, sich durch sein Bild anregen liess.

Ein eifriger Briefwechsel musste den persönlichen Verkehr ersetzen. Stoff bot die Besprechung neuer Werke, die Montano aus den Niederlanden sandte, Nachrichten über ge-

lehrte Freunde, den grossen Geographen Oertel, den Philologen Pedro Ciaccogno, wenn man nicht einmal absehend von gelehrter Tagesmühe an Gesprächen über Kunst sich erfrischte. Leon malte selbst und genoss mit reinem Verständniss die ernsten, gedankenvollen Bilder der frommen, spanischen Meister, in denen die Lebenswahrheit der niederländischen Kunst mit religiöser Tiefe und Innigkeit geeint ist, treue Abbilder der schwärmerischen und heisssen Frömmigkeit Spaniens.

Noch mehr liebte er Musik. Ueber die Productionen der alten Musikschule von Salamanca, die Werke von Viscargui, Castillo, Torres, Victoria, Cabejon konnte er eingehend berichten. Die Tonkunst ist ihm der Abglanz der höchsten, unvergänglichen Musik des Himmels, die Ursprache der Seele, in der sie voll süsser Harmonie mit Gott sich eint. Er nahm Tonwerke mit ganzer Seele auf und erfuhr ihre Wirkungen in einer Weise, wie es nur eine geborne musikalische Natur vermag, die mit dem Herzen hörend, die Arbeit des Künstlers fortsetzt, von den durch das Kunstwerk erregten Gefühlen bis an die Grenze dessen getragen, was darin dem Menschen verliehen ist.

Er fühlt sich von den Tönen wie aus tiefem Traume zum Erwachen gerufen. Sie sind der Schlüssel, der ein verschlossenes Thor seines innern Lebens öffnet, hinter dem religiöse Entzückungen seiner warten. Solche Genüsse wurden ihm zu Theil, so oft er Francisco de Salinas besuchte, den berühmten Professor der Musik in Salamanca. Erblindet seit seinem zehnten Jahre, gelehrter Humanist, Mathematiker, Dichter, Schriftsteller über Theorie der Musik, erlangten seine Compositionen ein hohes Ansehn in der spanischen Schule, die an Reichthum der

italienischen gleichkommt. Der M
der Heiligen gehörte seine Lieb
er die Harfe. Wenn Leon, der i
dem blinden Meister sass, schie
dere, aber lebendig für das göttli

Wurden ihm solche Freude
academischen Jahres nur sparsa
er sie reichlich, wenn mit d
sehnte Ferienzeit kam. Dan
einen Tag länger in der schwi
Hörsaale, unter dem Lärm
Vor der schlechten Luft u
floh er auf's Land. Nun
Frühlings mit seiner Freu
Herbst sammt all ihren G
Kloster gehörte, nahm i

Es lag zu Füssen
den Ufer des süsse
eine kleine, bewal
umgab das Land
im Schmucke a
deten einladen
eilig rauschte
von Pappeln
Rauschen mis
Brausen einig
seinem Lieblin
den Fuss im
nehmen.

Die Pappel
manzen sin
Sand, das
Wilkens, die
de Leon.

allesammt. Unter Pappeln genoss er die Einsamkeit und liess ihren heilenden Zauber auf seine Schwermuth wirken. Das Flüstern der Wipfel, bald klagend, bald ahnungsvoll, sang diesen Feind in Schlummer ein. Beruhigt lebte er dann in der Stille, die auch Christus geliebt und den Seinen gezeigt. Er träumte sich das Glück an einer vergessenen Stelle milde, friedliche Ruhe zu geniessen, die Hohen, die Grossen sollten nicht wissen, ob er lebe oder todt sei. Nachdem er so gelebt, werde er in Frieden scheiden, der allein nehme den Tod so schwer, der Allen bekannt, sich unbekannt sei.

Für die Schönheit der Natur, aus der seine Genüsse kommen, hat er die Empfänglichkeit, die dem Spanier eigen ist. Er versteht ihre Sprache, ihre Geheimnisse, die verhüllte Herrlichkeit in Tönen, Farbenspielen, Formen, kann ihn bis zu Thränen bewegen. Wenn er so dasitzt, den Formationen der Wolken, den Uebergängen ihrer Farben zuschauend — wie Tizian den heiligen Hieronymus gemalt hat in der Grotte eines immer grünen, lieblichen Thals — fühlt er sich erhaben, weil Alles ihm klein scheint gegen den Menschengeist, den kein Engel befriedigen kann, der Güter da besitzt, wo die Sonne nicht sengt, Gewölk und Nebel nie umschleiern. Das Schaukeln und Schwanken des Schiffs der Gedanken begleitet er mit Selbstgespräch über die Schönheit des Himmels und den Reiz der Erde. Dann fordert er wohl die Wolken auf, bei ihrem ruhigen, freien Zuge am Himmel seine Seufzer in ihren Wellen mitzunehmen.

Neue Freude giebt ihm in der Morgenfrühe der Anblick des Lichts. So oft er kann, sieht er der Wiederkehr der Sonne zu, wenn die Morgenröthe erscheint und mit Rosen gekrönt die Gipfel der Höhen röthet, wo dann

eine Wolke nach der andern, von dem goldenen Strahle gleich einem Zauberstabe berührt, in schimmerndem Glanze leuchtet. Unter den Frühliedern der Vögel, den Düften der Blumen, dem frischen Schmucke der Natur, die wie eine Stadt auf den Besuch des Königs sich rüstet, kann er dann nicht stehen mit den alten Gedanken. Es ist ihm, als sei die Seele gebadet, als steige Göttliches in ihr auf.

Das vieltönige Licht der Sonne beobachtet er zu allen Zeiten des Tages. „Es macht in Spanien durch seinen Wechsel die ödesten Gegenden interessant. Mittags contourirt es in blendender Fülle die Gegenstände scharf, und umfliesst sie doch mit weichem Dufte. Abends, wenn tiefblaue Schatten sich über die kahlen, hellen Gefilde hinwälzen, färbt Hügel und Spitzen eine Lichtglorie vom hellsten Rosenroth bis zu dunkelviolettem Purpur.“

Das Blumenkleid der Flur bildete Leon auf der Erde den goldenen Wolkenschmuck ab. Ist er auf der Wiese gelagert, von Tausend Feldblumen umgeben, so beobachtet er das Stillleben der Bienen, und horcht dem Gesange der Vögel. Alle Töne ihrer reichen Instrumente lassen sie zusammenklingen, schlagen dann mit edlem Stolze die Flügel, spielen in der Luft, halten Streitturniere, fliegen zurück mit Grazie und lassen schmetternd ihr Triumphlied durch das Grüne hallen. Die seltenen Gäste des stillen, baumlosen Spaniens locken ihn, ihren Liebesliedern zu lauschen. Er stellt ihre Compositionen kühn neben die Werke der Menschen. Die Harmonie, der das ganze Gebüsch zuzuhören scheint, zieht ihm durch liebliche Melodien die Gedanken nach oben. Die Wirkungen der Natur auf die Vögel kennt er, geht den Aeusserungen ihrer Eigenthümlichkeit nach, besonders

dem Spiele der Tauben, und ergötzt sich an häuslichen Scenen der Eifersucht, des Argwohns, der Freude.

Die Quelle muss ihm erzählen, die raschen Laufes zum Walde sich drängt, durch die Gesträuche murmelnd sich windet, die geschickt die Steine meidet, hingleitend über den röthlichen Sand, der von durchbrechenden Sonnenstrahlen goldig glänzt. So lange wie möglich verfolgt er am Rande des Weihers das Ziehen, Spielen, Fliehen und Auftauchen der Fische. Alle Arten des frischen, reinen Naturlebens bieten ihm Genuss.

War das Tagesgestirn bis auf die letzten Strahlen, — schön nennt sie der Spanier die Sonne der Todten — verschwunden, dann umgab ihn die erquickende Temperatur der Sommernacht mit reiner, heitrer Atmosphäre. Die weiche Beleuchtung des Mondes, die Strahlen der ewigen Lichter, das funkelnde Firmament im Wasserspiegel sprach ihn wunderbar an. Herzensstill im äussern Frieden sah er empor zur himmlischen Sphäre, der Arbeit göttlicher Kraft, wo das geordnete Heer leuchtet, wo Jeder fest seine Stelle behauptet, ohne den Platz des Andern zu usurpiren, oder das heilige Gesetz zu brechen, das Gott dem Chore von Brüdern gab, wo der Grosse dem Kleinen Licht schenkt. Vor den Lauten dieses himmlischen Spieles verstummten die Misstöne des kleinen, armen, sündigen Lebens. Leon gab sich der Stimmung hin, die das Vergängliche im christlichen Sinne als ein Gleichniss des Unvergänglichen auffasst, im Sichtbaren die Spiegelung des Unsichtbaren geniesst. Er durchwebt aus seinem Reichthume auch das Kleinste mit Beziehungen auf die göttlichen Dinge. Unerschöpflich ist so der Anlass zu geistlicher Betrachtung, überall Fingerzeige zu dem Wege des Lebens, der überwärts geht. Sinnig thut er, was Boscan von dem Weisen sagt:

Dass schön sei das Erschaffne wird er sehen,
Und ihm den Namen schön bei sich auch geben,
Allein er bleibt desshalb nicht dabei stehen,
Er wird den Blick zum Weltenschöpfer heben,
Und die erhab'nen Räthsel dort ergründen,
Selbst in des Blümchens, in der Rose Leben.

Der Tiefsinn der Spanier neigt zu diesem religiösen Allegorisiren, auch in Verzerrungen des Aberglaubens blickt es durch, so in der Sage, bei der Elevation der Hostie am Himmelfahrtstage neigten sich die Blätter der Bäume gegen einander und bildeten ein Kreuz. Leon war nichts bedeutungslos in dem Buche der Natur. Jeden Buchstaben sieht er darauf an, ob er nicht etwas von oben sage, ob er nicht mit einem Zuge von der Schönheit des Herzens Gottes zeuge, ob er nicht einen Ton von dem Tempelgeläute herübertrage, das in heiligen Klängen die Schöpfung durchdringt.

Felder, Matten, Quellen, Triften mahnten ihn an die wahrhaftigen Gefilde ewiger Anmuth. Das Glühen des Morgenroths redete von der Gluth der Liebe zu Ihm, dessen reiches Herz all diese Schönheit geschaffen. Der unbeschränkte Anblick von Himmel und Erde war ihm Bild einer wahren Freiheit. Alles erscheint da geordnet, befreundet, in einander geschlungen, antwortet sich, theilt sich Kräfte mit, ruft Eins dem Andern. Die Himmelskreise zeigten die göttlichen Strahlen der Glorie des Meisters. Schatten redeten ihm vom leeren, menschlichen Treiben, Dunkel der Nacht vom Todesschlaf der Sünde, die Ruhe des Firmaments von der ewigen Ruhe der Heiligen, die sinkende Sonne vom nie untergehenden Licht, die Sternenfluren mit Lichtblumen von dem ewigen Frühling oben, wo der leise Schritt des Todesengels nicht

mehr gehört wird. Die Kühle in schattigen Laubgängen erinnerte an die verheissenen Erquickungen vom Angesicht des Herrn. Mit seinem Christenherzen hört Leon die Botschaften des Himmels, den ja die Vögel unter dem Himmel, Lilien und Dornen dem Frommen auszurichten haben.

Auch abgesehen von solchem Genusse war Leon Freund des Landlebens, das er allerdings idealisirt hat. Die Neigung dazu war durch das politische und sociale Leben mit seiner Unnatur und seinen Gräueln weit verbreitet. Wie viele Stimmen erneuen Petrarca's Klagen: Städte sind Sammelplätze der Sünde, Speicher der Verbrechen, da wohnen Lüste und Rechtsfälschung, Städte sind leer von Tugenden, Quellen aller Laster. Und doch ist das Urtheil oberflächlich, als gälte nicht von Stadt und Land: Paradieses genug, wenn nur die Sünde nicht wär. Der Ackerbau, meinten die Enthusiasten, sei rein, beschädige Niemand und nehme von der Erde das Brodt wie das Kind die Nahrung von der Brust der Mutter. Handel dagegen galt als Schule des Luxus und der Habgier, Freilich im Vergleich zu den von Reichthum überströmten Kaufleuten mochten die spanischen Bauern einfach, offen und aufrichtig erscheinen.

Ging Leon auch in der Ferienzeit der Gelehrsamkeit gern aus dem Wege, so zogen ihn doch besuchende Freunde in die Verhandlung theologischer Probleme. Sie dehnten bisweilen die Gespräche aus, wenn die singenden Hörer und Respondenten verstummt waren, bis in die Mondnacht, um unter freiem Himmel zu hören, was vom Himmel kam, und was der Himmel lehrte.

Lieb ist ihm der Aufenthalt wie dem Cardinal Ximenez seine Mooshütte bei Castagnar, die er höher hielt als Erzbis-

thum, Cardinalat und Regentschaft. Es war ein Herzeleid, wenn der Herbst erschien, wo das Gefilde seine Schönheit in seinem Schoosse sammelt, der Himmel mit trübem Lichte das anmuthige Grün verzaubert, wo Blatt auf Blatt herabsinkt, sparsam die Sonne die Stunden kürzt, vom Mittag an Wolken sich zeigen, wo unter Klagegeschrei Kraniche durch die Luft ziehn, und die Rinder an ihr Joch gespannt pflügen. Dann rief es zu den edlen Studien nach Salamanca zurück.

Drittes Kapitel.

Dichten.

Noch eine Quelle des Glückes ist übrig, das Leon in seinem idyllischen Stillleben unter Blumen, Bäumen, Vögeln, Quellen genoss.

Der Dienst der Poesie ward geübt. Er griff, so drückt er sich aus, in seine geliebte Leier, in Gedichten Wonne und Leid seines Herzens ausströmend. Er gehört zu den Männern, bei denen hohe poetische Begabung von Gelehrsamkeit und strengen Studien nicht beeinträchtigt wird.

Mit der Erhebung des spanischen Volkes und Volksgeistes war ein mächtiger, dichterischer Aufschwung ver-

bunden. In Klöstern, auf Schlachtfeldern, in Pallästen begegnen uns Dichter, die Geister drängten sich dem Gebiete zu, in dem freies Schaffen noch möglich war. Eine neue Epoche der poetischen Entwickelung erschien.

Längst war die gelehrte Hofpoesie Juans II. verklungen. Trotz der königlichen Begünstigung durch einen Monarchen, der seinen Unterthanen Verse corrigirte und lieber Poesien las als das Brevier, war sie an eigner Armuth gestorben. Die altklassischen Meisterwerke wurden neben Dante, Boccaccio und Petrarca zu Mustern genommen. Die vornehmen Dichter, Admirale, Connetable, Herzöge, Grafen hatten hoch genug gegriffen. Aber gleich den Früchten über dem Haupte des Tantalus war ihnen Dante's Grösse, Petrarca's Innigkeit und Gluth unter den Händen entflohen, und die Productionen eines Francisco Imperial, Villena, Santillana, Juan de Mena verrathen nur zu sehr den Gebrauch der Anweisung zum Dichten: zur Poesie dieser sublimen, entzückenden Arbeit gehört ausnehmende Erfindungsgabe, gesundes Urtheil, umfassende Gelehrsamkeit, Bekanntschaft mit Hof- und Staatsleben, vornehme Geburt und Erziehung, fröhliches, liberales Temperament, Freiheit und Heiterkeit in der Unterhaltung.

Wo im Cataloge dichterischer Erfordernisse leider vergessen war, was den Dichter macht, mussten Werke, die nach diesem Kanon gearbeitet waren, den Grundmangel poetischer Empfindung hinter metaphysischen Subtilitäten verbergen. Da sie für eine unwahre Empfindung und Anschauung natürlich die entsprechende Form nicht zu schaffen vermochten, schnitzten sie für den affectirten Inhalt einen eben so affectirten, verschraubten, unerträglichen Ausdruck. Der gelehrte Bombast abgeschmackter Minnequä-

stionen wollte in poetisirend-scholastischer Manier behandelt sein. Die Eleganz, mit der das geschah, bestimmte den Werth. Der Formencultus und die Inhaltsarmuth musste durch die Alten gerichtet werden, als mit der Renaissance unter den katholischen Königen, an die spanische Poesie der Ruf erging, bei den Alten in die Schule zu gehen.

Die Begeisterung dafür war allgemein. Was nicht als barbarisch verworfen werden wollte, musste das Kleid der Alten tragen. Im Drama sollten Plautus und Terenz herrschen, in der Lyrik Homer, Virgil, Horaz. Lyrische Producte fanden Anklang, die nur Florilegien aus den Klassikern waren.

Aber wie hätte der Geist eines so selbstbewussten, stolzen Volkes auch nur nach irgend einer Seite solche Knechtschaft ertragen! Wie hätten die Humanisten unverwehrt die duftigen, frischen Waldblumen des spanischen Bodens zertreten dürfen, um Petrefacten aus fernen Zeiten und fremden Ländern einzupflanzen. Sprache und poetischer Geist widersetzten sich dem Beginnen. Ein Gegengewicht gegen die erdrückende Uebermacht Homers und Virgils bot die spanische Ilias der Romanzen, in denen ein dem innersten Gemüthe des Volkes entsprungener Quell strömt*) Die schöne achtsilbige Zeile mit der Assonanz wollte sich neben Hexametern und Pentametern behaupten. Sollten die Geschicke der Helden von Troja,

*) J. Grimm Selva de romances viejos. 1831. Duran Romancero general. 2 Tom. 1849. Wolf, Primavera y flor de los romances. 2 Tom. 1856. Wolf: Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen 1858. Meisterhaft übersetzt sind viele Romanzen im Spanischen Liederbuche von Geibel und Heyse und im Romanzero der Spanier und Portugiesen von Geibel und v. Schack. 1860.

die Thaten des Aeneas, die Liebesleiden des Horaz alle Sympathie absorbiren? Sollte kein Herz mehr in Stolz und Freude schlagen, wenn die Romanzen, einfach, ohne Reflexion, Lehre und Schilderung des Eindrucks, ohne lyrischen Schwung und prächtiges Colorit, vom alten Spanien redeten und frisch, naturgetreu wiederspiegelten, was spanische Gemüther in Krieg und Liebe, Sieg und Tod erfüllte? Viel zu mächtig war das Nationalgefühl, zu gross der Stolz, zu bekannt die Vorzeit, zu sympathisch ihr Character, als dass nicht die Poesie, in der sie festgezaubert war, volle Resonanz gefunden hätte. Der Cid ward neben Aeschylus gestellt, Gaiferos neben Odysseus, die Gegner der Alten misstrauten der Entscheidung nicht.

Mit der Waffe der Volkspoesie betraten sie den Kampfplatz. Alle horchten, die den Zauber des Romanzengesanges kannten, in dem nur wenige Töne sich bewegen, auf- und absteigend singen, anschwellen und flüstern, bis sie in tief melancholischen Accorden hinsterben. Die alten Lieder wurden gewürdigt, gesammelt, nachgeahmt. Ein Romanzenfieber ergriff die Dichter. Die leicht zu handhabende Form reizte. Stoffe boten sich in Menge, da man nicht viel Rücksicht nahm auf die innere Angemessenheit des Inhalts zu solcher Behandlung. Barbarismen ersetzten die originale Einfalt der alten Gedichte.

Zwei Schulen traten einander gegenüber, die der nationalen Volkspoesie und die der italienisirenden Kunstpoesie. Im heftigen Kampfe befehdeten sie sich. Das Unrecht der Letztern war die Ablösung vom national-spanischen Dichtergeiste, das der Erstern die Verschmähung der schönen italienischen Formen, als brächten sie den fremden poetischen Geist nothwendig mit, und als sei derselbe von solcher Macht, dass er den spanischen aus seinem

Hause banne. Nahm die Kunstpoesie zu den Italienern eine Stellung ein, wie die Römer zu den Griechen, so liess sie doch nicht mehr in humanistischer Bornirtheit die Alten allein wirken, Dante, Ariost, Petrarca vermittelten den Einfluss von Virgil und Horaz. Auch in den Formen geschah es: Madrigale, Sonnette, Canzonen traten anspruchsvoll neben die alten Coplas, Villancicos und Romanzen.

Boscan erneute auf Anregung des venetianischen Gesandten Navagero die kunstreichen, italienischen Formen. Auf wen bliebe seine Schilderung des Reiches der Liebe ohne Eindruck, in der die Gluth der Spanier und die Zartheit der Italiener sich durchdringen! Aber gegen ihn, gegen den lieblichen Cetina und den gelehrten Mendoza, erhob sich Castillejo.

Er straft die Petrarchisten, die Verächter Spaniens und ihrer Väter, die Ketzer im Reiche der Poesie, gegen die man Inquisitoren bedürfe, um sie als Anabaptisten zu richten. Die Wahrheit, Einfachheit, Natürlichkeit der alten Dichtung hält er der verkünstelten Weiberpoesie der Neuen entgegen. Von dem Tribunale, in dem Juan de Mena und Manrique sitzen, lässt er sie als Hochverräther verurtheilen. Er sieht die tolle Unnatur der ersten italienischen Schule wiederkehren mit ihren Räthseln und Disputationen. Die dunkeln, weitschweifigen Verse würden statt der klaren, kurzen Altspaniens herrschen wollen.

Die Petrarchisten boten ihm Waffen, indem sie das, was in den alten Formen sich unübertrefflich ausdrücken liess, in die italienischen Staatsgewänder kleideten. Nicht immer waren sie gut angelegt, Diamanten Petrarca's zierten Hauskleider. Neue Worte wurden gebildet, die keine scharfe Kritik ertragen konnten, Ecken

und Härten des eingezwängten, italienisch zugerichteten Spanisch fanden sich genug. Castillejo wies die Anklagen gegen seine Schützlinge thatsächlich zurück. Seine Poesien nach volksthümlicher Art athmen Anmuth, Witz, Heiterkeit, Frische, sie sind voll nationaler Elemente. Grosse Stoffe will er gar nicht dichterisch behandelt wissen, um der fremden Formen entrathen zu können. Man bemerkte spottend: für die kleinen Dinge, die er zu sagen habe, seien sie freilich überflüssig; nur wäre der Schluss irrig, desshalb bedürfe ihrer Niemand, denn Keiner habe mehr zu sagen als er.

Hatte er das Recht der alten Poesie glänzend gerechtfertigt, so erstand gegen ihre Alleinherrschaft in Garcilaso de la Vega der mächtigste Kämpfer*) Garcilaso ist eine ritterliche Erscheinung, wie die Romanzen sie schildern, seine Hand, die tapfer das Schwert führte, schrieb Gedichte von so süsser, harmonischer, eleganter Form, dass man sagen konnte, wenn die Musen castilisch sprächen, sie würden seinen Ausdruck gewählt haben. Er besass den Instinct für die Schönheit des Wortes, das er zum Gefässe seiner weichen, selbst verfliessenden Poesie wählte. Ekloge und Elegie pflegt er am liebsten das Idyll des Landlebens, die Metaphysik der Liebe sind ihm durch Virgil und Petrarca vertraut geworden. Dem Fürsten der Dichter, dessen Verse wie durch Zauber harmonisch gefügt waren, wagte Niemand die Mängel seiner Vorgänger beizumessen. Nun war es unmöglich, der neuen Schule als solcher Steifheit, Härten, Unreinheit der Diction beizulegen, die Nationalen mochten bei ihren Meistern lange nach Gedichten suchen von gleichem Reize

*) Navarrete Vida de Garcilaso de la Vega 1850.

des Stils, gleicher Vollendung der Rhythmik, gleichem Reichthum der Phantasie.

Dennoch steht bei ihm die spanische Eigenthümlichkeit im Hintergrunde, sein Ansehn würde sie verdrängt haben. Wem es gelänge, sie mit Garcilaso's Formenvollendung in ungeschwächter Kraft zu verbinden, dem müsste die Palme dichterischer Meisterschaft gehören. Das Urtheil der Zeitgenossen und der Nachwelt hat sie Herrera und Leon zuerkannt.

Dieser hatte keine Ahnung von der Bedeutung seines Genius, den er nur selten, wie zur Erholung und Erheiterung walten liess. Die Gedichte seien ihm aus der Hand gefallen, er habe sie unbeachtet gelassen und überrascht gesehen, dass Gott sie gewürdigt ihn zu loben. Anonym cursirten sie handschriftlich, erst als man sie einem Mönche zuschrieb, dem das unangenehm war, bekannte sich der Verfasser.*) Er schuf dichterisch fast unbewusst. Wie Vögel sängen, Blumen blühten, Sterne

*) Sie waren mit unächten Poesien vermischt. Leon trennte den verlorenen Sohn von der schlechten Gesellschaft, heilte ihm einige Schäden, die er erhalten, da er so umherschweifte, und übergab ihn der Obhut Portocarrero's, in der er aufhören werde zu klagen und glücklich sein. Die gewöhnliche Meinung, der grössere Theil enthalte Jugendwerke, ist irrig. Nach Leons Tode wurden sie lange handschriftlich gelesen, bis 1631 Quevedo sie drucken liess, um dem Gongorismus durch sie zu steuern. Er hat eine schlechte Handschrift benutzt. Die Uebersetzung aller Gedichte von Schlüter, Münster 1853, ist kaum lesbar. Vortrefflich hat Hoffmann Einzelnes übertragen in drei Gedichten Leons, den Blüthen spanischer Poesie, 3. Ausg. 1856; die hier mitgetheilten Stücke sind ihm entlehnt. Die fremden Dichtungen in deutschem Gewande von Laun und Ruperti 1862 enthalten sehr gelungene Uebersetzungen. — Wolf, in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1854. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Litteratur 1859. Tiknor, History of Spanish litterature 2. edit. 1863. 3 Bd.

leuchteten, so quelle aus unmittelbarer Begeisterung sein Lied hervor; der gütige Gott dictirt es, der Dichter ist nur das Werkzeug, das dem Ergusse der poetischen Kraft das Wort bietet. Kein Werk sei das Dichten, zu dem man sich rüste, eine Gabe vielmehr, die man staunend wie durch Inspiration empfange.

Aus der Art, wie Leon die ihm verliehene Gabe nur als ein Spiel zur Erholung übt, erklärt sich die Wahl von Stoffen, die dem, was die Zeit bewegte, so fern liegen. Kaum erinnert ein Bild in der Ausführung an die grossen Kämpfe, die politischen und religiösen, an die Siege Spaniens, an den Ruhm einer Weltmacht.

In welchen Verhältnissen bewegte sich Boscan: er hat Feldzüge mitgemacht, die Welt gesehn, die Gesellschaft in ihren höchsten Kreisen kennen gelernt, welthistorische Ereignisse vollzogen sich vor seinen Augen, und nach seinen Gedichten müsste man auf ein Leben schliessen, wie Philemon und Baucis es führten.

Noch reicher ist die Geschichte Garcilaso's. Der Liebling Kaiser Carls kämpfte er unter seinen Fahnen, stand bei der Krönung neben dem Throne, war gesucht an den Höfen von Frankreich und Neapel. Wenn er aber entsetzt aus des blutigen Ares ehernem Kreise bald zum Kiele flieht und bald den Degen zieht, so weist er der Gegenwart Lust und Leid von sich, und athmet gerettet auf in Schöpfungen, die eine andere Welt heraufzaubern.

Leon feiert die christlich-spanische Tugend, diese eigenthümlichste Mischung von Tapferkeit und Frömmigkeit, die Cid, den christlichen Heracles, in die höchste Sternensphäre versetzt hat nach tausend Kämpfen. Ihr Ideal ist etwa Alonso Portocarrero, der im Aufstande

der Moriscos, glühend vor Kampfeslust, die gefährlichsten Stellen des Gefechts sucht, wie ein Löwe die Reihen durchbricht, in strahlender Rüstung die Fliehenden verfolgt, und schon von zwei vergifteten Pfeilen getroffen, noch einmal die Fahne erhebt und so die Herrlichkeit unbesiegbaren Muthes zeigt.

Seltsam sticht gegen dieses Thema das von Eitelkeit der Welt ab, das Leon so oft behandelt. Wie warnt er vor der Lilie und Purpurrose, die die Sinne bezaubert, aber die Seele verdirbt! Die spanischen Dichter vermögen mit den glühendsten Farben die Schönheit des Lebens darzustellen und zu preisen, ihnen steht aber auch Alles zu Gebot, um das vanitas vanitatum in schrillen Tönen und umflorten Bildern auszudrücken. Sie sind reich an schwermüthigen Klagen, die Empfindungen wecken wie die Worte Carls V. bei seiner Thronentsagung, reich an Blicken auf den Schlussact der Tragödie des Lebens.

Bei Leon ist's die Eitelkeit des Daseins ohne Gott, die zu beklagen specifisch christlich ist. Momente aus solchem gottlosen Leben, die seiner Erfahrung sich boten, hat er in Schilderungen fixirt, deren Furchtbarkeit an Dante's Höllenbilder erinnert. So sehen wir die spitzen Dornen in der Seele des Sünders, Schrecken wacht an seinem Lager, Qualen zerreissen ihn im letzten Kampfe der Verzweiflung, wo nie gute Hoffnung die Schwellen überschreitet, aber die Furie, flammenumgeben, in der Rechten die Schlangengeissel, nicht einen Augenblick von ihm weicht. Es hätten ihm Zustände des Volkslebens Anlass zu gleich drastischen Gemälden geben können, offenen Blicks, wie er ist, für politische Mängel, für antike Freiheit begeistert.

Aber seine Muse führt ihn hinweg von Pavia, Lepanto, Cordoba, zu den stillen Reizen des Landlebens,

das Dichter, Theologen, Philosophen wetteifernd verherrlichten. Neue Anregung dazu schöpften sie aus Virgil, Theocrit und Sannazaro. Den Protest gegen alle Unnatur der Gegenwart, gegen die Gräuel der Sünde legten sie hinein, wie die Hoffnungen und Weissagungen besserer Zeiten. Gegen die Ländersucht, das Kriegsunheil, die Tyrannei des Fürsten, die Erbitterung der Stände, den Fluch des Goldes sind oft die ernstesten Strafreden eingefügt. Auch die Kunden aus der Neuen Welt konnten zur Verherrlichung des einfachern, naturgemässern Lebens reizen. Da sei das Land gemeinsam wie Sonne und Wasser. Die Worte mein und dein, so vielen Unheils Quell, würden nicht gehört. Zufrieden mit Wenigem lebten die Menschen im goldenen Zeitalter, in offenen Gärten, die kein Damm umgebe, keine Hecke theile, keine Mauer scheide. Ohne Gesetze, Bücher, Richter verkehrten sie aufrichtig und wahrhaft unter einander. Da gelte für böse, wer dem Nächsten Leid thue; dem Ueberflusse abgeneigt seien sie gesund und glücklich. War auch die Unwahrheit solcher Robinsonaden bald unleugbar, sie wirkten doch auf die Phantasie, die ihre Farben von da entlehnte, wenn sie den unbedingten Gegensatz des Hofwesens, des Ritterlebens, der raffinirten Cultur und ihrer Laster zeichnen wollte.

In der Schäferpoesie schlägt die gepriesene Natürlichkeit in lächerliche Unnatur um. Die Zartheit der Bilder, die edle Einfachheit des Ausdrucks, die Sorgfalt der Schilderungen, die Liebe zur Natur, sie können doch nicht mit dem Preise eines Lebens aussöhnen, das die Schäfer mit Weinen, Klagen und Schalmeienblasen ausfüllen. Dessen nicht zu gedenken, dass sich mitten in die Verzückungen, Seufzer und Klagen der Meliböen und Damone gelehrte Disputationen und christliche Reflexionen

drängen. In welchem Contraste stehen sie zu den Empfindungen solcher Glücklichen, denen die Eichen freigebig die süsseste Frucht bieten, Wohnung die Stämme des härtesten Korkbaums, Schatten die Weiden, Düfte die Rosen, Teppiche die geräumigen Wiesen, Kühle die heitere Luft. Bekannt sind die Stacheln, mit denen Cervantes die Schäferkrankheit gegeisselt hat. Was in leichten, einfachen Formen fesseln kann, wird, wenn es sich stolz zu breiter Geltung bringen will, wie in der Diana des Montemayor, unerträglich. Welches Bild geben die ewig weinenden Hirten, die mit Flöte oder Laute ihr Leid im Dufte der goldenen Blumen aushauchen, die der Lenz streut?

Leon fasst fern von solchen Thorheiten die Schönheit der Natur, den ländlichen Frieden, die Einfalt des in Spanien seit dem Mittelalter durch Klima und Boden erhaltenen Hirtenlebens poetisch auf, seine Geschiedenheit vom Getümmel, von den Genüssen und Lastern des Stadtlebens, seine Bewahrung durch beständige Arbeit, seine Freude aus einfachen, natürlichen Quellen, dem Anblick des Himmels, der reinen Luft, dem Segen des Feldes dem Grün der Wiesen, dem Duft der Blumen, der Frische des Wassers.

Die Schilderungen sind vom zartesten Ausdruck der Empfindungen durchbrochen, die diese Gegenstände nicht in spanischen Bauern erregen und in verkleideten Hirten, die gleich Vögeln auf verdorrten Zweigen zirpen, sondern in fromm und rein gestimmten Gemüthern. Mit Vorliebe behandelt er den Gegensatz des beschränkten Stilllebens zum unruhvollen Grossleben. Da erblicken wir die Menschen voll Angst und Sorge in herrlichen Pallästen, getragen von Gunst und Glück, athemlos ächzend es zu

bewahren, den Keim des Kummers fest im Herzen. Und milde, süsse Laute schildern den geschützten Hafen, wo kein Sturm das Schiff ereilt, wo keine willkürlich aufgelegten Lasten den armen, müden Menschen niederdrücken, wo er frei athmet und offenen Sinnes die Gaben von oben nimmt, für der Seele Frieden sorgt, zur Ewigkeit sein Herz bereitet.

Auch von den Schmerzen der Liebe hat Leon gedichtet. Enthüllen kann er die ganze Macht der spanischen Neigung, die nicht ungestüm ist, aber tief wurzelnd, fest beharrend, eine süsse Gewohnheit wird und das ganze Innere ausfüllt. Bei ihrem Schmerze weilt er vornehmlich, bei der Zermalmung, die der bringt, bis zum Wunsche des Todes als Rettung von solcher Qual; und doch gäbe der keine Hülfe, man sähe die Geliebte nicht mehr. Alle Schwingungen des Glücks, in dessen Genusse das Herz sich stolz wiegt wie die Cypresse im Winde, lässt er enden in herzzerreissendem Weh. Mit feurigem Worte redet er von der Freude an der Seelenschönheit der Geliebten, die sich im Blick, Lächeln, Rede und Gesang verräth. Ohne sie ist ihm die anmuthigste Erscheinung ein todtes Bild. Wie diese Seelenschönheit wirkt und zum Werk ihrer Hand den Geliebten umwandelt, wie sie gleich und reich macht, erhebt und beugt, niederzieht wie vor einer Heiligen, das besingt er. Erhoben auf eine Höhe des Lebens, wo der Gedanke nicht nacheilen kann, fühlt er sich wie ausgewandert aus seinem Herzen, er möchte das Band des Körpers zerreissen, um ganz Seele in Seele zu leben.

Welche Schmerzen, als das Band sich löst und das Auge unter Thränen Tag und Nacht den Wiederaufgang des Morgensterns erwartet! Die Blumen scheinen ver-

blüht, ein Königspalast mit Perlenthoren und Silbermauern, von Musik durchrauscht, wird zum Kerker. Mit Feuer tränkt den Liebenden der Felsenquell, wohin er verschmachtend eilte. Der Ocean der Freude ist geschlossen, der Boden wankt unter ihm; wie ein Schiffer, der den Nordstern verlor, irrt er umher auf dem wilden Meere, begleitet von Furcht, Bitterkeit und Thränen.

Begegnen uns in den Liebespoesieen die Ergüsse der mächtigsten Empfindung, so tritt bei der Behandlung anderer Stoffe die Reflexion stark hervor.

Die didactische Tendenz lag in der Zeit, zu belehren und zu ergötzen habe der Dichter. In der Lehre suchte man ein Gegengewicht wider den blossen Unterhaltungsgenuss aus Märchen in den Romanen. Virgil, Horaz und Dante wurden als Auctoritäten dafür angeführt. Der Schleier des Gedichtes solle tiefsinnige Lehre verbergen, wie oft ist der Spruch Dante's wiederholt. Mendoza, obwohl ein ächter Dichter, huldigt in seinen Episteln der doctrinären Richtung, Garcilaso bringt die Sentenzen des Aristoteles über Freundschaft an, Castillejo lehrt die Gefahren des Hoflebens, selbst Lope sieht das höchste Ziel des Dichters in der Belehrung.

Es ist, als sei dieses Streben, das die wahre Wirkung der Poesie so verkennt, aus der Behandlung der Alten entstanden. Diese las man zunächst der Sprache und der Sentenzen wegen, dann erst mochte der poetische Genuss hinzukommen. Daher wohl die Vorliebe für Virgils Georgica, die von Engeln citirt in Bussliedern benutzt wurden, als ein Werk voll mythologischer, astronomischer, medicinischer und philosophischer Gelehrsamkeit.

Nicht als wäre die gepriesene und gesuchte Reflexion tief geschöpft gewesen. Den stolzen Namen Philosophie führt sie meist sehr mit Unrecht. Ueber das Maass des leichten Räsonnements geht sie selten hinaus, Aussprüche der Lebensklugheit bilden ihren Inhalt. Leon ist zu reich und tiefsinnig, um solcher Betrachtung zu huldigen, zu sehr geborner Dichter, um den Mehlthau der schwerfälligen Didactik auf die Blüthen der Poesie fallen zu lassen, oder die anmuthigen Gewinde an solche massive Stäbe zu binden.

Oft giebt schon die erste Zeile des Gedichtes den Accord an, aus dem sich das Ganze entfaltet, der die Fülle der Conceptionen und Gestalten beherrscht. Ueber die Empfindungen wird nicht reflectirt, sie werden dargestellt zum Anschauen für die Phantasie. Sie sind nicht gemacht für bestimmte Formen, sie sind wirklich mit seinem Herzblut genährt, tief und warm, rein und zart, erhaben und würdig; nur solcher sei die Poesie werth, deren Höhen heilig bleiben sollten.

Auch in den leichten, ironischen Gedichten schlägt diese Erhabenheit leise durch. Die Bilder, durch die er das Innerliche heraustreten lässt, sind von dem, was sie umkleiden sollen, geschaffen, abgerundet, zusammengefügt, man fühlt, sie können nicht anders sein. Oft nur umrissen, gleich denen in Miltons Allegro und Penseroso, regen die sichern, scharfen Linien im Leser eine Reihe von Ausführungen an, oder überraschen durch Neuheit, so wenn der Herbsthimmel einem Zauberer verglichen wird, der mit trübem Lichte das Grün der Gefilde bespricht, dass es stirbt.

In Schilderungen, wo die Bilder sich drängen, malen sie nicht die Erscheinung selbst ab, sondern die durch sie erregte Empfindung. Bei Naturgemälden stört nicht

jenes Anatomiren der Natur wie bei Wordsworth. Leon schildert wie Claude Lorain malt. Auch stehen sie nicht selbstständig für sich, der Mensch bleibt Herr der Natur. In einem feinen Zuge, oft erst am Schlusse, tritt er und sein Geschick auf und hört, was die geschilderte Aussenwelt ihm sagt.'

Eine Kürze zeichnet die Schilderungen aus, die der Kraft, nicht der Erschöpfung entspringt. Der Klang der Sprache stimmt mit dem Dargestellten oft glücklich zusammen. In dem Gemälde des Sturmes bringen die gewählten Worte einen Eindruck hervor, als höre man das Brüllen der Winde, das Rollen des Donners. Musikalisch ist an einer andern Stelle das tändelnde Hin- und Herfliegen der Vögel im Falle der Silben wiedergegeben, das Sprudeln und Murmeln der Quelle, das Verziehen der drohenden Wolken.

Von des Dichters vollkommener Herrschaft über die reiche, prachtvolle Sprache, von der Feinheit seines Sprachgefühls zeugt die Wahl der Beiwörter. Er weiss in ein einfaches Wort durch die Stellung eine Wirkung zu legen, wie die prächtigste Schilderung sie nicht hervorrufen könnte; es vertritt da ein ausgeführtes Bild, das nur als leerer Schmuck das Gedicht entstellen würde; der schlichte Ausruf in einen Buchstaben gefasst, erreicht seine Wirkung. Wo der Gegenstand es fordert, gleichen die Epitheta Prachtgefässen, aber auch nur dann. In Jedem prägt sich der Grundton des Gedichtes aus, dem es angehört. Ist er weich, hinschmelzend, so werden alle bedeutenden Epitheta wie ein Echo damit zusammenklingen.

Einige der vorzüglichsten lyrischen Poesien mögen übersetzt folgen:

Das Stillleben.

Wie frohe Tage siehet,
Wer für das laute Weltgewühl verloren
Auf jenem Pfade ziehet,
Dem stillen, den erkoren
Die wen'gen Weisen, so die Welt geboren!

Nie wird der stolze Schimmer
Des mächtgen Grossen ihm das Herz berücken;
Am Goldpallaste nimmer,
Den Jaspissäulen schmücken,
Des Mauren Kunstbau, hängt er mit Entzücken.

Nicht fragt er, ob ihn preise,
Ob Ruhm ihm Fama's Heroldsstimme spende;
Noch, ob im Schmeichlerkreise
Man Lob an ihm verschwende,
Was eine Wahrheit tadelswürdig fände.

Soll ich ein Glück es achten
Wenn mich der Finger zeigt im Volkeshaufen,
Muss ich mit durst'gem Schmachten
Nach diesem Winde laufen,
Mit banger Sorg und Unruh ihn erkaufen?

O Flur, o Berg, o Quelle!
O sichre, freundliche, verborg'ne Stätte!
Wie aus des Schiffbruchs Welle
In euren Port ich rette
Mich hin aus diesem Meer, der Stürme Bette.

Ich wünsche sanften Schlummer
Mir nur und frohe, heitre, freie Tage;
Nicht mag ich sehn, wie Kummer
Dess Stirn in Falten schlage,
Der hoch durch Ahnen oder Reichthum rage.

Mich wecken, tagt der Morgen,
Der Vöglein ungelernte, holde Lieder;
Nicht jene schweren Sorgen,
Womit erwacht stets wieder,
Wer sich vor fremder Laune beugt darnieder.

Mit mir nur will ich leben;
Mich freuen ohne Zeugen, an dem Glücke,
Vom Himmel mir gegeben;
Nicht Lieb' und Hass berücke
Mein Herz, nicht Hoffnung, Furcht und Neidestücke.

Dicht an des Berges Gränze
Das Gärtchen liegt, dess meine Hände pflegen;
Wo freundlich schon im Lenze
Aus reichem Blüthensegen
Die sichre Frucht der Hoffnung winkt entgegen.

Und wie vom Wunsch gezogen,
Zu schaun, zu schmücken diese schöne Stelle,
Kommt zu ihr hingeflogen
Mit ihrer klaren Welle
Vom luftgen Scheitel eine muntre Quelle.

Doch gleich in holder Stille
Dann zwischen Bäumen ihren Schritt sie lenket,
Und Gras in üppger Fülle
Und bunte Blumen schenket
Dem Boden sie, den ihre Welle tränket.

Die Luft das Gärtchen kühlend
Lässt tausend Wohlgerüche zu mir steigen,
Sie reget, leise spielend,
Ein Säuseln in den Zweigen,
Vor dem, vergessen, Gold und Scepter schweigen.

Gern lass ich Schätze Denen,
Die muthvoll auf ein falsches Brett sich wagen.
Nicht sehn mag ich die Thränen
Der Jammernden, ihr Zagen,
Wenn sich Südwest und Nord im Kampfe jagen.

Es wankt der Mast und stöhnet;
Die dunkle Nacht verschlingt des Tages Helle:
Hinauf zum Himmel tönet
Der Stimmen Angstgegelle
Und Opfer sinkt auf Opfer in die Welle.

Ein Tischlein, dem die holde
Zufriedenheit der schönste Schmuck, mir g'nüget,
Geräth aus feinem Golde,
Das seine Tafel bieget,
Sei Dess, der kühn das wilde Meer durchpflüget.

Und während dass, entzündet
Vom Ehrgeiz, Andre, jenem nimmersatten,
Der Hoheit, die entschwindet,
Nachjagen ohn' Ermatten
Sing' ich, gelagert hin im kühlen Schatten.

Im Schatten hingegossen,
— Verwebt mit Epheu; meine Stirn umkrönen
Des ewgen Lorbeers Sprossen —
Horch ich entzückt den schönen,
Dem holden Saitenspiel entlockten Tönen.

Die Musik.

In seltnem Glanz, in reiner
Lichtbläue strahlt die Luft, kein Wölkchen schwebet
Salinas! wenn von Deiner

Tonkundgen Hand belebet
In ihrer Pracht sich die Musik erhebet.

Bei deren Göttertönen
Die Seel' in Selbstvergessenheit versenket,
Erwacht und ihres schönen
Erhabnen Ursprungs denket
Und des Vermögens, das ihr ward geschenket.

Nun, ihre Würd' erkennend,
Ihr Loos veredelnd so und ihr Empfinden,
Flieht sie das Gold, — so brennend
Vom Volk erstrebt, dem Blinden —,
Die trügerischen Reize, die verschwinden.

Hin durch den Aether dringet
Sie, bis der Sphären Höchste sie erreichet,
Und dorten ihr erklinget
Musik, der keine gleichet,
Der, als der ewig höchsten, jede weichet.

Und da sie selbst in reinen
Accorden ist gestimmt, wird sie zur Stätte
Mit jener sich vereinen;
Und lieblich um die Wette
Dann eifern beid' im süssesten Duette.

Da schwimmt die Seele trunken
In einem Meer von Wohllaut, bis am Ende
Sie so darin versunken,
Dass für die Gegenstände
Der Aussenwelt sie gleichsam todt sich fände.

O wonniges Versinken!
O seliges Vergessen! Tod voll Leben!
Stets diese Lust zu trinken,

Nie mehr zurückgegeben
Der irdischen Gefühle niederm Streben.

An diesem Glück Dich letze
Freund, Du, Apollo's heil'gen Chores Ehre!
Den mehr als alle Schätze
Ich lieb' und hoch verehre.
Denn allem Andern folgt der Reue Zähre.

O tönten meinen Ohren
Salinas, ewig Deine Melodien,
Die mein Gefühl — verloren
Für alles Aeussre — ziehen
Zum Glück empor, das Seligen verliehen.

Die Habsucht.

Umsonst durchpflügt die Wogen
Portugals Kiel; in Ormus, im Gebiete
Malacca's wird gezogen
Kein Baum, dess edle Blüthe
Zufriedenheit verleihet dem Gemüthe.

Kein Indien schenkt uns Frieden
Und seltene Smaragde, Philipp, laben
Kein Herz mit Ruh hienieden;
Mehr will das Auge haben
Je mehr die geiz'ge Seel' empfing an Gaben.

Dem Römerfeldherrn brachte
Den Tod der Parther Schatz, den er genossen,
Und der nicht satt ihn machte;
Und Tantalus, umflossen
Von Wellen rings, steht traurig und verdrossen.

Gleich diesem Durst, und schlimmer
Noch, ist des Armen Loos, der stets sich plaget,
Sich häuft des Goldes Schimmer,
Nicht vor dem Meere zaget
Und nicht die karge Hand zu öffnen waget.

Was nützet, unberühret
Ein Schatz, wenn um den süssen Schlaf er bringet?
Die Fesseln härter schnüret?
Die Stirn in Runzeln zwinget?
Der Herr beim Ueberdruss mit Armuth ringet?

Der Sternenhimmel.

Wenn ich die Blicke sende
Zum Himmelsdom, besäet mit Sternenfunken;
Dann sie zur Erde wende,
Auf die jetzt Nacht gesunken,
Die Schlummer und Vergessenheit getrunken:

In meinem Busen wecken
Dann Lieb' und Schmerz ein brennendes Verlangen;
Mit heisser Fluth bedecken
Die Augen meine Wangen,
Ich ruf', Oloarte, dann mit Wehmuthsbangen:

O Thron der Gröss' und Macht!
Des Lichts, der Schönheit Tempel! welch Geschick
Hält in des Kerkers Nacht
Des niedern, hier zurück
Den Geist, bestimmt zu deinem hohen Glück?

Welch rasendes Verblenden
Ab von der Wahrheit unser Herz so kehret,
Dass deiner Götterspenden

Es ganz vergisst, bethöret
Nach Schatten hascht, Scheingüter nur begehret?

Der Mensch vergisst, sich wiegend
In Träumen, dass der Tod ihn stets umkreise;
Denn, wie der Himmel fliegend
Durcheilt die stillen Gleise,
Raubt er vom Leben Stund auf Stund ihm leise.

Ihr Sterblichen erwachet!
Bedenket, dürfen hocherlesne Seelen,
Wo Himmelswonne lachet,
An ihrem Heil so fehlen,
Dass sie dem Wahn, dem Trug zu leben wählen?

Doch zu der ew'gen Sphäre
Des Himmels lasst die Blicke sich erheben!
Seht, wie nur Tand gewähre
Euch dieses arme Leben,
Das so der Furcht und Hoffnung hingegeben.

Ist nicht Atom die schwere
Und niedre Erde bloss, wenn ihr sie haltet
Ans Urbild, jenes hehre,
Wo in Verklärung waltet
Was war und ist und einst sich noch gestaltet?

Betrachtet Ihr, wie weise
Gefügt der ewigen Gestirne Reihen,
Seht ihre schönen Kreise,
Die Schritte, jene freien
Und richtigem Verhältniss doch so treuen:

Den Mond, wie er beweget
Sein Silberrad; das Licht dann folgt, das immer
Schlauheit und Liste heget,

Und schön im Glanzesflimmer
Dann naht der schönen Liebesgöttin Schimmer.

Und wie den Schritt der wilde,
Der blut'ge Mars durch andre Pfade wendet;
Und Jupiter, der milde,
Der tausend Güter spendet,
Mit liebem Strahl des Himmels Klarheit sendet;

Wie sich, als Letzter, drehet
Saturn, der Vater jener goldnen Zeiten;
Der Sterne Chor dann stehet
Zahllos nach allen Seiten,
Sein Licht und seine Schätze zu verbreiten.

Wer ist, der dies betrachtet,
Und fühlt der Erde Tand sich nicht verleidet
Und seufzet nicht und schmachtet,
Wirft von sich, was umkleidet,
Die Seel', und diese Herrlichkeit ihr neidet?

Die heitre Ruh' hier wohnet;
Hier hat der Friede sein Panier erhoben;
Die heil'ge Liebe thronet
Auf reichem Sitz hier oben
In Seligkeit, von Glorien umwoben.

Hier zeiget ohne Grenzen
Die ew'ge Schönheit sich; das Auge siehet
Das reinste Licht erglänzen,
Vor dem die Nacht stets fliehet;
Ein ewig jugendlicher Lenz hier blühet.

O Fluren sel'ger Wonnen!
O Matten, wahrhaft lieblich und entzückend!
Ihr wasserreichen Bronnen!

O Gründe, so erquickend!
Ruhthäler sich mit tausend Reizen schmückend!

Die Sirenen.

Trau nicht der goldnen Schale,
Cherinto! noch dem Honigtrank, dem süssen,
Der blinket im Pokale!
Lass, sorglos im Geniessen,
Den Wermuthstropfen nicht hinab mit fliessen!

Lass Deine Hand, die lose,
Bedächtig zögern, eh' sie wagt zu pflücken
Der Lilie Schnee, die Rose,
Die so das Aug' entzücken,
Und, kaum berührt, Gift in die Seele drücken!

Wohl mag der Fuss sich hüten!
Die gift'ge Schlange lauert auf der Aue
Versteckt in schönen Blüthen.
Den lieblichsten nicht traue!
Dort vor dem Trugnetz Dir am meisten graue.

Es schwand Dein Frühlingsmorgen.
Lass nun auch für des wahren Ruhmes Früchte
Die reifern Jahre sorgen;
Aus rohem Schlamm, ach, flüchte!
Zum trocknen, festen Grund die Schritte richte!

Bevor die ränkehafte
Circe Dein Herz zum Opfer auserwähle,
Mit giftgem Zaubersafte
Verwandelnd Deine Seele,
Dich zu den Thieren ihrer Heerde zähle.

Nicht einer ist im Stande,
Wenn nicht der Himmel Mitleid mit ihm fühlet,
Zu fliehn das Joch der Schande:
Als Bär verbrummt und kühlet
Den Zorn er, oder grunzt als Schwein und wühlet.

Der Klugheit nicht vertraue!
Den Blick auf Salems weisen König wende!
Auf tapfern Muth nicht baue!
Geführt zu trübem Ende
Ward Gaza's Sieger ja durch Weiberhände!

Ahm' nach dem Griechenhorte,
Der klug sein edles Schiff nicht wandt' auf jene
Trugvollen Schmeichelworte
Der tückischen Sirene,
Wofür ihn preisen ew'gen Ruhmes Töne.

Sie sprach, mit süssem Klange
Die Luft erfüllend, her zu mir doch kehre
Dein Segel, schon zu lange
Durchkreuzt es ja die Meere,
Ulysses, Du der Griechen Preis und Ehre!

Komm näher doch und raste
Von ew'ger Müh! und freundlich soll berichten
Mein Sang dem edlen Gaste
Dann tausend von Geschichten;
Kein Schiffer wollte noch auf sie verzichten.

Von ihrem Pfade ziehen
All' unsrer Stimme nach; und alle rüsten,
Wenn nach den Melodien
Gestillet ihr Gelüsten,
Sich hochvergnügt zur Fahrt nach ihren Küsten.

Vertraut mit allen Dingen
Ja sind wir, und vom Krieg im Troerlande
Soll unser Mund Dir singen,
Von Iliums Fall und Brande
Durch Griechen, mit den Göttern im Verbande.

So lockte trüglich Jene,
Das Herz voll Wuth; doch wirkungslos zerflossen
Die zauberischen Töne;
Schlau hatte den Genossen
Des Helden List das Ohr mit Wachs verschlossen.

Schliess klüglich, wenn die Schlimme
Sich zeigt, das Auge; fest Dein Ohr verspünde,
Tönt lockend ihre Stimme;
Fasst sie den Mantel, winde
Dich los; auf Flucht allein die Rettung gründe!

Die Aufforderung zum Gesange.

In ihren Schooss geht wieder,
Hüllt ihren Reiz die Flur, der Himmel siehet
Mit trübem Auge nieder;
Das holde Grün verblühet,
Und Blatt für Blatt, des Baumes Schmuck entfliehet.

Schon zu dem Böcklein wendet
Sich Phöbus Schritt; schon kärglicher den Tagen
Er ihre Stunden spendet,
Und böse Süd' im Jagen
Herbei schon finstre Wolkenmassen tragen.

Der Lüfte Meer durchschwimmen
Die Rächer schon des Ibycus in Zügen,
Und schrein mit heisern Stimmen;

Das Feld zur Saat zu pflügen
Muss schon der Stier ins Joch den Nacken fügen.

Zu edlen Studien laden
Die Stunden, Grial! uns; des Ruhmes Stimmen
Sie mahnen, auf den Pfaden
Zum heil'gen Berg zu klimmen,
Der unerreichbar niedern Flämmchens Glimmen.

Die wackern Schritte nütze!
Ersteig die Felswand, und der Berg enthülle
Dir seine höchste Spitze;
Und aus der reinsten Fülle
Des Bornes dort den heissen Durst Dir stille!

Lass sich am Golde letzen
Unsel'gen Irrthum, buhlen eifersüchtig
Um diesen eitlen Götzen!
Kein Wind enteilt so flüchtig,
Als seine Gunst vergänglich ist und nichtig.

Schreib was voll Huld Dir saget
Apoll, was gleicht den Mustern jener Alten,
Und Neues überraget:
Allein dass Schritt ich halten
Dir solle, Freund, den Wunsch lass nur erkalten!

Denn ich — erfasst gewaltsam
Von schadenfroher Windsbraut, halb am Ziele,
Geschleudert unaufhaltsam
Zur Tiefe — Ruderkiele
Brach ich im Sturz, sammt holder Saiten Spiele.

Die Tugend.

Was nützt, so viel erblicket
Der Sonne Strahl, wo er sich hebt und senket;

Was die Levant uns schicket:
Was Indiern geschenket,
Sammt Allem, was des Pöbels Herzen lenket?

Der Eine, der nur trachtet
Zu häufen seinen Erben reiche Güter,
In bittrer Armuth schmachtet,
Ist seines Mammons Hüter
Und selber sich der härteste Gebieter.

Es rennt mit durst'gem Keuchen
Ein Zweiter blind nach hohem Ehrenstande;
Und um ihn zu erreichen,
So bettelt er, o Schande!
Und schmiedet selber sich die Sclavenbande.

Wenn zweier Augen Strahlen
Und goldnes Haar verlockt zu Liebeseiden:
Die schwache Stunde zahlen
Wird er mit tausend Leiden;
Endlose Thränen weint er kurzen Freuden.

Glück, Philipp! nur besitzet,
Wer sich beherrscht; vom Leben nur begehret,
Was wahrem Heile nützet;
Und willig das entbehret,
Was nicht der eigne Busen ihm gewähret.

Ob hell die Sonne schiene,
Ob Aeolus sein ganzes Reich zerrütte —
Er wechselt keine Miene;
Ob ihn der Berg verschütte,
Fest steht er da in seiner Trümmer Mitte.

So streckt die knot'ge Eiche
Auf ihrer Berghöh', hieb den Schmuck vom Haupte

Die Axt mit wildem Streiche,
Statt jener, die man raubte,
Noch höh're Zweig' empor, noch mehr belaubte.

Ihn beugen willst Du, heben
Wird er sich höher nur; im harten Streite
Gewinnt die Kraft an Leben;
Hinschleudert er ins Weite
Ihn, der den Sieg schon wähnt auf seiner Seite.

Vor Glück und Macht im Staube
Nie kriechend tritt er fest, mit kaltem Blute,
Vor den Tyrannen, schnaube
Wild er in frevlem Muthe,
Bewehrt mit Feuer, Schwert und Zornesruthe.

Dein Feuer, spricht er, zünde!
Schleif Deinen wilden Stahl! Brich auf in Eile,
Und, so Du magst, mich binde!
Den gier'gen Hunger heile,
Und das ersehnte Mahl ihm nun ertheile!

Du säumst? siehst Du die blosse
Wehrlose Brust nicht? Deine Macht erkennet
In seinem engen Schoosse
Das Herz nicht, dem vergönnet,
Dass Erd- und Himmelsschlüssel sein es nennet.

Stoss tiefer noch! Zerwühle
Mein Innerstes mit tollen Mörderhänden!
Die Mitte wähl' zum Ziele!
Doch es ist Mühverschwenden;
Nie wird ihr Werk die blinde Wuth vollenden.

Du brachest meine Bande;
Dir fröhnen sollt' ich, Deine Martern hoben

Mich auf zum Friedenslande.
Frei schweb' ich jetzt nach oben,
Durchzieh' den Aether, wandl' im Lichte droben.

Die Einsamkeit.

O sichrer Port, gewonnen
Nach langer Irrfahrt nun! O, wie nach Tagen,
In Trübsal mir verronnen,
Soll, als Ersatz für Plagen,
Die süsse, heitre Ruhe mir behagen!

Du niedre Halmenhütte,
Wo nimmer Sorge nagt am stillen Glücke,
Die nicht in ihrer Mitte
Den Neid mit Gleissnerblicke
Verbirgt, noch Meineid und Verrathes Tücke!

Du Berg, des Gipfel raget
Zur Wolk' empor, und dem die Ruh gewähret,
Die nicht der Erde taget,
Wo Blindheit noch verkehret
Und wilde Leidenschaft das Herz verzehret!

Dein Gipfel mich empfange!
Nimm den Verfolgten auf, der wünscht zu scheiden
Von irrem Volkes Drange,
Von Mühe sonder Freuden
Und falschem Frieden, unverdientem Leiden.

Wo reiner wehn die Lüfte,
Da lass mich sitzen, dass ich mir die Wunde
Ausheile von dem Gifte,
Das arglos ich zum Munde
Geführt, und mein verderbtes Herz gesunde!

Dass langsam mög' entschweben
Aus dem Gedächtniss, was dort niederlegte
Das trugbethörte Leben,
Das ewig aufgeregte,
Von eitler Lust und bitterm Schmerz bewegte.

Auf Dir, gleichsam entkleidet
Des Staubes, wo mein Geist nicht mehr der alten
Gewohnheit Fessel leidet:
Da wird zu Frieden, Walten
In Licht und Lust mein Leben sich gestalten.

Von Dir werd' ich gewahren
Zum Meere blickend unter mir mit Beben,
In welcherlei Gefahren
Die Unglücksel'gen schweben,
Die sich den salz'gen Wogen preisgegeben.

Der Eine, der am Thurme
Des Hafens froh die Küste schon berühret,
Erfasst vom wilden Sturme,
Ins hohe Meer entführet,
Kaum noch sein mastenloses Schiff regieret.

Auf unsichtbare Klippen
Läuft Jenes Boot, und geht sogleich zu Grunde,
Der Kiel zerschellt und Rippen;
Windstill' hält Den im Sunde,
Der sitzet fest in niedrer Syrten Runde.

Ein wilder Sturm mit Regen
Macht Jenen Tageslicht und Muth verglimmen;
Sie bieten Hab' und Segen
Dem Meere, jenem grimmen;
Ein Andrer will dem bittern Tod entschwimmen.

Nur Muth! nur kühn gerungen!
Allein wie hoffst du von dem schwachen Brette,
— Dein Fahrzeug ward verschlungen —
Dass, Aermster, es dich rette
Vor dieses weiten, gier'gen Grabes Bette?

O süsser Ruhehafen
Noch einmal und noch hundertmal willkommen;
Mag eitler Tand den Sclaven
Des blinden Irrthums frommen,
Nicht neid' ich sie, da Du mich aufgenommen.

Die Weissagung des Tajo.

Am Tajo, unbelauschet
Lag König Rodrich in dem Arm der schönen
Florinda, lustberauschet:
Da, plötzlich taucht vor Jenen
Der Stromgott auf, liess so die Red' ertönen:

Schlecht wählest Du zum Kosen
Die Zeit, Verführer! da heran schon dringen
Wehklag und wirres Tosen,
Da seinen Schlachtruf klingen
Schon lässet Mars, den Wuth und Zorn umringen.

O wie folgt bittre Klage
Der Lust! Wie um dies Mägdlein, das begrüsset
Die Sonn' am Unglückstage,
Der Gothen Thräne fliesset,
Und, ach, so hart Dein Königsscepter büsset!

Es ruhen Flammen, Schmerzen,
Krieg, Mord, Verwüstung, grosses Weh in allen
Gestalten Dir am Herzen;

Endlose Leiden fallen
Auf Dich herab und Deines Reichs Vasallen.

Die Constantina's Aue,
Die fette, nährt; die von des Ebro Bahnen
Sansuena's nahem Gaue,
Dem Land der Lusitanen,
Dem armen, weiten Reiche der Hispanen.

Nach Cadiz, schwer gekränket,
Ruft schon der Graf, der, statt des Ruhms zu wahren,
Auf blut'ge Rache denket,
Vom Volke der Barbaren
Die Dir zum Unheil schnell entbot'nen Schaaren.

Horch, wie Drommetentöne
Zum Himmel schmettern, Hörer jubiliren!
Sie rufen Mahoms Söhne
In Africa zu ihren
Frei durch die Lüfte flatternden Panieren.

Schon schwinget seine Lanze
Der grimme Araber, stösst nach dem Winde,
Ruft laut zum Waffentanze.
Im Nu vereint ich finde
Geschwader, deren Zahl ich nicht ergründe.

Den Boden deckt Gewimmel
Das Meer verschwindet vor der Segel Menge;
Hoch schlagen auf zum Himmel
Verworrner Stimmen Klänge;
Den Tag erstickt des Staubgewölks Gedränge.

Ach wie so freudig springen
All in die Schiffe sie! Ach! wie die vielen
Kraftvollen Arme schwingen

Das Ruder und zerwühlen
Die schäum'gen Fluthen, die den Bord umspülen.

Ins Hintersegel strenge
Haucht Aeolus, und hin auf sicherm Pfade
Führt durch Heracles Enge
Mit des Tridentes Gnade
Neptun, der grosse Vater, die Armade.

Ach und im Unglücksschoosse,
Dem süssen, kannst Bethörter! Du noch schlafen?
Ahnst nicht die Noth, die grosse?
Eilst nicht den Feind zu strafen?
Siehst nicht verloren schon Heracles Hafen?

Auf eile, jage, fliege!
Den Bergkamm übersteig', zur Ebne dringe!
Der Sporn nicht müssig liege!
Die träge Hand beschwinge!
Ein Blitzstrahl leuchte Deine grause Klinge!

Ach wie sich mühn und plagen,
Ach wie mit Schweisse ganz sind übergossen
Sie, die den Panzer tragen,
Die Kämpfer mit Geschossen,
Die Mannen allesammt mit ihren Rossen!

Und Du vom Blut geröthet
Der Feind, und, hoher Bätis Deiner Gauen,
Wie viel wirst, die getödtet,
Der Edeln Du vertrauen
Dem nahen Meer, der Helme, die zerhauen!

Es mischt im Schlachtgetose
Der wilde Mars fünf Sonnen hin den beiden

Kriegsheeren gleiche Loose;
Die sechste giebt, o Leiden!
Dich theures Vaterland ins Joch der Heiden.

Dem letzten Gedicht, der Weissagung des Tajo, hat die allgemeine Stimme Spaniens den ersten Platz unter Leons Poesien gegeben. Weltberühmt nennt es der competenteste Kenner unserer Tage. Der Gegenstand und die Behandlung wirken zusammen, um dieses Urtheil zu rechtfertigen.

Der Tajo redet, der Strom, von dessen Anmuth und Schönheit die Dichter zeugen: immer klar und hell sei der Himmel über dem Gestade, als lade er durch lebendigen Glanz und unverwüstliches Blau das feindseligste Gemüth zur Lebensfreude ein. Sonne und Mond, wenn sie hinuntersähen, hielten inne in ihrem Laufe. Als freue sich das Land, ein so liebes Geschenk des Himmels zu haben, schmücke es sich so schön durch Dörfer, Landhäuser, Gärten, durch Wälder von Oliven, Lorbeerbüschen und dichtverwachsenen Myrthen. Und am Tajo steht die Gestalt Rodrigo's, die vielbesungene.

Dreimalhundert Silberseile
Hielten seinen Baldachin,
Dabei standen hundert Jungfrau'n,
Angethan mit reicher Zier.

Funfzig mit den weissen Händen,
Rührten lieblich Saitenspiel,
Funfzig mit gedämpften Stimmen
Sangen süsse Melodien.

Die Männer aus Toledo bitten ihn, ein Schloss zu belagern, in dem Heracles eine Gruft gebaut, die reiche

Schätze berge. Er thut es, er dringt in die geheimnisvolle Stätte, da wird ihm die Kunde:

König wardst du dir zum Gram;
Denn der König, der hier eindringt,
Setzt ganz Spanien in Brand.
Drauf in einem Pfeiler fand er,
Eine Truhe reicher Art,
Fand seltsame Banner drinnen,
Drauf man grause Bilder sah:
Araber auf hohen Rossen,
Steif im Sattel allgesammt,
Hoch die Schwerter um den Nacken,
Und den Bogen in der Hand;
Don Rodrigo voll Entsetzen
Wandte sich vom Schauen ab;
Sieh, da kam ein Aar vom Himmel
Und das Haus ging auf in Brand.

Durch seine Liebe zur Tochter des Grafen Julian geht die Weissagung in Erfüllung. Der gekränkte Vater ruft die Mauren aus Africa herüber; acht Tage ward bei Xerez de la Frontera gekämpft, die Gothen wurden besiegt:

Weh dir Spanien, schönes Spanien,
Weh dir, weltberühmtes Land,
Aller Erdenländer Kronen
Und vor allen reich an Glanz.
Dessen Schooss das klare Silber,
Das gediegne Gold entstammt,
Mutter du der Heldenthaten
Und mit Schönheit hoch begabt.
Nur um einen Hochverräther

Musstest du vergehn in Brand,
Alle deine reichen Städte
Und ihr fröhlich Volk zusammt,
Sind seitdem um unsre Sünde,
Diesen Mohren unterthan.

Das Geschick des geflohenen Rodrigo lässt die Romanze ihn so beklagen:

Gestern war ich Herr von Spanien,
Heut' von keiner einz'gen Stadt.
Gestern hatt' ich tausend Schlösser,
Heute keins im ganzen Land.
Gestern hatt' ich, mir zu dienen,
Kriegsgefolg und Dienerschaft,
Heut' ist auch kein Mauerziegel,
Den ich mein noch heissen darf.
Weh, unselig war die Stunde
Und unselig war der Tag,
Da ich ward zur Welt geboren
Und ererbte Kron' und Land.
Denn verlieren sollt' ich Alles,
Wiederum auf einen Schlag.
Komm, o Tod, was säumst du länger,
Aus des öden Kerkers Haft
Meine Seele zu erlösen?
Grüssen will ich dich mit Dank *).

Wie Leon aus dem Herzen seines Volkes dichten konnte und berührt war von dem Geiste, der die Romanzen geschaffen, bekundet seine Behandlung dieses beliebten Stoffes. Sie trägt den Romanzencharacter, das

*) Geibel und von Schack, Romancero der Spanier und Portugiesen. 1860. 130.

objective Abspiegeln des Ereignisses, hinter dem der Dichter verschwindet. Sie zeigt, dass er nicht bloss mit schmelzender Weichheit milde, friedliche Gegenstände dichterisch erfassen kann. Glücklich ist der Character der Weissagung festgehalten. So in den nur andeutenden Schilderungen, als würden sie aus weiter Ferne entworfen, als umhülle Nebel die Räume, wo die Schwerter blitzen, die Fahnen flattern, die Trompeten schmettern. Keine genaue Ausmalung des Einzelnen hindert die Phantasie des Hörers am eigenen Gestalten, und doch stellen die grossen Umrisse in jedem Worte das Ereigniss vor Auge, Ohr und Gefühl. Es ist, als bräche am Schlusse das Gedicht im Uebermaasse des Schmerzes ab. Nur noch der knappe Bericht, fünf Tage lang sei gekämpft; dann fasst sich der Zorn und das Leid in den Schlusssatz zusammen, der das Gemälde der langen furchtbaren Leidensgeschichte Spaniens aufrollt, von der die alte Chronik einfältig kindlich sagt: das ganze Land ward leer an Volk, nass von Thränen, ein Spottwort. Es nährte Fremde, seines Volkes beraubt, verwittwet wards, verlassen von seinen Söhnen, misshandelt von Barbaren. Es verfiel vor Weinen und Wunden, versank in Kummer, es verging ungetröstet. Verlassen hat es sein Eigen, vergessen waren seine Lieder, ausländisch ward seine Sprache, und ihre Worte fremd. Der Gegensatz von Glück und Leid in dem Geschicke Rodrigo's ist nur ein Bild jenes entsetzlichen Wechsels von Freiheit, Herrlichkeit und Knechtschaft in Spaniens eigener Geschichte.

Gleicht Leons Poesie einer frischen, klaren Quelle, in der sich die blühenden Ufer, der glänzende Himmel spiegeln, so blicken unverkennbar aus ihrem Grunde bunte, fremde Steine schimmernd hervor. Bilder, Reminiscenzen fremder Dichter sind wörtlich eingewebt oder

leicht verschleiert, angeeignet. Horaz, Persius, Virgil, Homer, Pindar sind hörbar. Anklänge an Plato's Phädon, an den Traum Scipio's begegnen uns. Es muss überraschen bei einem Dichter von so reicher Originalität der Empfindung, der Conception, des Ausdrucks. Man mag die Uebertreibungen in der Anklage des Entlehnens zurückweisen, nach der die edlen Lieder Leons jenen englischen Preisgedichten gleichständen, die in kindisch eitler Lust Blüthen des Persius und Horaz auf die eigenen dürren Stengel binden. Aber das Verhältniss bleibt, wie es in noch stärkerem Maasse bei Garcilaso stattfindet, alles Fremde bei Leon wiegt nicht auf, was dieser etwa in der ersten seiner Eklogen Virgil entnimmt.

Die Zeitgenossen nahmen daran keinen Anstoss. Der Herausgeber der Werke Herrera's musste seinen Autor gegen die Anklage vertheidigen, es fehlten Reminiscenzen aus den Alten; bei genauer Prüfung, versicherte er, werde man viele entdecken. Man liebte diese Zeugnisse der Vertrautheit mit den unvergänglichen Schöpfungen der Meister, und der Dankbarkeit für die Tropfen aus den gepriesenen, reinen Quellen. Das Vorbild eines Horaz, Catull, Properz und Lucrez schien die vollste Rechtfertigung zu gewähren. Wie hätte Bedenken erregen sollen, was Dante, Tasso und Petrarca gethan, ohne dass es die Bewegung ihres Genius gehemmt, das Gebiet der Stoffe verengert, den nationalen Geist beeinträchtigt hätte. Ja als ein schönes Zeichen bescheidenen Sinnes konnte solche Hinweisung über sich selbst hinauf zu den Heroen gelten, denen der Dichter sich wie Dante in der Unterwelt dem Herrn der höchsten Sangesweise weit nachsetzte.

Der Begriff von Originalität war jenen Zeiten fremd,

wonach sie jede Benutzung fremder Gedanken, Formen, Erfindungen ausschliesst und das Neue das Kriterium der Trefflichkeit ist. Sie haben von dichterischer Kraft und Freiheit eine zu hohe Vorstellung, als dass der Poet diese Attribute nur durch ängstliches Fernhalten alles Fremden bewahren könne. Solche Scheu wäre als Zeugniss schwacher, armer Begabung erschienen. Nur darauf kam es an, Fremdes sich nicht äusserlich anzueignen wie ein gekauftes Prachtgewand, sondern sich zu assimiliren, in neuer Schönheit zu reproduciren, und als innerlich nothwendiges und durchaus homogenes Element in die poetische Schöpfung zu verweben.

Das thut Leon an allen Stellen dieser Art. Er behandelt Stoffe, die selbst jedem Dichter ähnliche Gedanken zuführen müssen, da ist die Aehnlichkeit durchaus nicht in Reminiscenzen begründet. Doch abgesehen davon, auch bei freiwilliger Abhängigkeit ist die Eigenthümlichkeit gewahrt. Die Aufnahme eines Ausdruckes schliesst keineswegs ein Copiren des Gedankengehaltes ein. Der Dichter sorgt dafür, dass man nie vergesse, wie hoch sich die christlich-moderne Anschauung über die antike erhebt. Wo wäre seine Wärme, sein Reichthum, sein Tiefsinn bei Horaz zu finden? Die Lebensweisheit des Römers mit ihrer pathetischen Phraseologie und ihrer Feier des Genusses, wie tief steht sie unter Leons fromm bescheidener Reflexion. Das nil admirari der Blasirtheit ist etwas ganz Anderes als das Verlernen des Staunens über das, was unter der Sonne ist, im Blick auf die Güter über der Sonne. Leon hasst, und nicht bloss in Worten, das Raffiniren des Luxus mit seiner Verknechtung, aber darum, weil die Seele frei bleiben soll für Gott. Beide Dichter verherrlichen die Natur, sie gebrauchen wohl gleiche Bilder, aber Horaz ist sie der Garten für die Bedürfnisse

einer reichen Tafel, Leon der von des Vaters Hand gebaute Vorhof eines ewigen Heiligthums. Selbst in Naturschilderungen, wo sie dieselben Farben anwenden, verhalten sich die Bilder wie die Gemälde der Niederländer zu Raphael. Beide üben Kritik gegen das Gemeine, Nichtige, Horaz, weil es den behaglichen Genuss stört, Leon, weil es das Heil der Seele gefährdet. Beide hassen die Sorge, jener, weil sie die Freuden der Tafel vergällt, dieser, weil sie den Frieden des Herzens trübt. Aber wo spräche er den Sinn aus, der nur die Gegenwart ausbeuten will, unbekümmert um das Künftige und lächelnd das Herbe hinwegscherzt?

Bildern und Bildergruppen antiker Dichter giebt Leon oft durch wenige hinzugefügte Striche ein anderes Gepräge, sie empfangen ein nationales Colorit, das sie wie ein Hauch überzieht. Frostige Allegorien verdrängen seine lebensvollen Gestalten, zerflossene Reflexionen condensirt er zu einem kräftigen Gedanken.

In den Dichtungen der Alten widerstand freilich ein Element solcher Umbildung unbedingt, die mythologischen Gestalten. Sie waren längst in der spanischen Poesie heimisch, schon in den Werken des Erzpriesters von Hita erscheint Señora Donna Venus, Frau des Don Amor; Juan de Mena, Santillana setzen den ganzen Olymp in Bewegung, ohne Phöbus, Mars, den Parnass schien kein anmuthiges Gedicht möglich. Wie die Ritter ihren Adel durch Stammbäume bis auf Hektor documentirten, so die Dichter ihre Meisterschaft durch Handhabung der Götterwelt. Es wimmelt bei Garcilaso und Montemayor jede Strophe von Göttern und Göttinnen. Nicht bloss die Kälte der antiken Marmorbilder zieht damit in die Poesie ein, häufig eine pedantische, kokette, prunkvolle Schwerfälligkeit

keit. Da diese Mythologie, angelernt, wie sie ist, alles Volksthümlichen entbehrt, ist etwas Frostiges, Decorationsartiges von ihr unzertrennbar. Sie stört den poetischen Genuss und drückt die frische Erhebung nieder. So wirkt sie auch, wo sie nicht auftritt, wie in einem Verse Santillana's: leichter werde Alecto mitleidig, Metellus furchtsam werden, der glückliche Cäsar zu kämpfen aufhören, Priams Geschlecht entarten, Tersites tugendhaft, Sardanapal genügsam, Salomo schändlich werden, ehe er die Geliebte vergesse.

Gemindert wird der Nachtheil dadurch, dass den romanischen Völkern diese Gestalten wie zu ihrer frühsten Ahnengeschichte gehörten und nie dem Gedächtnisse ganz entschwunden sind. Lässt doch Dante die Hausfrau bei der Spindel von den alten Göttern und Helden reden. Es ist bemerkt worden, zur Zeit des dreissigjähigen Krieges müsse der deutsche Handwerker der Mythologie kundiger gewesen sein als jetzt der litterarisch Gebildete, wie viel mehr der Spanier in der Renaissance. Mochte ihm oft genug gepredigt werden, diese Götter seien Teufel gewesen, doch blieben sie ihm vertraut. Er verlieh ihnen aus seinem Reichthum freilich oft eine ganz andere Gestalt und Geschichte, Heracles wurde zum Cid, das mythologische Schnitzwerk ward, wo es sich anbringen liess, aufgelegt, wie das wirkliche auf dem Alcazar von Sevilla.

Durch die Romane strömte solcher Stoff in die geistige Atmosphäre der Zeit, die Fictionen des Heliodor, des Longus, Jamblichus und Chariton durchweben sie. Auf die Kanzeln, in die Erbauungsbücher dringen Beziehungen der Art.

Niemand wird es auffallend finden, wenn in Schillers eleusischem Feste die Olympier erscheinen, sie gehören

zum antiken Charakter, in die antike Umgebung des Gedichts. Leon hat Mythologisches manchmal mit guter Wirkung verwandt, aber es fehlt nicht an misslungenen Stellen, und man sieht grundverschiedene Anschauungen, heidnische und christliche, wunderlich genug neben einander gestellt. So wenn Nereiden zu Tausenden das Schiff umschwimmen, das den Leib Jago's nach Spanien bringt, oder wenn der ritterliche Heilige als Mars auftritt, wie Heracles als tapfrer Ritter und Friedensrichter, während David, Epheu um's goldene Haar, ein Orpheus mit klingender Laute die Berge bewegt, Löwen und Bären bändigt. Salomo, Circe, Odysseus und das Weib Potiphar's bilden keine glückliche Gruppe, und doch wäre noch viel Aergeres zu fürchten gewesen, hätten Leon nicht Geschmack und poetischer Instinkt vor den Thaten der zeitgenössischen Dichter bewahrt.

Weniger abstossend sind Hindeutungeu auf die römische Geschichte, deren Gestalten die Zeit gern idealisirte. Doch erinnern sie stets an Treibhauspflanzen, die Beziehungen auf Spaniens Vergangenheit gleichen frischen Feldblumen. Auch darin gab Leon einer Schwachheit der damaligen Bildung nach. Schon Santillana hatte in wenigen Strophen Cäsar, Metellus und die Priamiden heraufgerufen und mit diesen flatternden Schatten wunderliche Kunststücke aufgeführt. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo Cervantes dergleichen Abgeschmacktheit durch Hohn vernichtete, etwa mit Anreden, wie die der Schäferin Marcella: willst du schrecklicher Basilisk wie Nero den Brand des angezündeten Roms sehen, oder willst du höhnend den Fuss auf diese jammervolle Leiche setzen, wie es die undankbare Tochter ihrem Vater Tarquinius that? Adam und die sieben Weisen Griechenlands konnten so unangefochten dichterisch zusammen geführt

werden, wie man Engel Cicero citiren liess. Es sind dies unleidliche Nachklänge der Periode gelehrter Poesie, die es Dante am höchsten anrechnete, dass er Virgil ein Meer alles Wissens genannt hat.

Unter den mitgetheilten Gedichten kann eins den Uebergang zu Leon's geistlichen Poesien bilden. Gemeint ist das auf den gestirnten Himmel, selbst ein Stern unter seinen Gesängen, ein Heimwehlied nach oben, wo Friede regiert, wo auf hohen, reichen Thronen, von Glorien umgeben, die heilige Liebe das Leben beherrscht. Ein aus voller Seele dringendes Dahin, Dahin durchklingt es. Glühendes Sehnen, aus Liebe und Leid geboren, grüsst den nächtlichen Glanz des Sternenhimmels als Bild des ewigen Ostens. Gross ist die Anrede an die himmlischen Sphären, die in voller Pracht sich vor uns ausbreiten. In schönen Bildern treten sie vor uns hin; die Klarheit und Hehre der spanischen Sommernacht, die Kühle des Morgens, von singenden Vögeln in schattigem Gebüsche geathmet, der Triumphwagen der Sonne, aus Gold gebaut und mit Rubinen geschmückt. Die Seele, mehr und mehr vom Anschauen überwältigt, erscheint dem Vorhofe entrückt und redet prophetisch von den ewigen Hütten, in denen der Schmerz, Gott nicht genug zu lieben, verstummt. Mit dem Ausdruck der Wonne über die Erlösung aus dem Lande der Bitterkeit und des Vergessens schliesst das Gedicht harmonisch ab.

Die hohen Töne, die Leon hier anschlägt, hallen verstärkt in den religiösen Dichtungen wieder. Seine Muse, meint er, sei am mächtigsten, wenn sie die Harfe berühre. Vielleicht liesse sich das von der spanischen Poesie überhaupt sagen. Sie strahlt im katholischen Heiligenscheine, aber dem ungeblendeten Auge spiegelt sich in ih doch auch all das Entsetzliche des spanischen Katholi-

cismus, sein Götzendienst, sein Pharisaeismus, die düstere Gluth, die vielfältige Gestaltung der Lüge. Freilich leuchtet Christliches oft erquickend durch die Nacht. Mit tiefem Gefühle wird es von einzelnen Dichtern aufgefasst, die in herrlicher Sprache seinen Gehalt und seine Wirkung auf die Seele preisen, ein grosses Zeugniss für die Gotteskraft der Lebenssonne, deren kleinster Funke solches Licht und Leben schafft, wenn er das Herz getroffen hat. Die Beschäftigung mit Spaniens geistlicher Poesie versetzt in beständigen Wechsel zwischen hohem religiösen und künstlerischen Genusse, und der Empfindung des tiefsten Abscheus gegen die ärgste Verhöhnung christlichen Gefühls und christlichen Wahrheitssinnes.

Die ganze Stufenleiter vom fast erreichten Ideal eines frommen Liedes bis zur widerwärtigsten Verzerrung ist in den vielen Werken dieser Klasse vertreten. Abgesehen von den Deutschen ist wohl kein Volk so reich an geistlichen Gedichten, als die Spanier. Von all ihren namhaften Dichtern giebt es versos devotos*). Die Freunde der heitersten, zuchtlosen Weltlichkeit haben dem gläubigen Elemente des Volkscharakters mit poetischen Weihgeschenken gehuldigt. Heilige und Weltkinder reichen sich die Hand, Xavier, Juan de la Cruz, Duennas, Padilla, Ribera, Ocaña, Velasco, Timoneda, Cervantes, Lope. Zu dem innern Triebe trat in den Bestellungen der Kirchen und Klöster für Heiligenfeste ein äusserer Anlass. Doch mag dieser mehr gereimte Fabrikarbeit als Poesien hervorgerufen haben. Bei einer Canonisationsfeier erschienen fünftausend Gedichte, der Mangel an Raum ge-

*) Die reichste Sammlung: Sancha, Romancero y cancionero sagrados im XXXV. Bande der Biblioteca de autores españoles Eine treffliche Auswahl: Floresta de Rimas Antiguas castellanas por Böhl de Faber 1821.

bot, nur die besten an den Kirchenwänden aufzuhängen. Scharfe Kritik war nicht zu fürchten, der erbauliche oder erbaulich scheinende Inhalt erwirkte Ablass für ästhetische Sünden. Eine Todsünde war freilich noch unmöglich, wie sie katholische Barbarei später beging, als sie die weltlichen Poesien Garcilaso's ins Geistliche umdichtete, und in den Eklogen und Schäferspielen Christus und die Seele reden liess.

Unter den christlichen Stoffen steht die Hinfälligkeit des Lebens, der Schrecken des Todes oben an. Einfache Kinderlieder und prächtige Hymnen führen dies Thema in allen möglichen Variationen durch. Alles menschliche Wissen, Schönheit, Arbeit und Genuss empfängt das Maal der Nichtigkeit, um von ihm zu lösen und der Frömmigkeit zuzuführen. Dennoch ist das vielstimmige Memento mori nur der Eingang zu dem Oratorium, in dem die christliche Heils- und Herzensgeschichte dichterisch gefeiert wird. Kühn wagen sich die Poeten sogar an die Mysterien der ontologischen Trinität, sie besingen die sprödesten Stoffe, wie die Absolutheit Gottes.

Am häufigsten hält freilich Jesus sie fest. Bald die süsse Himmelsmusik des Jesusnamens, die Klagen Adam's um das Verziehen des Verheissenen, bald die Berathungen im Alcazar des Himmels, wo zum heiligen Senate die Cortez berufen sind, Rath zu geben zur Verlobung des ewigen Sohnes mit der menschlichen Natur.

Die Lieder verkünden die Freuden des ersten Menschen über seines Erlösers Geburt, bei der Himmelsvögel die Lüfte erheitern, mit Oleander sich die beeisten Berggipfel bedecken, das Wasser zu Krystall, der Schnee zu Blüthen wird. Sie umschreiben den Bericht der Hirten von dem Infanten, der schön ist wie eine Blumenwiese im April, von

seinen Augen, in denen ein unsagbares Etwas die Herzen gefangen nimmt:

Ach des Knaben Augen sind
Mir so schön, so klar erschienen,
Und ein Etwas strahlt aus ihnen,
Das mein ganzes Herz gewinnt.

Blickt er doch mit diesen süssen
Augen nach den meinen hin,
Säh' er dann sein Bild darin,
Würd' er mich wohl liebend grüssen.

Und so geb' ich ganz mich hin
Seinen Augen nur zu dienen,
Denn ein Etwas strahlt aus ihnen,
Das mein ganzes Herz gewinnt.

Jeder Act des Lebens Jesu wird zum gern ergriffenen Thema von David's Jubel an in der Vorhölle über Bethlehem, von den Thränen an auf den schönen Wangen des Kindes, des trostlosen, das allen Trost giebt, bis zu der Nacht, deren Thau ihm statt Perlen Blut um's Haupt legt, wo die Kriegsknechte siebenzig Mal die geweihten Haare des heiligen Bartes anrufen, der so ehrwürdig war. Die Erniedrigung im Todesleiden wird besonders der ewigen Herrlichkeit bei dem Vater entgegengestellt und in erschütternden wie kindlich rührenden Bildern gezeichnet.

Jesuslieder, die durch Weichheit und Süssigkeit an Zinzendorf und Hiller erinnern, verdrängt und verdunkelt das Heer der Mariengedichte. Die Göttin wird in allen möglichen Beziehungen, den erhabensten und abgeschmacktesten, aufgefasst mit dem stetigen Refrain:

Wer Jesus suchen will,
Frage bei Maria an,

Dem Stern der See,
Dem Port der Wonnen,
Von der nie Weh,
Die Wunden Heil gewonnen,
Ehe ich vergeh',
Blick' aus der Höh',
Königin der Sonnen.

Schön sei sie wie die Morgenröthe, wenn sie auf im Osten steigt, herrlich funkeln in ihrem Diadem die Thränen des Mitleids und der Reue. Wie von den Malern wird sie auch in der Poesie auf den Höhen ekstatischer Verzückung als weiblicher Christus gedacht.

Sie führt die Schaar der Apostel und Heiligen. Wie viele Poesien gelten Pedro, der sich durch seine Liebesfülle die Weltherrschaft verdiente, oder dem himmlischen Cid, dem Donnerskinde, dem jähen Blitzstrahle San Jago, der mit Gott Spanien schützt. Alle poetischen Motive der Legende werden verwandt, um Heiligenleben zu dichten, wie sie Cano, Coello, Zuharan und Murillo malten. Unter den Abenteuerlichkeiten derselben erquicken die Ergüsse tiefen Sündengefühls, des Schmerzes um die anklagenden Gedanken, wo man sein Herz nicht mehr fühlt und nur noch athmen kann im Blute Christi. Am meisten christliche Luft weht in solchem Flehen um zwei Funken Licht für die Sündennacht, um Vergebung, Versöhnung und Seelenfrieden, wie es leise, fast zurückgedrängt vom Zagen, hinaufstrebt, bis es im lauten Jubelruf über den Empfang des Gnadengutes endet.

Die geistliche Dichtung wählt meist die älteren, einfachen Formen, selten die kunstreichen, Romanze, Villancico, Quintilla, Redondilla, selten die kunstreichen, Ode und Sonett.

Die Behandlung zeigt eine Mischung von Erhabenheit und Einfalt, hohem Pathos und schlichter Natürlichkeit, einer Gemüthlichkeit, die an Bilder der florentinischen Malerschule erinnert, und hinreissender Gewalt. Oft tritt eine reizende Naivetät hervor, z. B. in Schilderungen der Reisebeschwerden der Mutter Jesu, in ihren Klagen über die Kälte, im Vertrösten Joseph's, bald seien sie da, in den Verhandlungen mit dem Thorwächter, bei dem Schmerz, das Kind mit Heu zudecken zu müssen, während Maria vor Kälte zittert. So im traulichen Gekose mit dem Erlöser, der sich verbirgt in der menschlichen Hülle und doch die Liebesgluth seiner Augen nicht verbergen kann. Die Traulichkeit der Kinderreime ist besonders den Villancicos eigen, in denen sich der Bund von Kirche und Leben in Freud' und Leid darstellt. Sie werden oft Engeln in den Mund gelegt. Einige sind von einer Reinheit und Süssigkeit, dass auch himmlische Lippen sie aussprechen dürften.

Schäferpoesie, der Gegensatz dieser leichten Natürlichkeit, herrscht auch in der geistlichen Dichtung. Aber Wenige verstanden den guten Hirten zum Helden eines christlichen Pastorale zu machen, wie es Juan de la Cruz gelingt. Er führt uns einen jungen Hirten vor, einsam, voll Schmerzen steht er da, fern von Freude und Zufriedenheit. Seiner Schäferin gedenkend, bekümmert Liebe sein Herz, er weint nicht, weil Liebe ihn getroffen, ihn Schmerz anficht, mag auch im Herzen die Wunde brennen. Er weint, denn er ist vergessen:

Dort einsam geht, in Schwermuth tief versunken
Ein Hirt, der Freude fremd, und fremd dem Scherze;
Sinnt seiner Liebsten nach und taumelt trunken
Vom Kelch, den Lieb' ihm mischt mit herbem Schmerze.

Er weint, — nicht über die empfang'nen Wunden,
Nicht über seine Armuth, seine Blössen,
Nicht, weil das Herz ihm blutet, unverbunden —
Er weint, weil die Geliebte ihn vergessen.

Und bloss, weil die Geliebte ihn vergessen,
Kommt er, in fremdem Land umherzuwandeln,
Kommt er, des Elends Abgrund auszumessen,
Und lässt vom wilden Volke sich misshandeln.

„Ach! jammert er, wer mag den Kummer fassen,
„Der, seit sie mich verliess, mein Herz verzehret!
„Gewiss wird sie nun ihren Schäfer hassen,
„Da seiner Nähe sie nicht mehr begehret."

So klagend, streckt er aus die schönen Arme
Und lehnt sich an den Stamm von einer Eiche,
Und seufzt, und neigt sein Haupt, und stirbt im Harme,
O, seht sie an, die bleiche Liebesleiche!

Diepenbroch, Geistlicher Blumenstrauss, p. 156.

In idyllischen Miniaturbildern werden Scenen der evangelischen Geschichte ausgemalt. Doch ist dies ihrer einzigen Hoheit angemessener, als wenn in allegorischer Behandlung die Pracht aus tausend und einer Nacht über sie ausgegossen wird. Da ist Christus der tapfere Ritter, der sich für Adam dem Satan zum Zweikampf stellt. Festgeschlossen ist das Visir. Er trägt Adam's Waffen, einen Harnisch, den er von der einzigen Jungfrau empfangen, die er liebt. Der Kampf wird pompös geschildert, wie ähnliche Actionen des Amadis.

Reflexion und Lehre traten oft in den Vordergrund. In Gedichten über das Vaterunser, den englischen Gruss, die Theile der Messe, die Todsünden verdrängten sie

die Poesie, es sind versificirte Katechisationen in monströser Einkleidung. Welche Abgeschmacktheiten in folgender Darstellung der Sündhaftigkeit: Das Quartier der Seele ist an die Sünde vermiethet, sie hat es so schlecht bewohnt, dass tausend Reparaturen nöthig sind. Die Thür ist ohne Vorhängeschlösser und Schlüssel. Den Gedanken an den Tod, den tiefen Brunnen im Hofe verstopfte das Vergessen mit Erde. Der Quell des Verdienstes fliesst trotz der österlichen Ausbesserung nicht, denn die Leitung ist zerbrochen. Im Garten des Lebens steht nur grünes Unkraut. Auf die Haupttreppe der zehn Gebote ist die Schuld so oft gestiegen, dass die Hitze sie verbrannt hat. Die Strohkammer der Lust, eigentlich der Pferdestall der Wohnung, wurde Gesellschaftszimmer, die Vernunft aber in den Stall verwiesen. Der Saal des Verstandes mit den vergitterten Balkonen gleicht einem Kerker, da ihm das Licht verwehrt ist. Die Wände des Gedächtnisses dienen als weisses Papier, auf das die Faulheit phantastische Fratzen zeichnet. Den Thurm des Gedankens riss ein anderer Atlas nieder, damit er nicht den Himmel der Enttäuschung berühre. Geschleuderte Steine unbesonnener Urtheile haben wie böse Buben die Decke zerstört. Die Ziegel der Ehre sind mehr von Glas als Thon. Dachrinnen sorgenschwerer Gedanken fordern innere Reparaturen. Im Kamine der Liebe hat die Sünde Feuer gemacht. — Nach derartigem Vorspiele ist man schon darauf gefasst, die lobpreisenden Heerschaaren als Adler zu sehen, die der Geruch des Menschenfleisches herabgezogen habe, Christum als Speise, die in Liebe gebraten ist, Maria als Vogel, der den Schlüssel der Erlösung im Schnabel hat, als Adler, der in das himmlische Nest flog, das Wort fing und in seinen Leib schloss.

In solchem Gemisch stört es nicht mehr, wenn Engel

und Heilige voll mythologischer Weisheit sind, und Adam im Limbus der Väter vom geschlossenen Friedenstempel Roms spricht. David interessirt sich für Phöbus, die Himmelfahrt feiern Calliope, Terpsichore, Leucothea, Aeolus, Mercur, Amalthea und Saturn. Die Behandlung der heiligen Gestalten mahnt bisweilen an die Weise eines Malers der andalusischen Schule, der in der Kathedrale von Sevilla die Erzengel mit Papageienflügeln malte. Der Charakter des Heiligen verschwindet unter der bunten, pikanten, heitern Zuthat. Da ist denn freilich keine Kluft zwischen solchen Liedern, die Morgens der Mutter der schönen Liebe gesungen werden und den Romanzen Abends unter dem Fenster der Geliebten.

Man hoffte, durch solche Zugaben die Monotonie zu meiden, die allerdings leicht eintritt, wo ein einziges Gefühl in viele Lieder ausgeprägt wird, das doch nicht die ganze Tiefe der Seele erfüllt und darum nicht Alles mit seinem Lichte beleuchten kann. Wollte ein Dichter z. B. in grossen, selbstständigen Gedichten die Tugenden des Täufers im Allgemeinen behandeln, das Opfer des Zacharias, seine Furcht, die Erscheinung des Engels, die Rede desselben, die Wirkung der Rede, die Reise Maria's zu Elisabeth, die Stimmung auf derselben, die Begleitung, so mochte ihn das Bewusstsein der fehlenden Kraft zwingen, zur Abwechselung Carmina einzulegen über den auf dieser Reise vergossenen Schweiss und seine materielle Ursache.

Von solchen Bastarden religiöser Poesie galt freilich nicht mehr, was Leon von der ächten aussprach, sie sei die höchste, die einzige im vollen Sinne. Die Gaben der heiligen Musen sind ihm lieber als alle Lieder, die er dem waldbewohnenden Chor des Parnasses dankt. Sie verrathen den Reichthum eines Christenherzens, das

ausser sich sein, in Liebe verwandelt werden möchte. Es ist, als ob der Mönch Murillo's vor uns stände, dessen Angesicht nur Auge scheint, aus dem die sehnsüchtige Seele spricht. Was ihm bei frommer Versenkung in die eigene, innere Erfahrung, in die Schrift, und in die Poesien des alten Testaments geschenkt ist, giebt er zart und wahr in dichterischer Schönheit wieder. Man fühlt in den Gedichten den Pulsschlag des gläubigen Herzens, mögen sie leicht wie ein Seufzer hinschweben, oder dem schmerzensvollen Echo einer Geisselung gleichen.

Auf den sinnigen Allegorien, den lieblichen Bildern ruht schwermüthiger, heiliger Ernst, wie die Madonnen Murillo's ihn aussprechen. Doch wird Leon nicht abstossend, auch wo der Grundton an die düstre Feier eines Requiem erinnert. Er zieht es vor, sich der ewigen Sonnenseite christlichen Lebens und christlicher Geschichte freudig zuzuwenden. Gern malt er Licht in Licht. Wo er singt von der seligen Gnüge der in Gott befriedigten Seele, lässt er auch den dunkeln Hintergrund ihrer sündigen Vergangenheit und Gegenwart völlig erhellen vom Lichte der vollendeten Verklärung. Vor dem störenden Uebergewichte dogmatischer Reflexion schützt meist die trauliche Kindlichkeit, mit der er sein Herz ausschüttet. Kein Bild gestattet er sich, das nicht zur Würde des Heiligen stimmte. Aber die Behandlung befriedigte ihn nie, mag er manchmal für das Unaussprechliche das Wort finden, doch klagt er, der schwere, sündige Sinn hemme den freien Schwung. Dass er die Hemmung überwinden konnte, beweisen einige der christlichen Gedichte, so das auf die Himmelfahrt.

Es ist eine grosse Frage und Klage der Jünger, die sich verlassen auf der dunkeln Erde umsehn, da ihnen

das Licht ihres Lebens entzogen ist. Sie wissen nicht, wem nun noch Herz und Gedanken dienen sollen, und doch lächeln sie durch die Thränen in der Gewissheit, dass die Trennung weder völlig noch bleibend sei. Wehmüthig schauen sie ihm nach. Man fühlt den einzig gearteten Schmerz derer, die aufgezogen sind am Herzen Jesu wie Kinder von der Mutter. Ihr Auge kann sich nicht mehr an diesem Antlitze voll ewiger Schönheit sonnen, verwöhnt wie es ist, mag es nichts mehr ansehn. Ihr Ohr kann die süsse Stimme nicht mehr hören, was sie noch vernehmen, dünkt sie niedrig und traurig. Aber doch sind die Töne ihres Schmerzes so gehalten, dass der Hinaufschwebende sie hören kann, ohne dass ein Schatten seine Züge überflöge. Fast möchte man gestehen, diese Empfindungen müssen die Apostel bewegt haben, als sie die Kluft zwischen sich und Ihm wachsen sahen. Die Allmähligkeit des Scheidens spiegelt sich in ihren Worten. Zuerst ist er noch nicht hoch erhoben, es bedarf noch keines laut andringenden Rufes, je ferner er entschwebt, um so inniger und stärker wird der Scheidegruss. Als sie noch vergebens ihn zu erblicken suchen, wendet sich ihr Wort nicht mehr zu dem heiligen Hirten, sondern an die Wolke, die sie um den Genuss beneidet, ihn so lange geschaut zu haben, und reich beladen hinwegeilt. Sie rufen ihr nach, als wollten sie sie erweichen, dass sie mitleidsvoll auch sie hinaufnehme. Der Ton in den Fragen, wer nun dem Meer und dem Winde gebieten wolle, wer nun das Schiff zum Hafen lenken werde, ist so, dass man hindurchhört: ich bin bei euch, fürchtet euch nicht.

Du lässest deine Heerde
Betrübt und einsam, heil'ger Hirt! im rauhen,

Im dunkeln Thal der Erde;
Und schwebest durch die blauen
Lichträum' empor zu sel'gen Himmelsauen.

Die du so hoch beglücktest,
Und die voll Kummer jetzt und Wehmuthsbangen;
Die an dein Herz du drücktest,
Von wem den Trost empfangen
Soll, da du scheidest, nun wohl ihr Verlangen?

Wie darf das Auge hoffen,
— Es hing mit Lust an deinen holden Zügen —
Dass ihm noch Freuden offen?
Was kann dem Ohr genügen,
Dass deiner Stimme lauschte mit Vergnügen?

Das Meer, das sich erhoben,
Wer wird es nun bedräun? Wer macht zerrinnen
Des wilden Sturmes Toben?
Wie, da du gehst von hinnen,
Wird nun das Schiff den sichern Port gewinnen?

Ach Wolke, wohin schwebest
Du, feindlich auch noch unserm kurzen Glücke?
Wie schnell du dich erhebest,
So reich enteilst dem Blicke,
So arm, so blind uns lassend, ach, zurücke.

In gleichen Accorden Liebe, Licht, Ruhe athmend, bewegt sich das Leben im Himmel. Das Hirtenleben des verherrlichten Heilandes lockt, in sein himmlisches Arcadien zu schauen.

Das Gemälde, das Leon wie aus Vision entwirft, zeigt die höchste Erfüllung des Wortes: das Loos ist mir ge-

fallen auf's Liebliche, mir ist ein schönes Theil geworden. Der Gegensatz zum sündigen Dasein im Thränenthale lässt sich nicht lieblicher fassen. Welcher Contrast, die Unruhe hier unten und jene Ruhe, wo der Hirt in der Mittagsstunde, von seiner Heerde umringt, mit süssen Tönen das heilige Ohr ergötzt! Christus, der auch jenseits Alles ist, Hirt, Speise, ewiges Theil, tritt als Hüter der Seinen auf. Einzelne Züge erinnern an den Hirten des Hohenliedes, der in der spanischen Kunst, besonders der Malerei, so tief auf die Darstellung des Herrn eingewirkt hat. Und man dürfte doch nicht sagen, dass die Majestät dessen, dem alle Gewalt gegeben ist, dabei zurückträte. Nur erscheint sie in voller Harmonie mit der alles Denken übersteigenden Lieblichkeit, die der Freundlichste seine Vertrauten in Gaben und Genuss schmecken lässt. Es ist, als hörte man die Citherklänge, mit denen er die Seelen zur höchsten Freude in ihm lockt. Im ewigen Frieden ewig zufrieden, ist das Echo, das aus jedem Bilde, aus jedem Verse wiederhallt.

Ihr sel'gen, grünen Zonen!
Beglückte Matten ihr, die Frost und wilde
Gluthstrahlen freundlich schonen!
Gesegnete Gefilde,
Wo Fried' und Trost erblüh'n in ew'ger Milde!

Auf euch — mit Purpurblüthen,
Mit Blumenschnee bekränzt die Schläfen beide —
Führt, ohne Stab zum Hüten,
Hinaus zur süssen Weide
Der gute Hirt die Heerde, seine Freude.

Die sel'gen Schafe ziehen
Den Spuren ihres Hortes nach, geniessend
Da Blumen, die stets blühen,
Und Rosen ewig spriessend
Sich, abgeweidet, doppelt reich erschliessend.

Er führt zum Berg der Wonnen
Hinauf die Herde dann; jetzt er sie badet
Am ew'gen Freudenbronnen;
Zum reichen Mahl dann ladet
Er, — Hirt und Weide — sie, die hoch begnadet.

Und wenn hin auf die Matten
Die Sonne strahlt vom höchsten Punkt im Gleise,
Dann ruhet er im Schatten
In seiner Heerde Kreise,
Erlabt ihr heil'ges Ohr mit süsser Weise.

Die Cither tönt, die holde,
Und Himmelswonnen in die Seele rinnen,
Nicht fröhnt sie mehr dem Golde;
Nach Liebe geht ihr Sinnen,
Dies hohe Kleinod nur will sie gewinnen.

O süsse Tön'! o Lieder!
Dass doch ein leiser Nachhall von euch schwebte
Zu meinem Ohr hernieder,
Die Seele froh durchbebte
Und ganz in dir, o Liebe, sie dann webte!

Dann, süsser Bräut'gam, würde
Die Stätte, wo du sässest, ihr erscheinen;
Und ledig dann der Bürde
Des Kerkers, sie mit deinen
Geliebten Schafen sich sofort vereinen.

Wer möchte solchen Liedern gegenüber in des Dichters ungerechte Klage einstimmen, sie blieben, einer verstimmten Harfe entlockt, weit hinter dem zurück, was er in ihnen ausdrücken wollte! Hatte er für sich Petrarca's Selbstkritik geübt, so stellte er Anderen doch frei, von den Kleinigkeiten zu halten, was sie wünschten. Wie sollten sie nicht auf die vorgehaltene leere Tafel Worte der Anerkennung schreiben, die der hohe, fast evangelische Geist verdient, die warme Jesusliebe, die Fülle gläubiger Empfindung, die Klarheit in ihrem Ausdruck, die Durchsichtigkeit des dichterischen Gewandes in Schilderungen, Episoden, Uebergängen, die demüthige Einfalt der Behandlung, die Musik der Sprache?

Gewiss hat die Art, wie er das Castilische, diese geborene Dichtersprache behandelt, zu solchem Erfolge mitgewirkt. Wie ein König beherrschte er sie, ohne etwas von ihr zu wollen, als dass sie einfach, natürlich mit dem, was ausgedrückt werden soll, harmonire. Jede Kluft zwischen Sache und Wort sieht er als Manget an, das treue Zusammenschliessen als den Triumph der Kunst, dann entspreche der Ausdruck dem Stoff und erhöhe seine Wirkung.

Die angewandten metrischen Formen sind den Alten und Italienern entlehnt, Quintilla, Sestina, Cuarteta, Terceto, Octava, Decima, Redondilla in mannigfachen Verbindungen, in wirksamem Wechsel und leichter, schlanker Behandlung. An die Correctheit des Versbaues die strengsten Forderungen stellend, möchte er's den Alten gleich thun an Eleganz und Präcision. Gewöhnlich gelingts ihm, ihnen nachzukommen. Selten greift er zu Wagstücken, dass er mit der einen Hälfte des Worts die Strophe etwa schliesst und setzt die Schlusssilbe an

den Anfang der folgenden. Dann tröstet er sich mit der Gewalt des Gedankens über metrische Schranken.

Ging er in die strenge Schule des Horaz und Virgil, um solche Verstösse zu verlernen, so brachte er seinen Meistern einen Tribut des Dankes in Uebersetzungen dar.

Seit der Renaissance gab eine Begeisterung für die Königinnen aller Sprachen, die Männer wie den Marquis de Denia noch im sechszigsten Jahre Lateinisch lernen liess, Lust und Freude an Uebersetzungen. Mit den Prosaikern wird begonnen. Cäsar überträgt Lopez de Toledo, Plutarch Alonso de Palencia, Seneca Pedro Diaz; Plato, Demosthenes und Cicero werden hinzugefügt. Juan de Molina nimmt den Appian, Guillen de Avila den Frontin. Schon die erste italienische Dichterschule hatte ihre souveränen Gebieter in spanischer Sprache auf den Kampfplatz geführt. Früh erschien Villena's Virgil als Chorführer einer Reihe schwacher, unbeholfener, bald vergessener Uebertragungen.

Die Häupter der zweiten italienisch-spanischen Dichterschule wollten in gleicher Liebe zu den Classikern ihre Meisterschaft in der Form als Uebersetzer der alten Dichter zeigen. Denn nur in schönem, spanischen Gewande konnten die Alten die Angriffe der ausschliesslich nationalen Poeten abwehren und die öffentliche Meinung zu den Neuerern herüber ziehen. Wegen der hohen Forderungen erlangten Wenige den Preis. Francisco Sanchez wagte sich an Oden und Epoden des Horaz, Aldana an die Heroiden des Ovid, Lopez de Villalobos an Plautus. Indess, trotz Fleiss, Geschick und theilweisem Gelingen, vermissten doch strenge Richter noch zu viel vom Original oder gewahrten zu viele entstellende Fäden. Die Arbeit ward immer wieder aufgenommen; Leon, dem sie kaum Arbeit war, widmete sich ihr lange.

Von den sprachlichen Bedenken wollte er nichts hören. Die Sprache sei biegsam genug, um Alles gut aufzunehmen, was man ihr biete. Ueber Härte und Armuth werde geklagt, doch sei sie reich und weich wie Wachs für den, der sie richtig zu behandeln wisse. Die sonstigen Schwierigkeiten erkannte er hell genug, Uebersetzen heisse die fremden Werke wiedergeben, ohne Eigenes hinzuzufügen, Gegebenes zu verkürzen, die Bilder des Originals zu ändern, seine Anmuth zu mindern; und dabei sollten die Fremden doch nicht wie Fremde oder Eingewanderte reden, sondern gleich Eingebornen Castiliens. Er ist der Meinung, nur Arroganz könne behaupten, dieses Ideal erreicht zu haben; höchstens scherzend liess er sich's gefallen, wenn Uebersetzer wie Juan de Almeida, Francisco Sanchez, Alonso de Espinosa ihm als Censor ihre Arbeiten vorlegten. Das Urtheil der Zeitgenossen über die Trefflichkeit seiner Leistungen ist später nicht widerrufen worden. Die Strenge, Sorgfalt und Liebe, die er hinzubrachte, haben bleibende Erfolge errungen.

Sogar vor Pindar schreckte er nicht zurück. Spanien soll in eigener Zunge den hören, dem der Gott verliehen, weithin zu strahlen durch der Lieder Weisheit vor allen Hellenen. In der Uebertragung der ersten olympischen Ode gelingt es seiner Kraft und Kunst die Laute wiederzugeben, die in ihrer feierlichen, ahnungsvollen Kürze Orakelsprüchen gleichen, wie der Herre sie giebt, der glänzte vor allen Hellenen durch der Begeisterung Weisheit.

Stücke aus Sophocles, aus Euripides zeigen seine Kühnheit. Aber am liebsten hat er sich Horaz und dem allgepriesenen Virgil, dem gravitätischen Meister der Sentenzen, gewidmet.

Das Streben nach Treue liess ihn die antiken metrischen Maasse möglichst nachbilden, in keiner der romanischen Sprachen wäre es auch nur so weit gelungen. Das Sprachgesetz, nach dem im Spanischen die Silben gezählt und nicht gemessen, die Verse nach dem Wortklange der Betonung gebildet werden, war nicht zu umgehen. Er wählt meist Octavas, Sestinas und Quintillas, wie ihm eins oder das andere die grössere Treue gestattet.

Diese metrische Aenderung zieht andere nach sich; Verkürzungen, die oft prächtige Blätter des poetischen Schmuckes abbrechen, ein frisches Bild in eine farblose Abstraction zusammenziehn, die Schärfe von Gegensätzen abstumpfen, die Umrisse einzelner Schilderungen verwischen, kleine episch ausmalende Züge hinwegnehmen. Der Zusammenhang wird unterbrochen, indem das Bild, das ihn vermittelt, fehlt. Versetzungen helfen dnnn nur wenig, mehr noch das Einfügen ähnlicher Figuren, oft geschieht es so glücklich, dass sich zweifeln lässt, ob das Original die schönste bot.

Häufiger ist Leon zu Ausführungen gezwungen. Die Knappheit des Originals zeigt sich unübersetzbar, für ein einziges Beiwort muss ein ganzer Satz eintreten. Hier offenbart das Verfahren nun den Feinsinn des Dichters, mit dem er das Neue aus Keimen des Originals bildet, in das er sich eingelebt hat. Bald thut er es in Form der Erklärung, die willkommen das Verständniss erleichtert, bald in sorgsamer Ausmalung mit behaglicher Genauigkeit. Es treten aber auch Zusätze hervor, die dem Gedanken des Originals ein Prachtgewand leihen und die angedeutete Empfindung verstärken, oder mildern wo sie zu herb und grell erscheint. In Verwässerungen arten

sie selten aus oder in schleppende Tautologien. Der spanischen Umständlichkeit wird Raum gelassen. Kurze Füllworte, die allerdings oft wiederkehren müssen, stören nicht. Unvermeidlich werden dabei einzelne Nebenzüge zu stark hervorgehoben, das Gesträuch im Vordergrunde des Bildes wächst zum Baum, aber man weilt doch gern in seiner schattigen Kühle.

Mögen die Eklogen Virgil's wie angehaucht erscheinen von der modernen Schäferpoesie, es verkürzt dieser romantische Duft ihre Wirkung und sonnige Schönheit nicht, man fühlt, ein Dichter hat ihn angezaubert. Manche der hinzugefügten Striche des Uebersetzers gleichen der mit angeschlagenen Note, die den Accord noch reicher macht. In ihnen giebt er manchmal gemüthvoll und zart den Eindruck, den der Dichter beabsichtigte, eine Reflexion, die dem sinnigen Hörer aufsteigt; man nimmt sie, angesprochen von der Wahrheit, gern hinzu. Sein Takt lässt ihn herausfühlen, was der Kunst des Dollmetschers spottend, ihn nur zum Folterer der Sprache und des Gedankens machen würde. Dann ist's ihm genug ungezwungen und frei den Kern der Stelle zu geben. So erreichen diese Uebersetzungen nicht selten das hohe Ziel, auch den der Originale Unkundigen als selbstständige spanische Gedichte einen Genuss zu gewähren. Die fremden Schöpfungen, in denen Eingebungen des Genius durch vollendete Form künstlerisch fixirt sind, empfangen hier in anderer Sprache die Gestalt, die am vollkommensten dem Inhalt entspricht. Zur Vermeidung einzelner Fehler, die übrigens meist aus schlechten Texten stammen, hätte ein geringeres Talent hingereicht, als das ist, dessen Gabe die grossen Schönheiten sind. In den Stücken aus Tibull, Petrarca, Bembo ist die gleiche Methode befolgt.

Hatten ihm Liebe und Dankbarkeit die Hand geführt bei der Arbeit an den Werken seiner heidnischen Freunde, so thaten sie es in höherm Maasse, als er Psalmen, Propheten und das Hohelied spanisch reden liess.

Von Italienern kam der Anstoss zu Uebersetzungen alttestamentlicher Poesien aus dem Hebräischen in das Lateinische. In Spanien waren Versuche gemacht, die eigene Sprache für den Zweck zu verwenden. Aber erst an Leon reihten sich als mit verschiedenem Glücke in diesem Gebiete thätig Montano, José de Siguenza, Cristobal de Mesa, Hernando de Jesus, Malon de Chaide, Alonso de Mendoza, Argensola, Quevedo, Esquilache.

Die Einfalt, Alterthümlichkeit, Majestät und Süssigkeit der heiligen Texte will Leon bewahren, und dabei schön, leicht und glatt die Erhabenheit, die herrliche Pracht seines Idioms zur Geltung bringen. Eine Aufgabe, die bei der Einzigkeit der heiligen Poesien in Empfindung und Ausdruck, Gestalt und Form kaum zu lösen ist. Leon hat die beliebten Sestinas, Quintillas und Quartetos gebraucht, am häufigsten die Terzinen, die Dante für den grossen Stil der religiösen Dichtung geweiht hatte.

Die dadurch gebotenen Aenderungen lassen die Uebersetzung häufig zur Paraphrase werden. Wer wüsste nicht, dass dabei die wunderbare Herrlichkeit jener Klänge aus einer andern Welt verschleiert wird. Mögen an dunklen Stellen Verkürzungen den Anstoss beseitigen, oder Einfügungen den Zusammenhang verdeutlichen, mögen Wiederholungen an den Parallelismus anklingen, Veränderungen von alttestamentlicher Poesie ein erfülltes Gemüth zeigen, mag der eigene Zusatz gleich einem zweiten Regenbogen die Farben des Originals abspiegeln oder durch einen weichen elegischen Charakter ergreifen — man bewundert die Kunst, die schönen Formen, in denen sich

die Gedanken der Ewigkeit bewegen, aber von der Wirkung der Schöpfungen des heiligen Geistes in ihrer Urgestalt entbehrt man viel. Die Ausführung an sich kann ansprechen wie zu dem: erhöre mein Gebet: du bist ja Erbarmen, giesse aus über mich die Gaben deines Erbarmens und wende dein liebreiches Ohr zu meinem Flehn, denn mehr als meine Sünde ist dein Erbarmen; wess soll ich mich trösten, ich hoffe auf dich, den ich anbete, dem ich allein traue, in dem meine Seele einzig Ruhe hat — dennoch wünscht man sie hinweg, um den alten heiligen Fugenstil mit seinen Durlauten zu behalten, ohne Einmischung der christlichen Molltöne. In den Octavas, die den prachtvollen Blumenstrauss des Hohenliedes auseinander breiten, so dass jede Blüthe in ihrer Gluth erscheint, ist er am glücklichsten. Die gedrängten Bilder begünstigen die Treue in einzelnen ausgeführten Schilderungen. Der Reichthum der Sprache an Diminutiven nimmt den farbenreichen Gemälden alles Ueberladene und Drückende.

Viertes Kapitel.

Leiden.

Als Leon die Psalmen zu spanischen Hymnen umdichtete, sprach er den Wunsch aus: möchte doch ihre Poesie allein herrschen, ihr Gesang uns allein süss sein; möchten Nachts auf Strassen und Märkten keine andern Lieder erklingen; dass doch mit ihnen des Kindes Zunge sich löste, in ihnen das in sich versunkene Mädchen

sich tröste, der Arbeiter seine Arbeit durch sie sich erleichtere. Die Verderbniss, ruft er, ist ja so weit gekommen, dass wir unsere Laster in Musik setzen und in der Stille nicht mit ihnen zufrieden, laut und frech unsere Schande singen. Das Herzeleid um das Verderben des Volkes durch gemeine Lieder spricht aus diesem Bekenntniss. Zu widerlegen ist es nicht. Auch sonst begegnet uns die Klage über die Verbreitung üppiger, schamloser Gedichte. Dichter erheben sie, die selbst befleckt genug sind; was davon erhalten ist, zeigt unerhörte Gräuel. Geistliche waren in der Regel die Dichter, auch in religiöse Machwerke liessen sie frech genug solche Gemeinheiten einfliessen. Ihren sittlichen Standpunkt sprach das Wort aus, das eine Romanze einem Erzbischof von Frankreich in den Mund legte: Vergehen aus Liebe sind werth, dass man sie verzeiht. Dem zuchtlosen Inhalte waren die Melodien angemessen. Tänze führte man dazu auf, die mehr Verderben anrichteten, als die Pest. Träten nicht bald Gesetze dazwischen, dann werde gar nichts mehr gesungen als Fluchwürdiges, so heisst es.

Leon hatte die Verbreitung des Unheils vor Augen. Unglaublich nennt er die Zerstörung. Mädchen sängen die schlüpfrigsten Lieder, unbedenklich lachten die Mütter mit und erwiederten auf die Rügen: auch David habe gesungen, die Engel musicirten, wer Scherz und Spiel bannen wolle, wo solche Vorbilder sprächen? Diese Entschuldigung liess ihn nur noch tiefer in den Abgrund der sittlichen Verwesung blicken. Er beweint den Wahnsinn, der das Gift tropfenweis in das Herz träufle, es durch den süssen Klang des Reimes noch reizender mache, und so die Seele ihm entgegenlocke. Denn er weiss, nachdem einmal die Burg verloren ist und in Feindes Hand, gehört ihm die ganze Stadt. Kein festes Schloss, keine

treue Schildwache behütet das Herz, das die Dämonen erotischer Zuchtlosigkeit ergreifen. Die schändlichen Dichter sollten als Verderber der beiden heiligsten Dinge der Poesie und der Sittlichkeit gestraft werden. Bei der geringen Aussicht dazu versucht er ihnen die Hörer zu entreissen, wenn auch nicht die, deren Haar weiss geworden war, ohne dass sie das Ave gelernt, und die nun Gedankenschwäche vorschützten, während die Erinnerung für alle Schändlichkeiten Kraft hatte.

Seinem Blicke entging indess nicht, wie die verwerfliche Gesinnung jener Schandlieder sich aus andern Quellen in der Litteratur nähre. Er kannte sie und verwarf sie unbedingt. Es versteht sich, dass die Romane gemeint sind.

Amadis und seine Nachfolger hatten Spanien erobert. Obwohl ohne volksthümliche Grundlage, spielend mit hohl gewordenen Formen des Ritter- und Frauendienstes, wurden sie zwei Jahrhunderte lang eine Macht, weil in ihnen ein Geist auf der höchsten Spitze erscheint, der in Spanien noch lebendig war, wo Ritter, ohne für wahnsinnig gehalten zu werden, Amadisthaten vollbrachten. Konnte Quiñones für seine Dame in dreissig Tagen sechshundertsiebenundzwanzig Kämpfe bestehen, so wird es glaublich, dass nicht bloss Simon de Silveira auf die Evangelien schwören wollte, er halte den ganzen Amadis für wahr.

Auf solche Glaubenskraft kann der Katholicismus Spaniens stolz sein. Ohne ihn wäre sie unmöglich. Die Esplandiane, Palmerien, Lisuarte, Florambeln und Esperamunden für historische Gestalten zu halten vermag nur, wen das Leben in den Lügen der Legende unfähig machte Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden. Unter den Motiven der Verbreitung dieser Producte

steht der katholische Aberglaube voran. Er hat die Lust an der Lüge grossgezogen; sie freute sich der Bücher.

Der Stolz der Gelehrten verachtete das Geschreibsel unwissender Litteraten: ins Feuer gehörten solche Lügenbündel, die den Sinn für geschichtliche Wahrheit vernichteten, als verzuckerte Leckereien den Geschmack an gesunder Geistesnahrung raubten. Cervantes, der den Autoren lebenslange Galeerenstrafe zuerkannte, nannte die Romane im Stile hart, in den Thaten voll Unmöglichkeiten, in den Schlachtberichten weitläufig, in den Reden thöricht, in der Liebe zuchtlos. Leon urtheilt über den sittlichen Gehalt gleich streng. Welcher christliche Ernst müsste nicht Bücher verwerfen, in denen die Behandlung der Liebe, auch wo sie als schuldlos verherrlicht wird, von der widerlichen Sinnlichkeit zeugt. Da ist es nicht die mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, sondern man sieht sich in einer Region, wie sie Dante zu Anfang der Hölle schildert. Die Litteratur der Träber, die die Säue essen, vergleicht Leon einer Festung voller Thürme und Mauern, von allen Seiten, mit allen Mitteln der Kriegskunst sei sie anzugreifen. In den Händen von Knaben und Mädchen hätten die Postillen des Satans den Einfluss eines täglichen und stündlichen Umgangs; wie vergiftete Speisen das Blut verdürben sie das geistige Leben. Oft ohne zu wissen, welches offene Grab da verborgen sei, nähmen arglose, arme Menschen die Sachen in die Hände und litten dann elend Schiffbruch an den versteckten Felsen.

Eine der Wurzeln des weitverbreiteten unchristlichen Sinnes sah Leon in diesen Romanen, mochte er auch selten in solcher Trockenheit sich hervorwagen, wie in der Behauptung des Francisco de Portugal, der Amadis habe

mehr Gehalt als alle Briefe des Apostels Paulus. Im Jahre 1553 wurde der Druck und Verkauf der Folianten, in denen die Pest versendet werde, für die amerikanischen Colonien verboten. 1555 hatten die Cortes die Verbrennung der Werke durch Henkershand gefordert. Aber nur eifriger wurden sie gelesen; es gehörte zur feinen Bildung schlüpfrige Anspielungen aus ihnen sogleich zu verstehen, sie in Briefen anzubringen, sich lebhaft davon zu unterhalten.

Wirkungslos erwies sich ein von geistlichen Händen bereitetes Gegengift, die Bearbeitung der heiligen Geschichte in Romanform. Wenige gewann die Ankündigung: hier würden sie nicht eine Tafelrunde finden, sondern viele, nicht ein Abenteuer, sondern eine Menge, nicht Merlin und Urganda, die Unbekannte, sondern die Weisheit des Logos würden sie sehn, nicht ein Amadis werde auftreten, viele Amadores der ungeschaffenen Wahrheit, statt des einen Tirant le blanche gäbe es da viele Tirantes al blanco de la gloria. Christus tritt auf als Ritter vom Löwen, die Apostel als die zwölf Pairs, Johannes als Ritter von der Wüste, Lucifer als Ritter von der Schlange. Bei der Versuchung trägt Christus den Schild des Löwen aus dem Stamm Juda, reitet den Hengst der Busse, den Adam ihm gab, beurlaubt sich bei seiner Mutter, der Tochter des Himmelskaisers, und zieht auf Abenteuer in die Wüste. Die Taufe wird zur Aufnahme in den Orden von der Taufe in Gegenwart des Dollmetschers der alten Mysterien und der beiden Damen, der Synagoge und der streitenden Kirche.

Leon mochte sich nicht mit der Klage beruhigen, die längst verlautet war: o was liesse sich sagen von denen, die abscheuliche Bücher voll Schmutz, wie die Celestina verfassen, drucken, verkaufen, kaufen! Welche

Schuld haben dabei die Herren Bischöfe, die sie in ihren Sprengeln ungehindert verbreiten lassen! Wenn Bücher voll Lästerungen gegen das Heiligste, Schulen der Unzucht, in rasch folgenden Auflagen verschlungen wurden, so musste der christlich strenge Sinn in den Massen fast vernichtet sein. Es wird auch offen eingestanden, das innere Christenthum sei in Unzähligen gleich Null. Leon bemerkt: der Kern der Religion, die Kleinode sind verloren; statt der Sachen nennt man wie die Spechte im Walde die Namen, mit Schattenbildern christlicher Tugenden, die sie in ihren Seelen nicht dulden wollen, die sie aus dem Leben vertreiben, umhängen sie sich noch, um nicht verlacht zu werden, falls sie sich Christen nennen. Gespenster und Larven sehe man an der Stelle des innern christlichen Wesens; das ganz und gar fingirte, erlogene, zum Trug erfundene Treiben würde von den äusserlich prächtigen, alles Lebens, aller Wahrheit baaren Masken der Frömmigkeit gedeckt; so verhöhne die Menge Christum.

Ohne Erweckung eines Sinnes, der solche Producte verabscheue, hielt er das Eifern dagegen auf den Kanzeln, in den Beichtstühlen für erfolglos. Leibliche Genesung an die Enthaltung von den Romanen knüpfen, wie Francisco Borgia that, klang selbst nach den Zaubereien der Magier und Feen.

Eine Litteratur tüchtiger, christlicher Schriften in spanischer Sprache schien ihm ein wirksames Mittel. Sie musste freilich anders geartet sein, als was reichlich vorhanden war, als die Schriften über Bullen, Privilegien, Heiligenbilder, als die Anweisungen zum Halten der Messe, und was sonst wegen der Unwissenheit der Priester in der Volkssprache geschrieben wurde, anders als die Hei-

ligenleben, die Don Quijote zur Erheiterung las, oder Empfehlungen des Sacraments als des rechten Rolandsschwertes, mit dem man Ritterthaten vollbringen, nicht Schuhsohlen schneiden müsse. Schon Ximenez hatte durch Uebersetzungen der Schriften der Caterina von Siena, und der Angela von Foligny dem Verderben wehren wollen.

Nichts helfe, dess ist Leon gewiss, als was aus der Schrift geboren sei, und in die Schrift führe. Bücher, deren Mark das Wort Gottes sei, wären ein unfehlbares Gegengift wider die dämonischen Schriften. Alle bedürften des Wortes, darum gehöre es Allen. Sie hätten ein Anrecht auf Unterweisung aus ihm über Credo und Paternoster hinaus. Ihm konnte nicht entgehen, dass diese Anschauungen in Conflict traten mit den schriftfeindlichen katholischen Doctrinen. Dann sah er hinweg über die Gegenwart in das kirchliche Alterthum und erfreute sich an den Bemühungen in den Volkssprachen den Gläubigen die Bibel zum Genusse darzubieten. Glückliche Zeiten, wo Priester und Laien sich damit beschäftigten, wo der Eifer des Volkes die Prälaten anregte, wo die Schrift durch tägliches Erklären in der Kirche, zum häuslichen Erbauungsbuche wurde. Das war die treffende Widerlegung der Priesterrede, das Lesen christlicher Schriften treibe die Laien aus der Kirche. Gewiss thaten es Geistliche, die sich als Capitäne ansahen, mit der Verpflichtung ihre Leute anzuführen, jährlich Musterung zu halten und ihren Generalen, den Bischöfen, Bericht zu erstatten.

Leon sah einige wissenschaftlich tüchtige und fromme Volksschriftsteller thätig. Aber dadurch seien die andern Befähigten der Arbeit nicht enthoben, unerschöpflich wäre der Stoff, mannigfach seien die Bedürfnisse, gegen Legionen schlechter Werke gelte es zu streiten. Wo ers ver-

mochte, gab er Anregungen und fragte sich, ob er selbst nicht in irgend einer Weise fördern könne. Im Dienste der Kirche grosse wissenschaftliche Werke zu schaffen war ein Lieblingsgedanke seiner Jugend. Die Bekanntschaft mit dem litterarischen Wesen der Zeit schreckte ihn davon ab. Ihm widerstand sich einzumischen und athemlos nach der Gunst der Gelehrten zu jagen. Demuth entzog ihm die Versuchung zum Ehrgeiz; glücklich der Verborgene! rief er sich zu. Auch die Gefahren der Schriftstellerei bestärkten ihn im Zurückhalten. Sie lagen nicht sowohl in den Unthaten einer giftigen Kritik, die die christlichsten Bücher zerriss, als darin, dass das kritische Messer der Inquisition ein Henkerbeil war. Ohne diese grässliche Executive für litterarische Sentenzen hätte Leon sie selbst nicht gefürchtet. Ueber ihr Lob dachte er wie Dante vom Erdenruhm, er gleiche dem Grase, dem grünen, das so rasch verdorrt. Wusste er doch, dass die lautesten Lobredner, die das verwirrte Urtheil der unfähigen Menge lenkten, häufig die Schriften kaum durchblätterten; nur eitle Weiber suchten solchen Preis. Der Tadel von Menschen, die die aufrichtige Wahrheit verdammten, eingebildetes Gutes mit Posaunenstössen emporwirbelten, auf die Bornirtheit der geistlosen Masse rechnend mit Intrigue ihr Spiel durchführten, konnte ihn nicht verwunden.

Entzog er sich der Aufgabe, der theologischen Wissenschaft als gelehrter Schriftsteller zu dienen, so gestattete ihm sein christliches Gewissen doch nicht, gebildeten, schriftforschenden Laien seine Hülfe zu entziehn, wenn sie durch ihn in edler, populärer Form belehrt und erbaut zu sein wünschten. Dann nahm er aus dem Vorrathe dessen, was er für sich niedergeschrieben, um Mühen und Leiden zu vergessen, Altes und Neues hervor.

So ist sein erstes, verhängnissvolles Buch entstanden, die Uebersetzung und Erklärung des Hohenliedes. Ein Freund, der des Lateinischen unkundig die Vulgata nicht verstand, bat Leon, ihm jenes Buch zu übersetzen und zu erklären. Längst hatte der sich damit beschäftigt. Nach seiner historischen und geistlichen Seite war ihm dies Werk lieb „das einem seligen Traum gleicht vom Finden und Schwinden, vom Scheiden und Umfassen, das umschleiert mit einem rosigen Dufte sich fortwindet wie ein zartes Wahnleben, worin die Seele verlangend geniesst“ [1]). Wie oft hatte er vor den Bildern gestanden, deren Farben wie Edelsteine leuchten! Wie oft hatte er die Gluth der reinen Liebe, die stärker ist als der Tod, heiss wie Flammen des Herrn, in ihm nachempfunden! Es zog ihn manchmal in den Zaubergarten, den Wein- und Granatenblüthen durchduften, in dem die Wasser vom Libanon rauschen, wo unter den Lilien die Liebe steht, aufgehend wie die Morgenröthe, schön wie die Sonne. Seine Freunde Grajal und Martinez theilten die Neigung, sie haben das Buch in öffentlichen Vorlesungen erklärt. Montano sandte Leon eine spanische Auslegung, der die Commentare von Delrio, Delgado, Sotomayor, Oroczo, Pineda und Anderen kannte.

Allen trat er entgegen. Sie stürzten sich so rasch auf den geistlichen Sinn, dass der nächste historische für sie unterging und sie ohne Halt und Steuer im Meere ihrer Einfälle umherirrten. Dies die gewöhnliche Methode der Erklärer. Die Rabbinen schon haben das heiligste Buch der ganzen Schrift allegorisch gedeutet nach ihrer Meinung in Salomo's Geiste, der es allein verstanden. Die Geschichte Israels vom Auszug aus Aegypten bis zur

1) J. F. von Meyer.

Zerstörung Jerusalems durch Nebucadnezar sahen sie verhüllt darin dargestellt. Auf ihrem Wege fortgehend, bezogen es die Kirchenväter auf die Verhältnisse Christi zur Kirche und zur gläubigen Seele. Sie deuteten z. B. die Wangen der Braut auf das äussere Christenthum in guten Werken, den schlanken Hals auf die Beständigkeit der Liebe Christi, die goldenen Ketten sind der Glaube, die Silberpünktchen die Heiligung des Lebens oder die göttliche und menschliche Natur Christi. Die Narde bedeutet die erlöste Menschheit, der Myrrhenstrauss die Passion. So unsinnig war der einfache Gedanke verzerrt worden, dass die Darstellung irdischer Liebe in ihrer Reinheit und Treue eine Abschattung der höchsten beseligenden Liebe des Herrn zur Gemeinde, der Seelen zu ihm sei.

Die Rohheit in der Beziehung des Einzelsten auf Geistliches, die Geschmacklosigkeit, die Willkür, die Unwissenheit über den ersten, wenn man wollte, niedrigsten Sinn, erregte die Reaction der wissenschaftlichen Ausleger.

Leon gehörte zu ihnen. Mit Schmerz hatte er bemerkt, so reichlich die Quellen allegorischer Auslegung flössen, beachte doch Niemand den historischen Sinn, es erwecke schon Staunen, wenn man überhaupt von demselben rede. Darüber zur Klarheit zu kommen hatte er keine Mühe gescheut. Seinen Erwerb dem Freunde mitzutheilen, bewog ihn dessen Bitte, keine mystischen Auslegungen zu bieten, die anderswoher leicht zu haben seien, vielmehr nur den nächsten, verachteten, sprachlich gesicherten Wortsinn. Die Arbeit hielt der Gebetene für leicht, da sie nur die Schale des Buches behandle. Dabei ergreift er die Gelegenheit den Irrthum der Allegoriker zu widerlegen, die, auf das rabbinische Verbot gestützt,

den Wortsinn des herrlichen Buches mit Schmähungen überhäuften, die oft von der unreinsten Phantasie dictirt waren.

Als sichere Grundlage der Erklärung sollte eine neue Uebersetzung dienen. Ihr Gesetz war strenge Wörtlichkeit. Das hebräische Original lag zu Grunde. Die alten und neuen Uebersetzer, die nicht der Vulgata folgten, wurden befragt, die Septuaginta so gut wie Montano und Vatablé. Der Grundtext sollte zu Tage treten nicht in Wort und Phrase bloss, auch in Bewegung und Ton, in allen Wendungen und Bildern, so weit es dem Spanischen irgend möglich sei. Die volle Schönheit des Gedankens und der Form müsse hervorleuchten, kein Zusatz, keine Ausführung dürfe sie alteriren. Aber Salomo und Sulamith sollten nicht Judenspanisch reden.

Sieht man ab von einigen Fehlern aus schlechten Lesarten und von drei Zusätzen an völlig dunkeln Stellen, so ist die Aufgabe gelöst. Die Schwierigkeiten, so kühne Bilder, so seltene Worte wiederzugeben sind glücklich überwunden. In vielen Stellen verbindet sich Treue mit poetischem Gehalte, Schönheit mit Wahrheit, Geschmack mit feinem Verstehen des Unterschiedes orientalischer und abendländischer Poesie.

Das Lied der Lieder, dieses natürlichste Buch der Bibel, hält Leon für ein Hirtengedicht von der Liebe Glück und Leid. Salomo der König und Prophet stelle sich als Hirten, seine Braut Sulamith, die Tochter des Königs von Aegypten, als Hirtin dar, und schildere die Geschichte ihrer treuen, reinen, heissen Liebe. Gelungen sei ihm das in einem Maasse, dass die Lieder das vollendetste Liebesgedicht wären. In Andern sei nur ein

Schatten von Liebesempfindung und Glück, hier stehe die Liebe ganz vor uns. Aus voller Erfahrung, Leben athmend, seien die Gluthen liebender Herzen gezeichnet, die hingehauchten Wünsche, das Zagen, das Schmachten, die süssen Seufzer, das schmeichelnde Kosen, die Schmerzen der Trennung, das Quälen der Furcht und des Argwohns, die Foltern der Eifersucht. Man höre den Ton des Ach, die Herzensseufzer, die Liebesklagen, die süssen Worte, die Furcht und Hoffnung entsenden. Nicht mühsam suche der Dichter Worte und Bilder zusammen, frisch dem Leben entsprungen webe er sie in die süssesten Verse. Nicht er habe das Gedicht geschrieben, die Liebe selbst habe in Formen, Worten, Mienen ihr reiches Leben darin abgespiegelt. Nur übermenschliche Kraft schaffe ein solches Werk. Das Geheimniss der Liebe sei bis in die feinsten Züge erlebt und geschildert, darin liege die künstlerische Vollkommenheit des Gedichts.

Ob es nicht ein Missgriff sei, solche Empfindungen einfachen, bäurischen Hirten in den Mund zu legen, fragt er: nein, im Ausdruck der Empfindung möchten die unbeholfen sein, an Tiefe und Zartheit des Liebesgefühls ständen sie Niemand nach. — Man erkennt in dieser Bemerkung den Einfluss von Leon's Sympathie mit Schäferleben und Poesie.

Aus seiner Grundanschauung fand er die Einheit des Werkes. Die Klagen über Zusammenhangslosigkeit, wobei man keine Ordnung, kein verknüpfendes Band finde, die damals schon aufgestellte Ansicht, das Gedicht sei aus Liebesliedern centoartig zusammengesetzt, hielt er nach genauester Einzelprüfung für grundlos. An mehreren Stellen hat er den Zusammenhang fein nachgewiesen, oft trifft er dabei mit Herder zusammen. So zwischen dem

fünften und sechsten Capitel. Die Frauen Jerusalems fragen: wo ist dein Freund? Sulamith verstummt, sie eilt hinweg ihn zu suchen, bald erkennt sie ihn an sichern Zeichen im Garten; da erklingt der Ruf des Glücks, er ist bei den Würzbeeten, dass er Lilien pflücke, sie jubelt ihm zu: ich bin meines Geliebten und mein Geliebter ist mein. Das Schönste, meint Leon, sei am wenigsten dunkel. Er hält dafür die Stelle, zu der alles Andere nur Vorspiel sei Cap. VIII. 6. 7: Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm, Liebe ist stark wie der Tod, Eifer ist fest wie die Hölle, ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn, dass auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen; wollte Einer alles Gut seines Hauses um die Liebe geben, so gälte es Alles nichts. Hier thue man einen Blick in das Innerste des Heiligthums.

Vieles — sagt er — ist nur unverständlich, weil die witzigen und phantastischen Ausleger die Liebe nicht kennen mit ihrer heiligen Thorheit. Ihnen muss freilich närrisch und sinnlos erscheinen, was vom Thun und Reden, vom Sinnen, Wachen und Träumen, von Wundern und Wunderlichkeiten der Liebe vorkommt. Die Kürze, Unvollständigkeit, Unverständlichkeit der Reden, der Ausrufe verräth die Leidenschaft der Liebeskranken. Liebe steht über der Sprache; das Ausgesprochene sind Winke, Fragmente, von denen der Liebende weiss; der, dem sie gelten, versteht sie; die Andern sind für ihn gar nicht da. Jede Darstellung mächtiger Leidenschaften bietet durch Kürze und Abgebrochenheit dem Verständnisse Schwierigkeiten, die der Liebe vor Allen. Der Ausdruck kann den augenblicklichen Wechsel von Wonne und Schmerz nicht ganz treu wiedergeben.

Der Schlüssel zum Verständnisse liegt nicht in Wörterbuch und Grammatik, wer sich nur damit rüstet, wird über die Laute der Entzückung urtheilen, wie ein Tauber über die Bewegungen der Tanzenden. Man muss die Liebe kennen, dies glücklichste Leben, das treuste Abbild des Himmels, die süsseste Melodie, höher als alle Musik ist das Zusammenklingen von zwei Herzen. Nur damit besitzt man den Alles durchziehenden Faden, versteht den Zusammenhang zwischen Wort und Affect, und hat das Gewebe der Regungen des liebenden Herzens vor Augen. Leon kennt die Beredsamkeit, die man in der Schule der Liebe lernt, wie sie aus nicht versagendem Gedächtnisse das Erlebte ohne einen Zug zu vergessen stets wiederholt, wie sie in einem unausgeführten Bilde so viel sagt, und in ein Wort der Liebkosung die Herzensfülle ausströmt. Treffend fühlt er die Frische und Originalität, die Zartheit und eigenthümliche Ausprägung der Worte, die Kraft und Weichheit im Bitten und Kosen, die einzige Bilderpracht in den Versen des Lobes. Gelernt hat er das von den Dichtern, den Romanzen seines Volks, die er gern las, auch wo sie von der Liebe Glück und Leid reden. Ja er vertheidigt den alten Poeten, der im Minneweh seine Lieder begonnen:

Niemand sehe, was ich schreibe,
Den nicht Liebe traurig macht,
Oder der zu andern Zeiten
Traurig nie gewesen ist.

So habe er Verständniss dessen erlangt, was sich nur nachfühlen lasse, wo der Zug der Feder nicht nachkomme, weil die Zunge ihr nicht mehr vorzeichne.

Der gefundene Schlüssel machte ihn freilich nicht nachlässig in den sprachlichen Theilen der Arbeit. Den Grund-

text hielt er wegen der Armuth und Vieldeutigkeit des Idioms für besonders dunkel. Die Verschiedenheit der orientalischen Anschauung hemme den abendländischen Ausleger. Nur mit Mühe lebe der sich so hinein, dass er auffallende Vergleichungen nicht unerträglich finde, und die Einbildung aufgebe, der Dichter könne nicht gesprochen haben, was etwa uns abstossend erscheint. Mit grosser Sorgfalt ist die grammatische und lexicalische Seite des Commentars durchgeführt. Keine schwierige Construction, kein vielleicht nur ein Mal in der Bibel vorkommendes Bild lässt er unerörtert. Auf die geringsten Aeusserungen des Sprachgeistes in Exclamationen nimmt er Rücksicht, fremder Sprachgebrauch wird vergleichend beigezogen. Geist und Schönheitssinn bewahren ihn vor gelehrter Kleinigkeitskrämerei. Die Sacherklärungen sind natürlich, einfach, nüchtern. Das Ganze wird beständig im Auge behalten, aus ihm das Einzelne gedeutet, keine Ueberschwänglichkeiten erinnern an die Beschränktheit der Ausleger, die den Liebesseufzern dogmatische Centnergewichte anhängen.

Andere Anspielungen, womit sie freigebig sind, Zeugnisse einer verwahrlosten Mönchsphantasie und der Vertrautheit mit Ovid's Liebeskunst wird Niemand bei Leon suchen. Die Auslegung ist ohne Prüderie so rein gehalten, dass kein unlautrer Gedanke sich irgendwo anheften kann. Freilich wer von der Liebe überhaupt nur wie Damian denken kann, wird es entsetzlich finden, wenn Leon den ersten Ruf, er küsse mich mit Küssen seines Mundes einleitet: so ruft die in Liebessehnsucht Hingesunkene nach dem einzigen Heilmittel, um sich selbst, die in dem Geliebten ist, wieder zu empfangen. Beide sind nicht ganz mehr in sich, in einander leben die Herzen. Sie sehnen sich das Fehlende wiederzuhaben, und glauben

das zu erreichen, wenn der Hauch, der das Leben ist, sich im Kusse berührt. Niemand kann bedenklich werden bei der Schilderung des Fortschritts der Liebe vom Verlangen nach Küssen, zum Aufsuchen der Fluren um allein zu schwärmen, zum ewigen Zusammensein im Genusse des himmlischen Weins.

Sinnig werden Nebenzüge erfasst und in parallelen Bildern Nüancen des Gedankens bemerkt. So wenn Sulamith die Wächter nach ihm frage, den ihre Seele liebt, rede aus ihr die anmuthige Verblendung der Liebe, die meine, Jeder müsse den kennen, für den sie allein lebe.

Es war gefragt, wie Sulamith den Freund suchen könne, statt sich suchen zu lassen. Leon erwiedert, von solchen Thorheiten der spanischen Etikette sei ächte Liebe frei. — Wie sie Salomo habe rufen mögen, da er sie doch nicht hören konnte? im Reiche der Liebe kämen täglich Unglaublichkeiten vor. — Um die uns fremden Bilder in den Schilderungen der Schönheit zu verstehn, erinnert der Exeget an die excentrische Weise der Liebe, die statt des treffenden Beiworts den Gegenstand selbst nennt, in welchem die Eigenschaft eminent hervortritt. Wie hier das Groteske, deutet er anderwärts das Feinste mit physiognomischem Takte.

Die dichterischen Schönheiten geniesst und preisst er als Dichter. Es dünkt ihn so wenig wie Granada profan, sich der Schönheit der Schrift zu freuen. Die Rosen- und Lilienblüthen, dies Gold und Elfenbein, das des Dichters Huld gespendet, lässt er strahlend vor uns stehn. Als erlebe er Schmerz und Wonne, Suchen und Finden, so bewegt und warm zeichnet er die Scenen, den Frieden des Hirtenlebens neben den Stürmen des Herzens, die anmuthigen Liebesspiele, die malerischen

Gruppen, z. B. Salomo vor dem Beginn des wundervollen Schlummerliedes über die Geliebte gebeugt, in das Anschauen der Schlummernden versunken.

Dem Grundsatze, das Buch so zu behandeln, als habe es allein den historischen Sinn, bleibt die Erklärung durchgehends treu. Nur an einigen Stellen wird der Schleier gehoben und als die im höchsten Sinne berechtigte Trägerin all der Attribute, womit die menschliche Liebe überhäuft wird, erscheint die Liebe Jehova's zu seinem Volke, Christi zur Seele, der Gläubigen zum Herrn. Denn das edelste Abbild der göttlichen Liebe sei die reine menschliche. Aehnlich wäre das Streben zu einander, ähnlich Beginn, Nahrung, Entwickelung, Wirkung, Ziel; wie die irdische Schönheit der Schatten des ewig Schönen sei. So erklärt Leon sich die Aufnahme des Buches in den Kanon. Der göttliche Geist habe in Herablassung zur menschlichen Schwachheit mit Bildern wirklicher, lieblicher, bekannter Dinge die geistlichen Schönheiten noch unbekannter Güter umhüllt. Wir sollten die Freude über das noch Ferne an der lernen, die das Nahe gewähre, und uns so zu ihm ziehen lassen, der uns über Alles liebe.

Bei solchen geistlichen Deutungen sind die früheren Exegeten wenig benutzt. Durch ihren Kanon: jede erbauliche Auslegung ist zulässig, hatten sie sich Leon unmöglich gemacht. Ihre Behandlung des duftenden Blumengartens wie eines Kartoffelfeldes, stiess Leon ab. Ihr Scharfsinn erschien ihm entsetzlich, wenn sie sich etwa mühten, einen Satz, der das Wort Taube enthielt, mit allen andern Stellen, in denen es nach Angabe der Concordanz auch steht, in innere Uebereinstimmung zu bringen; dieser Spiritus liess die prächtigsten Blüthen zusammen-

schrumpfen. Unserm Ausleger fehlte der Geschmack für Spielereien wie folgende: die weisse und rothe Farbe der Lilie bedeutet die Unschuld durch Christi Blut, die Stellung der Blätter um den Kelch versinnbildet die Sehnsucht nach der ewigen Seligkeit, die Weichheit der Blätter die Geduld der Gläubigen, die Wassermenge, deren die Blume bedarf, zeigt die Fruchtbarkeit der Kirche. — Die Dornen um die Rose her wurden besonders vielseitig aufgefasst als Trübsale, Ketzer, falsche Brüder, Juden, als Christi Dornenkrone, als Genossenschaft der Bösen, als Verbrechen, fleischliche Lüste, Sorgen, böse Nachbarn, Streitsucht, Schwelgerei, Trunksucht, Faulheit, Uebermuth, Neugier, Geschwätzigkeit, Reichthum und der Teufel.

Häufig musste die Lächerlichkeit der Interpretation erheitern, z. B. die Schuhe der Braut seien die Passion Christi, ihre Zähne die schriftzerbeissenden Kirchenlehrer, die Haare die durch Fasten dünngewordenen Gläubigen, das rothe Kissen in Salomo's Sänfte die Seitenwunde Christi, die Felsritzen, in denen die Taube nistet, die Wunden Jesu. Das Springen des Geliebten bedeute den Sprung des Herrn vom Himmel in den Schoos der Maria, von da nach Bethlehem, an den Jordan, auf das Kreuz, in das Grab, in den Himmel. Der Wein im Keller ist die Kirchenlehre, die Ziegen sind die Prälaten, denn Ziegen haben ein scharfes Auge, suchen Futter auf den Höhen, essen Grünes, käuen wieder, haben gespaltene Klauen. So sind die Prälaten scharfsichtig, suchen die erhabenen Schriftwahrheiten, lieben die besten Sprüche, käuen sie den Hörern wieder und sind discret. Widerwärtig ist das scharfsinnige Zergliedern anstössiger Punkte, das im Vertrauen auf die Macht der geistlichen Deutung gewagt wurde. Leon's lautrer Sinn floh diesen Schmutz.

Er bezeugt seine Selbständigkeit, dass ihm Auffassung und Auslegung durch die Legion von Spukgestalten nicht verwirrt wurde. Das Labyrinth der Glossen von Hugo a Sancto Caro hat er durchwandert, die Haarspaltereien Gregor's von Nyssa studirt. Diesem Vater spricht er Verständniss der Schönheit des Wortsinnes nicht ab, aber die Allegorienfluth überströme die gesunden Gedanken. Bisweilen citirt er Ambrosius, dessen Gravität und Pathos sich unglücklich genug ausnehmen, den geistreichen, kindlich phantastischen Bernhard und Hieronymus, den Träger der alten exegetischen Tradition.

Mehr förderten seine Einsicht Reiseberichte aus dem Morgenlande, mündliche oder gedruckte, die Beobachtung seltener Thiere, Gemälde und Statuen half bei Entzifferung der Angaben über Schmuckgegenstände. Er denkt an die kleinen Künste feiner Galanterie, an die Geschenke mit verschlungenen Namenzügen in sinnbildlichen Stoffen, Formen, Farben, an das Versteckenspiel der Damen mit ihren Wünschen, an die Geheimnisse der Toilette, um das schönste Lied zu verstehen. Die Auslegung einiger Stellen wird uns Leons Behandlung veranschaulichen:

O wie schön bist du meine Freundin, o wie schön! — Dies Capitel steht ausser Zusammenhang mit dem zuletzt Gesprochenen; denn es ist ein Preisgesang voll Liebkosung und Anmuth, den der Geliebte der Geliebten schenkt, er zeichnet jeden ihrer Züge, er erhebt ihre Schönheit durch mannigfache Vergleichungen, die für uns sehr schwierig sind, nicht blos weil sie unsere Gewöhnung und unsern Ausdruck grösstentheils befremden und frappiren, nicht blos weil einige dem Anscheine nach dem, was sie erklären sollen, ganz entgegengesetzt sind, sondern weil zu

jener Zeit und in jener Sprache alle diese Dinge von hoher Schönheit sind, wie wir zu jeder Zeit tausend Dinge als gut in allgemeinem Gebrauche sehn, die eine andere Zeit oder Sprache nicht gut heisst. Uebrigens da dies ganze Lied nach meiner Ueberzeugung geistlich ist und die darin gepriesenen Glieder der Braut die verschiedenen Tugenden der Gerechten darstellen, passt die Vergleichung sehr gut für die Schönheit der Seele, von der unter der Hülle der Worte Andeutungen gegeben werden, schiene sie auch nach dem Wortlaut widersprechend.

Der Geliebte beginnt, wie erstaunt über die seltene Schönheit der Braut, er ruft und wiederholt es zum zweiten Male zu grösserer Bekräftigung und stärkerem Ausdruck seiner Empfindung, o wie schön bist du meine Freundin, o wie schön bist du! Man soll aber nicht argwöhnen, die Liebe mache ihn blind, daher ist's ihm nicht genug das so obenhin zu sagen, er lässt sich auf jede Einzelnheit ein. Mit den Augen beginnt er, durch die sich, wie die Kundigen sagen, die Seelenschönheit oder Hässlichkeit am meisten offenbart, durch die sich die Liebe der Herzen am meisten mittheilt und entzündet.

Wie Taubenaugen, sagt er, sind deine Augen. Wir sprachen schon von dem grossen Vorzuge, den die Tauben Palästina's vor den unsrigen haben, besonders was die Augen betrifft. Wie man an denen sehen kann, die wir Trigolinos nennen, scheinen sie zu funkeln gleich hellem Feuer, und Strahlen des Glanzes sprühen sie von sich aus. Heisst es: so seien die Augen der Braut, so sagt das nur, was die Liebenden denen, die sie lieben, gewöhnlich versichern: sie hätten Flammen in den Augen, ihr Antlitz entzünde ihnen das Herz.

Unter deinen Locken. Bei der Uebersetzung und Auslegung dieses Wortes sind die Erklärer uneins. Das hebräische Zama, das Haar oder Haarzopf bedeutet, wird besonders von dem Haar gebraucht, das auf Stirn und Augen fällt, das man kastilisch Lagos nennt. Dies ist die sicherste Bedeutung, sie erklärt noch anmuthiger die Schönheit der Augen der Braut, indem es sie unter den Locken zeigt. Einige derselben aus ihrer Reihe gehüpft umschleiern sie manchmal, und indem sie schwanken und zittern, scheinen die Augen Funken zu sprühen wie zwei Sterne. Und da, wie man sagt, schöne Augen listige Mörder sind, sagt der Geliebte anmuthig: hinter den Locken hervor als aus einem Hinterhalte verwundeten sie ihn mit grösserer Kraft, und in voller Sicherheit versetzten sie die wohl treffenden Stiche.

Dein Haar ist wie eine Ziegenheerde, die emporklimmt am Berge Gilead.

Paulus gesteht, das Haar sei an der Frau etwas sehr Schmückendes und Schönes. Sicher ist es ein gutes Theil dessen, was die Welt Schönheit nennt. Daher erwähnt der Geliebte nach den Augen nichts so als das Haar, denn ist's lang, dicht und goldblond, wird es zum Liebesseil und zum gewaltigen Netze für alle, die dergleichen Dinge ködern. Wundersam ist hier die Vergleichung. Sie scheint roh und weit von der Sache liegend. Sie würde treffend sein, wenn es hiesse: goldgelockt sei das Haar, oder es wetteifere an Fülle und Farbe mit den Strahlen der Sonne, so sagen unsere Dichter. Betrachtet man das Bild recht, so fehlt ihm Reiz und Eigenthümlichkeit nicht. Man beachte den Sprecher und was er am Haare der Braut besonders loben will. Der Sprecher ist Hirt und in Hirtenrede kann nichts angemessener sein, als der Aus-

druck, das Haar der Geliebten sei wie eine grosse Heerde Ziegen, die auf hohem Berggipfel lagern. Er bezeichnet damit die Fülle und die Farben des Haars, die Ziegen, die dort weideten, waren dunkel und glänzend. Mit Nachdruck sage ich: dunkel; denn unter den Bewohnern jenes Landes und jener Provinz waren die Ziegen von dieser Farbe am gesuchtesten, wie sie es auch jetzt noch in vielen Gegenden sind. Er sagt also: wie die Ziegen zerstreut auf dem Berggipfel Gilead ihm ein schmuckes, schönes Ansehn geben, während er vorher ein dürrer kahler Fels schien, so ziert und schmückt das Haar dein Haupt durch edle Farbe und Fülle. — Aehnlich ist die nächste Vergleichung.

Deine Zähne sind wie eine Heerde beschorener Schafe, die aus dem Bade kommen.

Abgesehn davon, dass die Vergleichung pastoral ist und daher geeignet für den Sprecher, ist sie auch hübsch und von grosser Sinnigkeit und Angemessenheit für den Zweck, dem sie dient. Die Güte und Schönheit der Zähne besteht darin, dass sie gehörig klein, weiss, gleich und dicht verbunden sind. Das Bild malt dies Alles fast vor das Auge. Die Dichtigkeit und Kleinheit bezeichnet die Heerde Schaafe, die immer zusammengedrängt wie Tannzapfenblätter gehn; die Weisse drückt aus, sie kommen aus dem Bade, die Gleichheit — keins ist krank oder unfruchtbar. Der hässliche Mund genügt eine Frau hässlich zu machen, mag das Gesicht sonst hübsch sein, und den hässlichen Mund macht vollends nichts so hässlich als die schlechten Zähne. In diesem Punkte ist die Braut wohl gelobt.

Wo wir sagen: beschoren, heisst's im Hebräischen gleich und regelrecht schneiden. So will er sagen: nach

einem Maasse und einer Schnur ganz gleich geschnitten, was, wie gesagt, die Gleichheit der Zähne ausdrückt. Von den Zähnen kommt er zu den Lippen. Um schön zu sein müssen sie fein sein, und wie von Blut beströmt. So wohl Eins wie das Andere drückt er wunderschön mit dem Worte aus:

Wie ein carmoisinrother Faden sind deine Lippen. Sogleich hinzusetzend: und deine Rede ist fein, was natürlich zu den feinen Lippen stimmt, als folgte Eins aus dem Andern. Aristoteles sagt in seinen Anweisungen die Eigenschaften eines Menschen aus seinen Gesichtszügen zu erkennen: feine Lippen sind das Kennzeichen eines discreten, beredten Mannes, der süss und anmuthig unterhält.

Wie Scheiben des Granatapfels sind deine Wangen unter deinen Locken.

Er vergleicht die Wangen, die bei einer schönen Frau sehr schön zu sein pflegen, dem Schnitte des Granatapfels oder besser der aufgeschnittenen Granate, der Farbe wegen, die eine Mischung von weiss und roth oder eine sehr feine Fleischfarbe ist. So ist ja das Colorit, das man auf schönen, zarten Wangen sieht. Wegen der Feinheit der Haut und wegen der Adern, die sich da treffen, hebt es sich dort mehr als irgendwo gegen das Weiss ab, und erregt dem Betrachtenden grosses Wohlgefallen.

Die Wangen heissen hebräisch raqua, was dünn und fein bedeutet, sie sind es ja mehr als irgend ein Theil des Körpers. Unter deinen Locken heisst: die sich unter deinen Locken zeigen und sehen lassen.

Dein Hals ist wie der Thurm Davids.

Die Vergleichung des Halses der Braut mit einem Thurme, will die Schlankheit, Gradheit, Stärke bezeich-

nen. Darin besteht die Schönheit. Ueber den Zusatz: stehend auf dem Hügel, ist grosse Verschiedenheit. Die Interpreten erklären das hebräische Wort mannigfach. Die Einen fassen es als Hügel oder hohen Platz, Andere als Weg, Andere als Brustwehr und Befestigungswerk. Gewiss findet es sich in dieser Bedeutung Josua XI. Folgende Uebersetzung scheint mir am treffendsten, um die Verschiedenheiten zu beseitigen. Dein Hals ist wie der Thurm Davids als Warte gebaut, d. h. an einem hohen, festen Platze, wo er dient die kommenden Feinde zu zeigen, den Wandrern den Weg zu weisen, wegen des Zweckes, den er hat, und der Lage, die er einnimmt, muss er befestigt sein.

Der Zusatz: Davids nennt einen der von David erbauten Thürme; nur das fordert das Bild, das keinen in der Ebene erbauten Thurm gestattet, sondern nur einen am Abhange oder auf dem Gipfel, denn so steht der Hals auf den Schultern. Tausend Schilde hängen an ihm, alle Schilde von Helden d. h. von den Kriegern, die seine Besatzung bilden. Die Schilde fordern keine Aehnlichkeit mit dem Halse oder einem Theile desselben, sie führen nur das Bild des Thurmes aus. Es ist eine Abschweifung, oder Schilderung einiger Eigenschaften, wie sie bei Dichtern schön und häufig ist; höchstens liesse sich sagen, die aufgehängten Schilde entsprächen den Ketten und Bändern, die den Hals der Braut verschönten wie Schilde den Thurm.

Deine beiden Brüste sind die zwei Zwillingszicklein, die unter Lilien weiden. Es gibt keine schönere und angemessenere Vergleichung als die des Busens mit Zwillingszicklein. Ausser der Zartheit als Zicklein, ausser der Gleichheit als Zwillinge, ausser der Lieblichkeit und

Friedlichkeit haben sie in ihrer vollen Lust und Heiterkeit doch einen Muthwillen, eine Fröhlichkeit, womit sie die Augen der Betrachtenden fesseln, sie locken nahe hinzuzugehen und sie zu berühren, alles Dinge, die sich auch an dem schönen Busen finden, dem sie verglichen werden. Das Weiden unter Lilien kommt hinzu, um die Thiere, die an sich schon so hübsch sind, noch schöner zu malen, und so ist die Schönheit der Braut in diesem Zuge noch mehr gelobt und gepriesen.

Bis der Tag kühl wird und die Schatten fliehen, will ich zum Myrrhenberg gehn und zum Weihrauchhügel. Das Kühle des Tages und das Fliehen der Schatten ist, wie ich sagte, Umschreibung des Abends. Der Geliebte sagt: er wolle Siesta halten und den Tag bis zum Abend unter der Pflanzung von Myrrhen und Weihrauch zubringen d. h. auf einem Hügel, wo diese in jenem Lande häufigen Pflanzen wachsen. Und dass er das gerade jetzt sagt nachdem er sie mit überschwenglichen Lobeserhebungen gepriesen, geschieht offenbar um sie einzuladen mit ihm zu gehen. Aber sogleich erglüht die Liebe wieder, wieder lobt er die Vorzüge der Braut — Wandlungen, wie sie der Liebe ganz natürlich sind — jetzt sagt er wie in einem Worte Alles, wozu er vorher so viele gebraucht um die ganze Schönheit zu zeichnen.

Ein Fehler ist nicht an dir. Obwohl er es nicht ausdrücklich sagt, — die Worte der heiss Liebenden sind immer kurz — legt er doch eine Empfindung hinein, als sagte er: mich von dir trennen sollte ich meine Freundin? Oder wie könnte ich einen Augenblick ohne deine Nähe sein, die du die Schönheit selbst bist, und alle, die dich sehen, lockst und zwingst elend zu werden durch dich. Sage nur: wir gehen zusammen. Und ist's zu grosse

Kühnheit und Bitte, das von dir zu fordern, du einzige nie erschienene Schönheit, die jeden Mann entzücken muss, so vergieb mir. Dann fährt er fort: wir wollen zusammen nach dem oder dem Berge gehen, wo du Dinge schauen wirst, die dich reichlich laben und erquicken. Er will sie gewinnen für seine Bitte; darum schildert er die Schönheiten des Orts mit den Worten:

Komm mit mir vom Libanon meine Braut. Libanon ist hier nicht der Berg dieses Namens, woher das Holz für Salomo's Tempel und Palast kam, der war nicht in Judäa, sondern der sogenannte Bergwald des Libanon, den die Könige Jerusalems wegen einer Aehnlichkeit mit den Wäldern des Libanon oder mit Etwas sonst jenem Berge Eigenen so nannten.

Du hast mir das Herz geraubt meine Schwester. Auch damit will er sie überreden mit ihm zu gehen, um seiner Liebe willen. Er kann nicht anders, denn er ist von Liebe gefesselt und gefangen. Es ist, als sagte er: da ich mehr dein bin als mein, ist's nicht recht, dass du meiner Gemeinschaft dich entziehst. Wenn das Gefilde und die Erquickung, wozu ich dich lud, nicht genug ist dich mir nachzuziehen, so wisse, ich kann mich von dir nicht einen Augenblick trennen, so wenig als von meiner Seele, die in deiner Hand ist, denn mit deinen Augen hast du mir mein Herz geraubt, und mit der kleinsten deiner Halsketten hast du mich gebunden. Und nun fängt er wieder an zu erzählen, und lobt in neuen Bildern die Reize, die Schönheit der Braut, um ihr zu zeigen, er könne ohne sie nicht gehn, um sie so zu fesseln, dass sie ihm folgt. Man könnte auch sagen, sie sei mit ihm gegangen, und so vereint und allein, im Glücke der Liebe habe der Geliebte, wie es natürlich ist, von neuem entflammt und voll

Genuss, mit noch grösserer Süssigkeit und Lieblichkeit geredet. Aehnliches erfahren die Seelen, die Gott lieben, täglich, wenn er in der verborgenen, unsichtbaren Liebe ihnen seine Gnade mittheilt.

Wie hold ist deine Liebe, deine Liebe ist besser denn Wein, und der Duft deiner Liebe geht über alle Wohlgerüche. Es ist, als sagte er verbunden mit dieser Liebe und schwelgend in ihr: meine Schwester, liebe, süsseste Braut, dich zu lieben macht mich froher als der Wein, glücklicher als die, die ihn mit Wonne trinken. Deine Salben und Zibethöle und die andern Wohlgerüche, die dich umschweben, übertreffen Alles. An dir und als die Deinen haben sie einen besonderen, vorzüglichen Duft. Deine Worte sind ganz Honig, in Milch und Honig gebadet scheint deine Zunge; Alles, was von deinen Lippen kommt, ist nur Süssigkeit, Anmuth, Lieblichkeit. Selbst deine Gewänder, die dir so schön stehen, so wunderbar deine edle Gestalt schmücken, duften so sehr und so schön, dass du in ihnen dem herrlichen Libanon gleichst, den Frische umweht, ihm gleichst und seinen grünen, blühenden Pflanzen, und den süssen Gerüchen, die die Luft erfüllen.

Ein verschlossener Garten bist du meine Schwester, meine Braut. Der ländliche, anmuthige Geliebte fährt in seinem Kosen fort. Obwohl Hirt zeigt er doch die Beredsamkeit, die er in der Schule der Liebe lernte.

So lobte er bisher die ausnehmende Schönheit der Braut mit einzelnen Bildern. Jetzt verkündet er die Anmuth, Frische, Vollkommenheit des Ganzen, dessen Einzelheiten er jede für sich behandelt. Sie ist ganz, sagt er, wie ein umschlossener und behüteter Garten, mit tausend mannigfachen, frischen und köstlichen

Pflanzen und Kräutern, die einen duftig, die andern für Auge und Sinn zur Erquickung. Es liess sich nichts Richtigeres und Bezeichnenderes finden, um eine Fülle von Schönheit zu malen voll Blumenfrische und Feinheit. Und doch setzt er noch ein anderes Gleichniss hinzu. Sie sei so angenehm und schön, wie der Lauf der Quelle, die klar und ruhig unter schönen Blumen dahinfliesst, behütet mit aller Sorgfalt, dass kein Thier oder sonst etwas sie trübe. Beide Bilder stellt er anfangs kurz neben einander, und führt dann jedes weiter aus. Dass der Garten verschlossen ist, heisst: behütet vor den schädlichen Thieren, mit treuer Sorgfalt gepflegt. Ohne Mauer lässt der Garten sich nicht bewahren, noch weniger kann man von dem Geliebten eine Wurzel oder Pflanze der Tugend fordern, der ohne Behutsamkeit und Vorsicht lebt.

Meine Schwester meine Braut, du bist ein verschlossener Garten, wiederholt er zum zweiten Male, um dem Worte Nachdruck zu geben. Ein versiegelter Bach, d. h. mit Sorgfalt gefasst, dass nichts seine Klarheit trübe. Deine Pflanzen, die Schönheiten und Herrlichkeiten, die du meine Freundin ohne Zahl in deinem Garten hast, der du selbst bist, sind wie Granaten mit süssen Früchten, sie sind süss und lieblich wie die Granaten, wie ein Garten, wo unter den duftenden Bäumen Cypern mit Narden, Narden mit Safran, Myrrhen und Aloe stehn mit allen besten Balsamen. Die duftenden Pflanzen sind gehäuft, denn er will einen Wonnegarten mahlen. So ist die Braut, so ihre Schönheit und Anmuth. Wie der Garten, mit dem er sie vergleicht, ist sie ganz nach allen Beziehungen und Theilen holdselig, liebenswürdig und schön. In ihm ist nichts Unnützes,

nichts, was bebaut nicht Baum oder Pflanze trüge ihn zu verschönen.

Ein Gartenquell bist du. Nachdem der Geliebte sie einem schönen Garten und einer reinen, bewahrten Quelle verglichen hat, erklärt er letzteres, indem er die Eigenschaften der Quelle anführt. Ein Gartenquell so reich und voll, dass man aus ihm Wasser nehmen kann wie aus einem Kanal, um die Gärten zu wässern. Ein Brunnen lebendiger Wasser, nicht stehend, ewig nur fliessend ohne zu versiegen. — Die vom Libanon fliessen. Dieser in der Schrift vielgenannte Berg hatte grosse frische Wälder. Wird dem Wasser dieser Ursprung beigelegt, so muss es recht süss und lauter sein, da es solchem Stollen entspringt. Damit sind dem Born alle guten Eigenschaften zugeschrieben: wasserreich, ruhig, frisch, so voll, dass er nie versiegt. Aus seiner Schönheit sollen wir die einzige Schönheit der Braut erkennen, die wie ein Garten und Born ist.

Auf! wehe Nordwind und komm Südwind, und wehe durch meinen Garten, und ausbreiten mögen sich seine Düfte! Dies ist eine sehr reizende, poetische Apostrophe. Nachdem er, wie wir sahen, einen so schönen Garten gemalt, fährt er in derselben warmen Rede fort, spricht Nord- und Südwind an. Er bittet jenen zu gehen und seinen prächtigen Garten nicht zu verletzen, er bittet diesen, dass er doch komme ihn mit sanftem, weichem Hauche erquicke, erfrische, und den Pflanzen helfe beim Knospen. Dies ist ein Wunsch für das Glück der Geliebten, so natürlich, wenn man etwas mit Liebe betrachtet oder schildert. Geistlich gefasst liegt die Bitte darin, Gott wolle die herben Zeiten der Trübsal enden, die die Tugend zagen und welken lassen, und das milde, freundliche Wetter, seine

Gnade senden, worin die in der Seele wurzelnden Tugenden zu knospen pflegen. Und so setzt der Geliebte, der die Braut einen Garten nannte, sogleich hinzu: o Gott behüte mir meinen Garten vor den bösen Winden, der Schutz des Himmels sei ihm gnädig, möge er die Kälte und Rauheit des Nords nicht sehn! Dieser ist der verderblichste Wind, und durch seine gewaltige Strenge dörrt und verbrennt er die Gärten. Der Süd komme und hauche in meinen Garten mit milden, lieblichen Lüftchen, dass die Wärme den Duft wecke, die Bewegung ihn erhebe und nach tausend Seiten verbreite, und so alle seine Lieblichkeit und seine Reize geniessen. Eine besondere Anmuth dieses Glückwunsches liegt darin, dass er der Natur des Gartens, von dem die Rede ist, wohl entspricht. Es ist Regel, wenn wir einer Sache, einer Person Glück oder Uebel wünschen, dass dann unsere Wunschesworte ihrer Natur oder Bestimmung angepasst sind, wie David in seiner Klage über Saul's Tod sagt: ihr Berge zu Gilboa unfruchtbar müsst ihr sein, ohne Frucht noch Pflanzen, kein Thau noch Regen falle herab auf euch.

Cap. VIII. V. 6. 7. Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz und wie ein Siegel auf deinen Arm, denn Liebe ist stark wie der Tod, eifersüchtige Liebe hart wie die Hölle, ihre Gluthen sind wie Gluthen der Flamme Gottes, viele Wasser können die Liebe nicht auslöschen; die Ströme können sie nicht ersäufen, und gäbe der Mensch um die Liebe alle Güter seines Hauses, sie würde sie verachten.

Die Tiefe dieser Stelle verdient volle Erwägung. Bis jetzt zeigte der Geliebte seine Liebe der Braut nicht ganz offen. Bald liebkoste und lobte er, bald zeigte er sich spröde und verstimmt, sie sollte erkennen, wie viel

ihr mit ihm fehle. Jetzt, nun sie ihn ganz und voll zu lieben begonnen hat, nun er das inne geworden, sagt er offen, mit klaren Worten ohne Umschweife und Floskeln, wie er sie liebe, als hiesse es: jetzt ist die Zeit dir meine Braut meine Liebe ganz zu enthüllen, und mit starkem, heftigem Affecte ruft er: Siehe theuerste Braut, wie ich dich liebe, und wie ich litt um deine Liebe. Ich bitte dich, lass mich nie aus deinem Herzen und aus deiner Liebe, mein Bild sei in dein Herz gegraben und kein anderes, bis ich in ihm fest bin wie die Figur im Siegel, die wandellos darin bleibt, und allem das Bild mitgiebt, auf das es gedrückt wird. So bitte ich, setze in dein Herz kein Bild als das meine, lass deine Gedanken nichts mehr als mich hineindrücken, mag es eher brechen, als mein Bild, das es in sich trägt, ändern. Trage mich nicht allein in deinem Herzen und Denken, ich will auch, dass du nichts siehst und hörst als deinen Geliebten, dass Alles dir als ich erscheine, in Allem ich sei. Das musst du thun, wenn du nur mich vor Augen hast, gleiche denen, die Geheimnisse und Schriften zu versiegeln pflegen. Damit Niemand ihnen das Siegel fälsche oder beschädige, tragen sie es immer im Ringe an der Hand. So sehen sie stets ihr Siegel, denn die Hände sind's, die am nächsten und häufigsten sichtbar sind. Und wisse: ich habe Recht dich darum zu bitten, die Liebe giebt's, die mein Herz für dich erfüllt. Sie ist so stark, sie hat mich so widerstandslos überwunden, dass der Tod, gegen den keine menschliche Wehr gilt, nicht stärker ist als sie. Meine Liebe hat mit mir gethan, was sie wollte, wie der Tod seinen Willen an den Menschen ausführt, ohne dass sie sich zu wehren vermögen. Ich wünsche auch, meine Braut, dass du mich allein liebst, wie es meine glühende

Liebe zu dir verdient. Denn von der Marter der Eifersucht für Liebende wie ich, gestehe ich dir, die von Eifersucht entflammte Phantasie ist ihnen nicht härter und schrecklicher als der Anblick des Grabes. Sie ertragen das Wort leichter: in dies offene Grab wird man dich jetzt werfen, als das: die du lieb hast, liebt einen Andern. — Und seine Liebe unter dem Bilde einer Gluth schildernd, die im Herzen brennt, sagt er: es sind Gluthen der Flammen Gottes. Es ist ein grösseres, glühenderes Feuer als das, was man auf Erden kennt, denn das irdische Feuer löscht wenig Wasser, aber das Feuer der Liebe überwältigt alle Wasser, es brennt nur mehr und wächst an, ergössen sich ganze Ströme darauf. So stark ist Liebe, dass alle Macht der Erde sie nicht besiegen kann. Noch weniger lässt sie sich durch Gaben und Bestechungen überwinden. Zu nichts dergleichen beugt sie sich herab, so gross ist ihre Majestät. Wollte ein von ihr Gefangener sich befreien, und böte alle Reichthümer und Güter seines Hauses, wäre er auch der Reichste, die Liebe würde sich nicht darum kümmern, sie würde mit grosser Verachtung das Anerbieten überhäufen, sie würde ihn zum Dienste zwingen. So ist die Liebe der stärkste, unbesiegbarste Herr, wenn sie ein Herz besitzt. Da meine Liebe zu dir so gross ist, musst du sie erwidern und mich lieben gleich stark und heiss.

Aus den Proben erhellt trotz der Uebersetzung, dass die Form der Darstellung dem auf die Sachen gewandten Fleisse entspricht. Classisch ist die Sprache, durch Neuheit, Volksthümlichkeit, Präcision und Eleganz des Ausdrucks. Die sinnigen Gedanken haben darin eine anmuthige Fassung. Sprachgefühl und Sprachtakt verrathen sich in den gewählten, wohlerwogenen Fügungen.

Der Gebrauch des Spanischen für wissenschaftliche und theologische Arbeiten war neu. Wie ein Sacrilegium sahen die Theologen das Unterfangen an. Verachtet war das schöne Idiom, das so rein, correct, voll Wohllaut, einfach in der Construction, angemessen zur Darstellung zarter und erhabener Gegenstände, wie geschaffen schien für den Ausdruck wissenschaftlicher und frommer Betrachtung.

Die Gelehrten hätten sich nicht herabgelassen, auch nur eine Versregel spanisch zu geben. In Vorlesungen gestatteten sie sich im äussersten Falle ein erklärendes spanisches Wort, sogleich eine lateinische Uebersetzung beifügend. Mit den Zuhörern einen spanischen Gruss zu wechseln, oder sie spanisch sich necken zu lassen, war gesetzwidrig. In Valencia verzeichnete in den Auditorien ein eigener Aufseher die Vergehungen durch Gebrauch des Spanischen. Täglich oder am Ende der Woche wurden die Strafen verhängt.

Nur die classischen Laute konnte das Ohr der Doctoren ertragen. Was Handwerker und Bauern zu sagen hätten, möchten sie spanisch geben, hohe und tiefe Gedanken drücke nur das Lateinische und Griechische aus. Fast wie italienische Gelehrte gleich Romulo Amaceo und Angelo de Barga das Italienische aus Büchern, Schulen, Städten, ja aus der Welt vertilgen wollten.

Die Gemässigten gründeten ihre Verachtung auf die Armuth der spanischen Litteratur. Statt Dante's und Petrarca's habe sie nur die schändlichen Romane, keinem Manne der Wissenschaft sei zuzumuthen eine so prostituirte Sprache zu handhaben. Ein Buch brauche nur spanisch geschrieben zu sein, um ungelesen vergessen zu werden. Und doch genügte ein Blick auf die Autoren

des funfzehnten Jahrhunderts, um die Unwahrheit solcher Schmähungen darzuthun. Ciudad Real, Perez de Guzman, Fernando de Pulgar, Alvaro de Luna, Lope Bariendos, Alonso de Toledo schreiben einfach, präcis, ungezwungen, die Kraft und Würde der Sprache tritt bedeutend hervor. Die Humanisten hätten nur ein lateinisches Spanisch gelten lassen. Um es zu erhalten verbannten sie eine Menge von Worten als arabisches Gut, füllten den leeren Sprachschatz mit lateinischen Bildungen, und drängten der selbstständigen Sprache die lateinische Construction auf. Der Ausdruck wurde gezwungen, pedantisch, affectirt, hart und rauh, wenn auch die Einwirkung der so vollendet ausgebildeten classischen Sprachen, Strenge und Schärfe, Adel und Erhabenheit weckte.

Vor Leon war Fernan Perez de Oliva, Lehrer der Theologie, Philosophie und Mathematik in Salamanca, für die Landessprache aufgetreten. Empört über die Verachtung der Gelehrten, schreibt er keines seiner Bücher lateinisch, er bezeichnet sich als Ritter, dessen Dame die schöne castilische Sprache sei, ihrem Dienste habe er sich geweiht, fern von dem Enthusiasmus, der meinte, Gott habe mit Moses spanisch gesprochen.

Zu gleichem Frauendienste entschloss sich Leon. Nicht Hochmuth treibe ihn auf die neue Bahn, davor schütze ihn das Bewusstsein seiner geringen Kraft. Er möchte nur den Begabten und Tüchtigen Muth machen, die Sprache zu behandeln, wie die Gelehrten aller Zeiten, deren Werke unsterblich seien. Plato und Cicero hätten im Volksidiome geschrieben, ob etwa desshalb, wie es der Kanon pedantischer Narren fordern müsse, roh und gemein? Erstaunt sah man sich Leon an die Ausbildung der wissenschaftlichen Schriftsprache wagen. Da war

kein formloses Gerede wie auf der Gasse, überall strenge Ordnung, feste Construction, sorgsame Wahl der Worte, überlegte Stellung jedes gewählten Ausdrucks, gewonnen durch das Studium der Alten und die Vertiefung in die Muttersprache. Was Bembo durch Theorie für das Italienische geleistet hatte, that Leon für die Sprache seines Volkes faktisch. Bisweilen wird seine Sorgfalt zur Peinlichkeit. Manche der von ihm gebildeten Worte sind untergegangen, aber die Prinzipien, nach denen er verfährt, sind die herrschenden geblieben. Neben Cervantes gilt er als der Patriarch der spanischen Prosa.

Leon legte sein Werk in die Hand des Freundes, der es veranlasst hatte. Dieser behielt es einige Monate, gab es dann ohne eine Abschrift zu nehmen zurück. Mit tiefem Geheimnisse umgab man die Sache. Die Scheu vor der Inquisition, die in dieser Zeit — 1561 — ihre ganze Furchtbarkeit gegen Neuerungen im Glauben offenbarte, zwang dazu. Gegen spanische Bücher, die ein Verlangen nach der spanischen Bibel wecken könnten, war sie voll Argwohn.

Welche Werke stehen in ihrem Index neben einander! Savonarola, Ovid, Calvin, Flos Sanctorum, Tauler, Josephus, Justinus, Lazarillo de Tormes; Hiob neben Boccacio; Leo der Grosse und Franz von Borgia; Romane und die Psalmen; Petrarca und das Leben der Altväter. Auch Plutarch und Livius sollten in von Ketzern verfassten Uebersetzungen nicht gelesen werden. Correcturen von Lesarten Seneca's wurden verboten, es könne ketzerisches Gift in ihnen liegen. So fürchtete die mächtige Lüge die göttliche Wahrheit. Bücher wurden verpönt wie Granada's Führerin der Sünder, deren Lectüre später Ablass eintrug. Aengstlich waren die Verkehrswege mit den Nie-

derlanden bewacht. Tod und Güterconfiscation traf Jeden, der verbotene Schriften kaufe, verkaufe, besitze oder lese. Die Priester mussten im Beichtstuhle durch Androhung der Excommunication Angaben über sie erpressen, damit diese Quelle der grössten Gefahren für die Kirche verstopft werde.

Während die Bücher der Sünde gestattet wurden, die entweder die Unsittlichkeit als solche verherrlichten, oder sie unter dem Vorwande von ihr abzuschrecken schaamlos enthüllten, verbot das heilige Officium alle Uebersetzungen der Schrift. Was seit Paul III. schon für Spanien gegolten hatte, ward erneut, und jede Uebertragung eines biblischen Buches untersagt mit Ausnahme etwa der Psalmstellen, die das Volk aus den Gebetbüchern kannte. Die Laien sollten lieber vom heiligen Franciscus hören und lesen, als von Christo, den Priestern genügten die spanischen Postillen, aus denen sie Predigten ablasen ohne besondere Wahl. Theile der Bibel in Verse umzugiessen war nicht versagt, vielleicht weil man von dem mit menschlichen Zuthaten durchsetzten Gotteswort nichts mehr fürchtete. Doch mussten auch sie erst den Commissarien der Inquisition vorgelegt werden, selbst wenn sie nur handschriftlich im engsten Kreise circuliren sollten.

Gründe genug für Leon, sein Buch den Augen Aller zu entziehen, bis es die gefürchtete Censur bestanden habe, oder es zu eigener Freude zu bewahren, ohne es den Gefahren jener Kritik auszusetzen. Aber ein Mönch Diego de Leon, der die Zelle des Autors zu ordnen hatte, öffnete den verschlossenen Schreibtisch, suchte ohne feindliche Absicht unter den Papieren und fand das Manuscript. Er nahm es heraus, um es abzuschreiben. Der Verfasser in

gelehrter Zerstreuung bemerkte nichts. Das Buch ward weiter gegeben, von vielen Gelehrten und Geistlichen gelesen. Das Verbot aller spanischen Werke ernsten Inhalts reizte zum Verbotenen. Unglaublich suchte man solche Bücher, wo sich eines fand, ward es gelesen. Hatte ein Mönch oder ein Pfarrer derartiges in seiner Bibliothek, gewiss wurde es ihm, wenn auch nur auf Zeit, entwendet und durchgelesen. Abgesehen davon ist es ein Zeugniss für Leon's hohes Ansehn als Exeget, für die Erwartungen, die man von seinen Leistungen hegte, für die Freude an der Schriftauslegung und Schriftwahrheit, dass sein Buch wie ein Kleinod verstohlen von Hand zu Hand gegeben, bis über Spaniens Grenzen hinaus gelangen konnte. Nicht Gelehrte allein, Gebildete aller Stände hatten Freude daran, die Auslegung der Schrift, aus den Predigten fast verschwunden, öffnete ihnen eine neue Welt. Die Exegese, sonst in einer Gestalt einhergehend, die bald mehr Mitleid mit den armen Theologen, bald mehr Freude über die Unbekanntschaft mit einem solchen Monstrum erregte, zeigte sich hier in schöner, gewinnender Weise, Kraft der Wahrheit mit Anmuth der Einfachheit verbindend.

Von Unbekannten kamen Zeugnisse warmer Anerkennung an den Verfasser. Selbst Theologen von mystischer Richtung rühmten, wie ihnen nun eine sichere Grundlage für die Allegorien gegeben sei. Sie ermahnten die besondere Gnadengabe für Abfassung von Commentaren nicht ruhen zu lassen. Weniger erfreuten Urtheile von Studenten, bei denen die schöne Form und die menschliche Seite des Buches eine bedenkliche Bewunderung erregt hatte. Ungern sah Leon, dass sie sich an die Schilderungen glühender Liebe hielten oder die Bereicherung der spanischen Liebesrhetorik rühmten. Es war nur ein Schritt zur Auffassung der Arbeit in dem unrei-

nen Sinne, sie wolle in der Wollust unterrichten. Stützende Autoritäten fehlten solchem widrigen Verdrehen nicht. Augustin hatte von der Beschäftigung mit dem Hohenliede den Tod der Seele gefürchtet, Gregor von Nyssa sie nur denen vergönnen wollen, in denen der alte Mensch ganz erstorben sei. Wie viele hatten die eigene Befleckтheit dem Buche zugeschrieben, und seine reinen Blüthen Giftblumen aus den Gärten der Hölle gescholten!

Zunächst vernahm Leon nichts der Art. Die Freunde äusserten nur Bedenken wegen des Gebrauchs der Volkssprache, die den Verfasser erschreckten. Aber die Verbreitung der Schrift war nicht mehr zu hemmen, sie kam in die Hände von Feinden, die in ihrer Liebe längst nach Handhaben gesucht hatten, ihn zu verderben, nur hielten sie noch die Zeit nicht für gekommen. Jahre lang warteten sie auf den glücklichen Moment. Zunächst stand sein Ansehn zu fest. Die Universität ehrte ihn durch Wahl zu wichtigen Geschäften. Er gehörte zu der Commission für Reform Salamanca's, an deren Spitze der grösste Jurist Spaniens, Diego de Covarrubias stand. Es galt die Aufhebung und Modificirung der Statuten von 1491, die Verstärkung des Einflusses der Krone. Ihn und Miguel Sanchez berief die Corporation zu Consultoren über die vom Trienter Concile angeregte Kalenderreform. Bei den Studenten erhöhten solche Auszeichnungen das Ansehn des beliebten Lehrers. Wie Orakel galten seine Aussprüche. Wehe dem Buche, das er getadelt hätte! Sein Votum entschied so sicher, wie in Angelegenheiten des Klosters, wo seine Anträge und Vorschläge gewöhnlich durchgingen.

Viele kennen kein grösseres Herzeleid, als Andere geliebt zu sehen, das erfuhr er inmitten der Freuden sei-

nes Wirkens. Ueber die Absichten der Gegner täuschte er sich nicht, er wusste, was das furchtbare Wort Neuerer bedeute, dieses Synonym für Ketzer. Dennoch ging er fest auf seiner Bahn weiter, überzeugt, es sei noch Neues zu gewinnen im reichen Gebiete der Theologie. Verwehre man auch den Versuch dazu, so würden sich die tüchtigen Geister zurückziehen, die es anwidere, immer in den ausgetretenen Wegen zu wandeln. Der Opposition in der Facultät sah er ruhig entgegen. Sehr bescheiden sind zunächst seine Forderungen. Sie beziehen sich auf Hülfsmittel des Schriftverständnisses.

Er verlangt Gehör für die Rabbinen bei der Erklärung des alten Testaments. Die Goldkörner unter dem Wuste soll man sich aneignen, und wie Hieronymus den richtigen Deutungen folgen. Weit entfernt, sie zu Auctoritäten zu machen, — nie hätte er eine Auffassung bloss desshalb vertheidigt, weil sie rabbinisch war — oder ihnen zuzuschreiben, was nur der christliche Geist geben kann, sieht er doch für das niedrige, historische Verständniss Hülfe bei ihnen, wo Kirchenväter und Scholastiker hülflos lassen. So gross die Differenzen zwischen ihnen und den Christen sein müssten, kennt er dogmatische und ethische Punkte, in denen die Uebereinstimmung wegen der gemeinsamen Grundlage im alten Testamente eben so nothwendig sei, und diese hebt er offen hervor. Montano hatte ihn zu dieser Anschauung geführt. Nur zu berechtigt schien ihm dessen Klage: aus Selbstsucht und elendem Judenhasse wollen so Viele von den Rabbinen nichts kennen, als was ihnen zur Schmach gereicht. Im Schweisse des Angesichts verdrehen sie die Worte, und schmieden aus ihnen Waffen, um die mit dem Volkshasse und ihren Sünden genug beladenen Juden zu vernichten. Argwohn umlauerte den christlichen Gelehr-

ten, der solche Meister nicht verschmähte; er bedauerte die Unmöglichkeit, das alte spanische Gesetz sofort an ihm zu vollziehen, das auf die Lectüre von Judenschriften Auspeitschung und Abscheeren des Haares setzte. Die jüdisch-christliche Polemik war damals sehr heftig, alte Schriften gegen die Juden wurden übersetzt, um die Mauern des Talmud zu sprengen.

Sucht Leon in Bezug auf die Rabbinen verachteten Stimmen eine gewisse Geltung zu erringen, so will er andererseits überschätzte Auctoritäten in die naturgemässe Stellung versetzt wissen. Der Tyrannei der Kirchenväter möchte er sich entziehen. Wo ihre Exegese grammatisch unrichtig ist, von Einfällen, von Träumen wimmelt, und das richtige Verständniss verbaut, kann er sie sich nicht aneignen trotz seiner Verehrung für Augustins fast göttliche Weisheit, für Basilius, Hieronymus, Chrysostomus. Dem Einwande, damit würden die Heiligen unter die Juden erniedrigt und die Väter wie bei den Ketzern verhöhnt, stellt er eine Theorie entgegen, die Freiheit und Gebundenheit vereinigen sollte. Er unterscheidet Deutungen gegen die Fassung der Väter und neben derselben. Die Ersteren verwirft er unbedingt: es sind solche, nach denen eine Stelle eine bisher in der Kirche unerhörte Lehre böte, die also allen patristischen Auslegungen widersprächen. Neben den patristischen sind aber Erklärungen zulässig, deren dogmatisches Resultat an sich alt und katholisch ist, wenn es die Väter auch an den betreffenden Stellen nicht fänden.

Schon in Trient war die Forderung gestellt: kein neuer Sinn, den der Text ohne Verletzung des Dogma erheische, sei zu verwerfen, wenn auch die Majorität der Doctoren ihn nicht kenne. Sei

das Schriftverständniss an die Doctoren gebunden, so werde die Exegese zur Abschreiberei. Nur Geistestyrannei könne den Gläubigen den Gebrauch der ihnen eigenthümlichen Gaben verbieten. Ständen die Väter sich frei gegenüber, so hätte man diese Freiheit von ihnen zu lernen. Aber mit lautem Beifall war die Entgegnung begrüsst: die Schrift ist durch die Alten so genügend erklärt, dass der neue Sinn nur neue Ketzereien bringt, und die Kirche das Recht hat zur Bändigung der frechen Irrgeister jede neue Auffassung zu verbieten. Die Kirche hat Commentare von Autoren gestattet, deren sie sicher war, so lange sie derselben bedurfte. Sie ist befriedigt und zieht die Erlaubniss zurück. In das Todesurtheil über seine Wissenschaft konnte Leon nicht einstimmen, die von ihm gefundene Vermittlung traute er sich mit dem Concilsbeschlusse zu vereinen, so laut auch um ihn her die Unmöglichkeit behauptet ward.

Auf einem nicht minder gefährlichen Gebiete bewegte er sich in der Vulgata-Frage. Sobald in Spanien eine wissenschaftliche Exegese erschien, berührte sie naturgemäss das Verhältniss, in dem der heilige Text zur Arbeit des Hieronymus stand. Die Geschichte derselben war bekannt. Den gelehrten Kirchenvater hatte Furcht vor dem Bestehenden abgehalten zu bieten, was er vermochte, so bedeutend seine Uebersetzung auch war durch die Tilgung zahlloser Fehler der Vorgängerin, durch richtigen Ton, durch die glücklich eingehaltene Mitte zwischen dem Uebermaasse von Freiheit und Wörtlichkeit, durch die reinere Gestalt der heiligen Bücher. Man wusste, wie lange es gedauert hatte, bis statt der Schmähungen gegen den Fälscher und Verderber der Schrift, der seine Hand gegen die apostolisch sanctionirte Septua-

ginta erhebe, das Urtheil Platz griff, der heilige Geist habe ihn vor jedem Irrthume bewahrt.

Fleissig wurden die Fragen von spanischen Gelehrten besprochen. Abhülfe schien in der Verbesserung der Vulgata zu liegen, durch Zurückgehn auf den Grundtext oder auf gute Handschriften. Die Complutenser Polyglotte enthielt Correcturen der Vulgata aus den Originalen. Im neuen Testamente allein wies sie fünfhundert Differenzen zwischen Uebersetzung und Grundtext nach. Ximenez hatte die Anerkennung der Oberhoheit desselben verlangt, aus dem jeder Theologe das Wasser zu schöpfen habe, das in das ewige Leben quillt. Unter seinem Schutze arbeitete der Aristarch seiner Zeit Antonio Lebrija an den Verbesserungen. Als Reformator der classischen Studien in Spanien gefeiert, sehr wirksam durch Editionen der Alten, durch Wörterbücher, Grammatiken und tüchtige Schüler, zog ihn Ximenez zur Ausführung seiner grossartigen, gelehrten Unternehmungen heran. Es bildet sich ein edles Verhältniss, auch ein spitziges oder kühnes Wort durfte Lebrija gegen den Gönner wagen. Durch Valla auf den Zustand der Vulgata aufmerksam gemacht, verfolgte er in funfzehntausend theils kritischen theils exegetischen Anmerkungen diese Spuren. Die Inquisition verbot die Arbeit des Frechen, der bloss seiner Grammatik vertrauend dergleichen wage. Aber Ximenez liess das Untersagte drucken [1]), und Schmähungen trafen die Vergötterer der Vulgata, diese Barbaren und Allegoriker.

In ein neues Stadium trat die Sache durch den Protestantismus und die katholische Reaction. Ein Kampf wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit mit gewissenlosem

1) Antonii Nebrissensis Quinquagena. Critici sacri Tom. VI.

Kircheninteresse entspinnt sich daran. Jene war doch auch in Trient noch nicht so gelähmt, um Alles zu leugnen, was Hieronymus bezeugte über sein Verfahren überhaupt, über den Mischcharakter der Arbeit, und die Ablehnung jedes Grades von Inspiration. Sie äussert sich in Vorschlägen, die Vulgata aus dem Grundtexte zu emendiren und dann für authentisch zu erklären, oder auszusprechen, die Kirche halte sie für irrthumslos in Sachen des Glaubens und der Sitte, trotz der Irrthümer in sprachlicher Hinsicht. Zu ihrer Beseitigung möchten die Gelehrten immerhin auf den Grundtext zurückgehn. Gegen die Kanonisirung wurden das kanonische Recht und die Wissenschaft aufgerufen: wer könne wagen das Wort eines irrthumsfähigen Menschen dem unfehlbaren Worte Gottes gleich zu stellen? Umsonst; tausend Häresien würden ohne den Schild der authentischen Vulgata die Christenheit zerfleischen; auf ihr ruhe die Kirchenlehre, sie sei die Waffe der Inquisition. Gelte der Grundtext, so seien die Grammatiker Richter des Glaubens, die Schulfüchse trügen Mitren und Cardinalshüte. Wem würden sie gestützt auf den Grundtext nicht widersprechen? Niemand wisse mehr, was er zu glauben habe. Die gemeine Berechnung hierarchischen Vortheils wagte es den katholischen Grundirrthum von der kirchlichen Unfehlbarkeit in einem argen Producte offen hervorbrechen zu lassen. Eine von Irrthümern wimmelnde Uebersetzung ward für authentisch erklärt. Damit ist entweder ein Uebersetzer als inspirirt den Propheten und Aposteln gleich gestellt, oder ein mit menschlicher Kraft gearbeitetes Werk, trotz der Proteste seines Urhebers, in ein inspirirtes verwandelt. Die Bibel sollte für die katholische Kirche nur in der Vulgata vorhanden sein, als der Säule der Wahrheit, als dem Hafen, wohin man bei den Differenzen über den Wortsinn flüch-

ten könne. Der Preis der bewussten Verleugnung des sichersten Thatbestandes erschien der priesterlichen Selbstsucht nicht zu gross. Nun brauchte die Inquisition nicht mehr einem Senate von Juden und Ketzern die katholische Doctrin zur Censur vorzulegen. Nun standen die auf die Vulgata gestützten Entwickelungen der Doctrin unerschütterlich. Niemand konnte die alten Heiligen verhöhnen, weil sie kein Hebräisch verstanden. Nun trinke man statt aus der trüben Quelle aus der reinigenden Cisterne. Die Vulgata ersetzt eine infallible Erklärung der Schrift durch die Kirche. Sie ist heiliger Text, treu bis auf die Partikeln. Es giebt keine Ausnahme von dieser Treue selbst in Kleinigkeiten, Alles oder Nichts. Die Aeusserungen des Hieronymus, des Augustinus über den Vorzug des Grundtextes haben einst vielleicht Wahrheit gehabt, jetzt müssen sie verstummen vor der reinen, heiligen Stimme, der zu gehorchen ist. Nichts von Verbesserung; ist ein Wort der Correctur bedürftig, so sind die Schleusen aufgezogen, durch die sich namenloses Verderben ergiesst.

Diese ungeheuren Sätze standen hinter dem Decrete von Trient. Sie auszusprechen hatte man sich geschämt; die Worte des Gesetzes verschleierten sie. Theologen, welchen die Servilität nicht den letzten Rest von Wahrheitssinn und Gewissensernst genommen, geriethen in einen schweren, innern Kampf. Natürlich dass sie, um nicht, aus Gehorsam gegen die Kirche, ihre wissenschaftliche Ueberzeugung verrathen zu müssen, eine Deutung des Beschlusses versuchten, die sich an den Wortlaut klammerte. Unter den spanischen Doctoren betraten Einzelne diesen Ausweg. Neben den Vertheidigern der vollen

1) Cano loci Moll. II. c. 13.

Irrthumlosigkeit der Vulgata stehen Defensoren ihrer Treue nur in Punkten des Glaubens und der Sitte. Andere wagen auch hier Mängel einzugestehen. Die Scheu vor der kirchlichen Bestimmung minderte die genaue Kunde über ihr Entstehen. Leon hatte sie durch Montano und Alonso de Vargas. Muthig im Dienste der Wahrheit wich er der Behandlung des gefährlichen Punktes nicht aus. In der dogmatischen Vorlesung, in Disputationen wählte er nicht ein sicheres Thema etwa über die Löwen an Salomo's Thron oder die Sodomsäpfel; die brennende Frage fasste er kühn an.

Was er den Studenten wiederholt mitgetheilt, legte er 1567 vor der ganzen Facultät aus Anlass einer Disputation im Zusammenhange dar. Einundzwanzig Propositionen stellt er auf. Sie richten sich gegen die unwahren Ausreden, womit man die Widersprüche zwischen Text und Uebersetzung hob, gegen die Phantasien von Fälschungen des griechischen und hebräischen Originals durch Juden und Ketzer oder Abschreiber nach der Stelle des Jeremias: vere operatus est mendacium stilus mendax scribarum. Leon behauptete die hebräischen Handschriften haben die höchste Auctorität; sie sind Norm für alle Ausgaben, sie entscheiden in Glaubensfragen. Weder vor Christus noch bis auf Hieronymus, noch bis jetzt seien absichtliche Fälschungen des hebräischen Textes nachweisbar. Daher wären die Abweichungen der Septuaginta vom Originale nicht aus Fälschungen zu erklären. Ueberhaupt sei die Inspiration jener Uebersetzung weder wahr noch probabel, wie die Ansicht behaupten müsse, die sie dem hebräischen Texte unterordne. Der Beweis dafür liege im Verfahren der lateinischen Kirche. Nachdem dieselbe lange die Septuaginta gebraucht, hat sie sich der davon verschiedenen Vulgata zugewandt, indem sie

das that, bezeichnete sie sie als ein Werk der Gelehrsamkeit, nicht der Prophetie. Diese nun zur Herrschaft gekommene Vulgata habe sich zu den Lesarten des hebräischen Textes, von denen die ursprünglichen nicht mehr zu bestimmen seien, auswählend verhalten. Sie habe oft unangemessene bevorzugt. An einer Reihe von unwiderleglichen Thatsachen weist der Autor diese Behauptung nach. Die gleiche Freiheit der Wahl aus den Varianten beansprucht er für den Katholiken.

Auch in der Uebersetzung fand er Irrthümer. Eine Menge Stellen seien ungenau, ja falsch übertragen. Eine von den verschiedenen Bedeutungen eines hebräischen Wortes wählend, habe sie häufig die passendste übergangen. Auch für diese Anklage wurden viele Belege beigebracht. Schlagend sind sie gewählt, als müssten sie zu dem Schlusse zwingen: Hieronymus war nicht inspirirt, die Worte seiner Arbeit sind keine Dictate des heiligen Geistes. Nachdem Leon alle Concilienbeschlüsse für die freie Stellung der Kirche zur Vulgata aufgezählt, denen sich Trient nicht entgegensetzen konnte ohne sein eigenes Ansehn zu vernichten, zieht er die Consequenz: der Concilsbeschluss kann an der geschichtlichen Wahrheit nichts ändern wollen, er kann ein menschliches Buch nicht, als sei es vom Himmel gefallen, zur Adoration darbieten; die Väter wussten, die Uebersetzung sei nicht inspirirt, sie konnten sie also nicht dazu machen wollen. Die Approbation sage nur aus: die Vulgata enthalte keine heilsgefährlichen Irrthümer, keine absichtliche Fälschung, und drücke den Sinn des heiligen Geistes genauer aus als andere Uebersetzungen. Den Gelehrten wehre sie nicht aus dem Grundtexte zu arbeiten. —

Die Ausdrücke sind vorsichtig gewogen. Das Empörende im Decrete des Concils wird als sittlich unmöglich abgelehnt. Das Brandmal auf der Stirn der heiligen Kirche schwindet. Aber der Sinn, aus dem die kirchenpolitische Maassregel stammt, ist verkannt, ihre Absicht indirect verworfen. Nur heilsgefährliche Irrthümer sind ausgeschlossen, bei den Namen von Steinen, Pflanzen, Thieren ist die Möglichkeit eines Versehens unbedenklich zugestanden. Leon geht noch weiter, man dürfe Gott mit der Behauptung der Vollkommenheit der Vulgata die Hände nicht binden, einem Menschen prophetischen Geist zu geben, der die gut übersetzten Partien der Vulgata beibehaltend, dunkel und undeutlich Wiedergegebenes corrigire. Einer solchen Uebersetzung werde die Auctorität des Originals gebühren.

Wie wich doch die Stellung, die nun Hieronymus empfing, von jener Glorie ab, in der die Theologen der alten Schule ihn erblickten! Was Hieronymus nicht weiss, hatte Augustin geschrieben, das weiss kein Sterblicher. In wie vielen Variationen pflegte man dies Lob zu wiederholen! Seit Erasmus ihn einen Träumer, einen Jäger auf Dummheiten genannt, weil er die Schrift nicht wie Cicero hatte reden lassen, war sein Ansehn in den conservativen Kreisen noch gestiegen. Es gebe nichts Verborgenes, Dunkeles in der Bibel, das sein Scharfsinn nicht erschlossen; wie ein göttliches Orakel habe er der bittenden Kirche seine Entscheidungen gegeben. Alle Kirchenlehrer überrage er an Fülle des Wissens und Beredtsamkeit, kein Christ habe ihn je in Kenntniss des Hebräischen und Griechischen erreicht. —

Es lässt sich denken, wie die Hieronymiten unter Leons Zuhörern die Degradirung ihres Heiligen aufnahmen.

Weder sie jedoch noch die strengen Tridentiner erhoben opponirend ihre Stimmen. Der Sprecher hatte bei aller Festigkeit seiner Rede nicht verborgen, dass er in der Frage noch nicht abgeschlossen habe, Manches nur für probabel halte, und auf eine genügendere Lösung hoffe. Viele der Hörer ergriffen das Gebotene mit voller Befriedigung. Lange hatte der Gegenstand sie schwer gedrückt, und sehnsüchtig nach dem Einen aussehn lassen, der ihn richtig behandele und den Bann löse, jetzt fanden sie ihn. Auch Medina und Leon de Castro unterdrückten zunächst ihren Groll gegen den Neuerer, der, was er der Vulgata an Ansehn raubte, griechischen und hebräischen Büchern geben wollte. So gefälscht sie seien, wage er doch durch sie den Lateiner zu verbessern, den Jahrhunderte geheiligt hätten. Die angeführten Auctoritäten Hilarius, Theodoret, Augustinus, Lyranus mochten sie überraschen, der Nachweis dogmatischen Gewinnes aus dem Grundtexte für wichtige Lehren ihnen die Kreise verwirren. Jedenfalls war die Stunde noch nicht da die Tragödie zu beginnen.

Zu den Vorarbeiten gehörte vollständiges Material zu sammeln. Durch mancherlei Künste ward es aus Collegienheften der Studenten gewonnen. Es fanden sich Ausdrücke des Tadels gegen die Vulgata von grösserer Schärfe. Zum Beleg waren die falsche und die richtige Uebersetzung neben einander gestellt. Gerüchte von bedenklichen Differenzen der Theologen wurden jenseits der Hörsäle verbreitet. Leon beschloss den Schlag zu pariren.

Es war Sitte der spanischen Theologen sich über Bücher oder aufgestellte neue Sätze Gutachten von bewährten Doctoren zu erbitten. Wo man noch nicht fest war, suchte man den Beistand solcher Firmas, vor-

nemlich gegen die Inquisition. Sie bildeten ein Bollwerk, das nicht so leicht niederzuwerfen war wie der einzelne Gelehrte. Der Zorn des Officiums gegen die Gutachten bezeugt, wie oft sie ihm hindernd begegneten. Es war gelungen Alcala in der Ertheilung derselben so zu beschränken, dass Niemand, der der Universität irgendwie angehörte, über irgend ein Buch irgend eines Facultätsfaches sich schriftlich äussern durfte, ohne seine Censur der Inquisition vorzulegen. Sonst wartete seiner Excommunication und der Verlust von Zweihundert Ducaten. Salamanca hatte sich des Eingriffes in seine Freiheit erwehrt. Leon, in der Angst vor Irrlehren und im Vertrauen auf die Macht der Wahrheit über fromme, gelehrte Männer, ergriff jetzt dies Mittel sicherer zu werden und sich sicher zu stellen.

Auf wenigen Blättern stellt er in den behutsamsten Ausdrücken seine Ansichten über die Auctorität der Vulgata zusammen, um nicht durch Breite zu ermüden, nur die Hauptargumente entwickelnd, die schlagendsten Beispiele anführend. Nach Sevilla, Toledo, Alcala, Madrid sendet er sie. Die der Bibelsprache Kundigsten müssen seine Freunde zur Censur bewegen.

Von den Doctoren Sevillas antworteten Rojas, Martinez, Valladolid, Castañedra unbedingt verwerfend. Nicht in einem Buchstaben verdiene der Grundtext gegen die Vulgata Glauben. Ochoa und Zumara wünschten Einiges noch behutsamer gefasst. Palma und Espinosa traten Leon völlig bei. In Alcala lehnten Villalprando und Mendoza die Meinungsäusserung mit dem nicht gerade ehrenvollen Worte ab: der Gegenstand fordere zu viel Studium. — Von Toledo gingen Approbationen ein. Zwei Theologen von Orviedo, durch Studenten über die

Thesen unterrichtet, sprachen unaufgefordert das vollste Lob aus.

Das meiste Gewicht legte Leon auf das Votum des Erzbischofs von Granada. Pedro Guerrera gehörte als Freund von Carranza und Juan de Avila, einem Kreise an, der sich dem augustinischen Christenthum zuneigte. Für einen spanischen Prälaten weitherzig, gütig, zäh in seinen Entschlüssen, unabhängig, eingeweiht in die Geheimnisse des Concils von Trient, war er von der Vergötterung einer Versammlung fern, deren Abhängigkeit vom Papste ihn erbittert hatte. Carl V. schrieb er, eine Anzahl Mitglieder empfange die Inspiration des Satans. Er hatte für das göttliche Recht der Bischöfe geeifert, die aber eben darum auch durch göttliches Recht gebunden wären, statt Vicare zu halten, selbst zu thun, was ihres Amtes sei. Aber jetzt, fast achtzig Jahre alt, verlangte er nach Ruhe, die theologischen Kämpfe erschreckten ihn. Carranzas Schicksal verfolgte ihn, an dem Gott gezeigt, dass, wenn eine Mitra auf der Gasse liege, wir uns nicht bücken sollten sie aufzunehmen. Privatim, nicht zur öffentlichen Mittheilung, rühmte er an Leon's Arbeit die Feinheit der Beobachtung, die Sorgfalt in Erklärung des Einzelnen, die Tüchtigkeit der ganzen Schrift. Die Deutung des Decretes sei richtig, nie könne das Concil einer Uebersetzung Auctorität verleihen, wie sie der Grundtext besitze. — In officieller Form diese vertraulichen Aeusserungen zu wiederholen lehnte er für jetzt ab, durch Gerüchte aus Salamanca betroffen.

Da Antworten aus Flandern von Montano, aus Rom von Pedro Chacon ausblieben, fiel das Resultat der Anfragen nicht günstig für Leon aus. Die Gegner, sogleich davon unterrichtet, spannen das Netz, das ihn verderben

sollte, hoffnungsvoll weiter. Die Dominicaner rügten offenbare Abweichungen vom heiligen Thomas, exegetische Neuerungen, Bevorzugung der Rabbinen vor den Kirchenvätern, Beschäftigung mit Judenschriften, Verachtung der Kraft theologischer Disputationen zur Bekehrung der Sünder. In den gehässigsten Worten verbreiteten sie ihre Anklagen, froh der neuen Beweisstücke, die ihnen die Verhandlungen über die Septuaginta versprachen.

Grajal hatte den hebräischen Text gegen die griechische Uebersetzung vertheidigt. Leon de Castro, dem sie göttliche Auctorität besass, opponirte ihm in öffentlicher Disputation, schnaubend gegen neues Judenthum, das der Inquisition so schwere Tage mache. Beglückt lauschten seine Anhänger den leidenschaftlichen Ergiessungen. Da bot Leon ihm täglich Morgens und Abends eine Disputation über den Gegenstand an. Der Judenfeind ging siegsgewiss in die Schranken, aber nur um zu vernehmen, wie Leon sein Judenmährchen von den siebenzig inspirirten Dolmetschern vernichtete, ihm die ärgsten Fälschungen des hebräischen Textes nachwies, wie er das Urtheil der Kirche für sich geltend machte, die eine prophetische Uebersetzung nie habe zurückstellen können. Vielleicht hat es ihn aufgerichtet, dass einer seiner Getreuen, der Student Bernardino de Mendoza, ihn am Ende der Verhandlungen unwillig fragte, warum er ihn nicht zur Meinungsäusserung aufgerufen habe, er gehöre auch zur Fahne Christi, künftig möge er auf ihn rechnen um das augustinische Schulmeisterlein abzufertigen.

Die erlittene Niederlage hoffte er zu rächen, die empfangenen Stiche und Schläge zurückzugeben in den Conferenzen, zu denen die Facultät während des Jahres 1568 sehr häufig veranlasst war.

Vor dreissig Jahren hatte Robert Stephanus seine lateinische Bibel herausgegeben. Im alten Testamente liess er am Rande aus Bertins Nachschriften Noten abdrucken, die eine Uebersetzung aus dem Grundtexte enthielten. Bei ihrer Abfassung hatte der grosse Orientalist Vatablé die chaldäischen Paraphrasen und rabbinischen Ausleger benutzt. Wörtlichkeit und Zuverlässigkeit waren ihre anerkannten Vorzüge. Unangefochten blieb das Buch in den Händen der Theologen; man fragte nicht nach dem Geschrei einzelner Ankläger. Aber die mächtig gewordene katholische Reaction stand jetzt hinter den einst übersehenen, verlachten Denuncianten. Die Inquisition ward argwöhnisch gegen ein Buch, das sie bisher gebilligt hatte. Sie wollte wissen, wie viel Wahres an dem Geflüster sei: jene Noten enthielten Judenthum und Ketzerei.

Die Facultät von Salamanca erhielt den Auftrag die Bibel des Stephanus zu prüfen und zu corrigiren. Sie constituirte eine Junta aus den Doctoren Leon, Castro, Gonzalez, Guevara, Grazal, Martinez, Medina, Sancho, Muñoz, Gallo, Almeida, Castillo. Gewöhnlich hielt man die Sitzungen in der Capelle des Universitätshospitales. Leon leitete die Verhandlungen in seiner klaren, knappen Weise; der entscheidende Einfluss fiel ihm bald zu. Satz für Satz ging man die Noten durch. Fand sich ein Anstoss, so brachte Leon drei Fragen zur Abstimmung: ob die Behauptung des Autors katholische Wahrheit enthalte, ob sie grammatisch zulässig sei, ob sie patristische Auslegungen tadele oder verwerfe. Erfolgte ein Ja, so war die Stelle zugelassen. Aber in das vielstimmige Placet drang Castro's heftiges Nein gegen Alles, was er Judensinn nannte. Mit dem Kopfschütteln der Verachtung begleitete er den Ruf: er ist und bleibt Jude, und alle Gelehrten der Welt sollen dem Judensinne nicht zur Herr-

schaft helfen. Vatablé hatte bei messianischen Stellen die nächsten historischen Beziehungen angedeutet. Castro rief die Gerichte Gottes auf einen solchen Fälscher herab. Ohne sich zu zügeln eiferte er sich in Behauptungen hinein, deren Sinnlosigkeit ihn seinen Gegnern preis gab. So verhöhnte er den Gedanken, von den Psalmen bezögen sich einige nur auf David, andere auf Christum ausschliesslich, eine dritte Gruppe auf beide, denn alle Psalmen gingen buchstäblich an Christo in Erfüllung. Den Beweis blieb er schuldig. Nichts, rief er, sei von den Rabbinen zu lernen als elende Vocabeln. Da erfolgte die unbeantwortete Gegenfrage: woher unsere Kunde der biblischen Alterthümer stamme? Bisweilen liessen die Gegner erst ohne Unterbrechung seinen Zorn austoben gegen eine fluchwürdige, jüdische Deutung. Wenn er endlich geschlossen hatte kühlten sie ihn mit dem Nachweise ab: ebenso erklärten heilige Väter. Dann ist auch Chrysostomus ein Jude, murrte er dazwischen, ohne zu hören, was ihm als Wort des Hieronymus vorgelesen ward: der Herr ist mein Zeuge, dass ich in Allem, was ich nach dem Hebräischen gebe, der Erklärung der Rabbinen folge. Oder er strafte die boshaften Fälschungen des hebräischen Textes. Leon citirte Bellarmins Kritik dieser sinnlosen Behauptung. Leicht schleuderte er die treffenden Waffen seiner Gelehrsamkeit, seines Scharfsinnes gegen den unbeholfenen Gegner. Sicher traf er die Blössen. Mit ironischem Erstaunen über die von Castro entdeckten Wunderdinge rüstet er sich zum Schlage. Von einem weit abliegenden Punkte aus beginnt er oft seine Deduction. Kurzsichtig das Ziel des Weges nicht gewahrend, gehen die Gegner Schritt für Schritt zustimmend mit. Plötzlich zieht er sich wendend die nothwendige Consequenz der Concessionen, und sie sind mit eigenen Waf-

fen überwunden. Triumphirend zeigte Leon, Vatablé, der heimliche Jude, fasse mehr Stellen des alten Testamentes messianisch als alle Väter. Schweig, rief Castro, du hast hier nicht mehr Auctorität, als wir dir geben wollen, es ist Gnade, dass wir dich hören. Dieses Wir galt fast nur von ihm, eben durch seine Uebertreibungen entfremdete er sich die Gesinnungsgenossen. Indess je öfter seine Stimme einsam blieb, um so mehr erhob er sie. Den Widerspruch schlug nach seiner Theorie ein verdoppeltes Ja unfehlbar nieder. Völlig widerlegt wiederholte er seine Ansicht mit andern Worten. Wies ihm Leon grobe Unkenntniss des Griechischeu nach, so wehrte er sich mit neuen grammatischen oder lexicalischen Unthaten. Du sollst mich nicht lehren, was Griechisch ist, rief er über die Tafel.

Die Stürme in den Sitzungen wurden so heftig, dass der Decan kein Protocoll führen lassen konnte. Wie oft entzog er Castro das Wort, der dann schwur, man werde ihn nicht mehr sehen, aber andern Tags gerüstet seinen Sitz wieder einnahm. Die Majorität der Junta hielt fest zu Leon, der mehr arbeitete als sie alle. Ohne nachzulassen, in peinlichster Genauigkeit, stundenlang konnte er sie bei einem Worte festhalten. Nach seinem Canon ward die Correctur beendet. Nur was dem einstimmigen Urtheile der Väter widersprach, fiel.

1569 war die Prüfung des Alten, 1571 die des Neuen Testaments geschlossen. Leon erhielt den Auftrag das Decret der Facultät abzufassen. Die Gegner setzten Alles daran da zur Geltung zu bringen, was während der Verhandlungen immer wieder niedergeworfen war. Dass er einige Zeit an den Sitzungen nicht Theil nehmen konnte, ward benutzt, um die nöthige Stimmenzahl für

einen Antrag zu gewinnen, der im Decrete die Worte forderte: die Facultät billige den Druck der Noten Vatablé's als Erklärungen von Juden, um daran die Elendigkeit des jüdischen Schriftverständnisses zu zeigen. Leon opponirte am Tage der Schlussredaction unerbittlich: man darf nicht in's Allgemeine hin den Noten einen falschen Namen geben. Entweder sie sind schlecht, dann ist es unverantwortlich sie um der Urheber willen zu gestatten. Das Schlechte zu geben erhält man damit kein Recht, dass man den Namen des Autors nennt. Oder sie sind gut, dann dürfen wir ihnen nicht mit dem schlechten Namen das San Benito umhängen. Diese vorgeschlagene Trennung lügt, denn wir haben nur gefunden, dass Einiges aus den Rabbinen genommen ist. Sie macht uns lächerlich, als hielten wir solche antijüdische Deutungen für jüdisch. Der Antrag für den fraglichen Zusatz fiel.

Leon nahm Papier und Feder, ging in eine Fensternische und schrieb dort die Schlusssätze: nicht als Präjudiz gegen die Vulgata sei die Erlaubniss zum Drucke zu betrachten, man lese hier nur die probabeln Ansichten eines Doctors. Damit schienen die Gegner beruhigt, sie unterschrieben. Heute, scherzte Leon, als Castro die Feder nahm, soll doch Niemand sagen, dass ich Maestro Leon nicht befriedigt habe. Alle lächelten über das seltene Ereigniss. Die Inquisition empfing die Censur und gestattete den neuen Druck und Gebrauch des verdächtigten Werkes.

Castro, Medina und ihre Genossen entmuthigte der unverhoffte Ausgang eines Streites, in dem sie sich als Sieger geträumt, durchaus nicht. Im Gegentheile, sie sahen das Ziel näher als je. Worte, in der Debatte hingeworfen, ohne Limitationen und Clauseln, liessen sich

erwünscht benutzen. Die gekränkte Eitelkeit, die aufgeblasene Unwissenheit, der lauernde Neid säumten nicht mehr die längst angefangene Mine zu vollenden.

Helfer aus den Klöstern drängten sich. Die Dominicaner von St. Esteban grollten der Zier des Augustinerordens. Durch wissenschaftliche Niederlagen von Ordensgliedern sahen sie sich unversöhnlich gekränkt. Jedes Wort der Verehrung von Leon's Studenten liess einen Stachel in ihnen zurück, und trieb sie zu grösserer Gehässigkeit. Unaufhörlich ward der Gegenstand behandelt, mochten sie in den Zellen sich besuchen oder in den Kreuzgängen des Klosters auf und nieder wandeln. Reichte eine Differenz über irgend eine grammatische Frage hin Todfeindschaft zwischen den Gliedern verschiedener Orden zu erregen, wie viel mehr flammte sie auf, wo Dogmatisches mitwirkte! St. Esteban besass Mönche, die nicht bloss mit Luchsaugen durch die Wand sahen, was wirklich geschah, auch was gar nicht, oder nur in Gedanken vorging, kannten sie. Durch Verbindungen mit Studenten ihrer Partei erfuhren sie, was ihnen trotz der Scharfsichtigkeit verborgen blieb. Mit neuen Waffen rüsteten sie dankbar die Treuen, die gegen die Leonisten ausziehen wollten.

Der Kampf der Lehrer ward unter den Zuhörern mitgefochten. In Worten und Schlägereien geriethen sie aneinander. Die spanische Heftigkeit tobte in Alborotos und Revueltos. Die Leonisten überhäuften die Feinde ihres Meisters mit Schmähungen im Stile des Erasmus, die nicht bloss unter Spaniern den tiefsten Hass hervorrufen mussten. Wehe ihnen, wenn sie als Spione betroffen wurden, die Leon belauschten, während er vor dem Hörsaale im Corridor mit einem Studenten sprach!

Zu solchem Horchen ermuthigen Mönche und Professoren gleich eifrig. Unglaublich, wie sie es treiben, weder Zelle, noch Bücher sind vor heimlichem Durchsuchen sicher. Die einfältigsten Zuhörer hatten Abends Medina und Castro die meisten Freiheiten und Frechheiten Leon's zu berichten. Auch das durch Sinnlosigkeit Unbrauchbarste liess sich vielleicht andern Tages in der Vorlesung zu irgend einer ekelhaften Consequenzmacherei benutzen oder in Sticheleien und Seitenhieben verwerthen.

Selbst das Scherzgerede von Studenten, wenn sie etwa Abends im Hofe der Cathedrale von Salamanca auf den Treppen sassen, ward nicht verschmäht. Nach einem spanischen Sprichworte finden sich die Worte eines Heiligen und die Krallen einer Katze oft zusammen. Es bewährte sich in diesem Getreibe der gelehrten, klösterlichen Republik. Geschichten, worin bisher nichts Bedenkliches gefunden war, Cathederwitze, erschienen im entsetzlichsten Lichte. Ein Lizentiat der Rechte hatte Leon in Gewissensnoth um Rath gefragt, ob er ein Heft mit astrologischen und magischen Formeln behalten dürfe. Leon sah es durch; auf den hundert Blättern standen Zauberformeln, Siegel, Lächerlichkeiten. Um dem Frager die Nichtigkeit der Dinge darzuthun, schnitt Leon einige Bleistreifen, und sprach die Formel, die natürlich wirkungslos blieb. Zu einer neuen Probe lud er auf den folgenden Tag ein — es kam nicht dazu. Er verbrannte die Blätter in seinem Kamin. Mit den nöthigen Ausmalungen wurde der Vorgang freigebig ausgestattet, ohne die gehoffte Wirkung; man wusste, dass der makellose Cajetan, wie er im Commentare zur Summa erzählt, oft zu gleichem Zwecke solche Künste geübt habe.

Was schlechte Collegienhefte boten, ungenau gefasste, oder gefälschte Thesen, liess sich besser verwer-

then. Man seufzte über maasslosen Hochmuth, der bewährte Amtsgenossen angreife, ja einen Augustin als Ignoranten verhöhne, Hieronymus Fälschung Schuld gebe. Leon war in Madrid, als der Magister Termon bei seiner Promotion höchst anstössige Sätze behandelt hatte. Dem Abwesenden ward aufgebürdet theilgenommen, den Redner begünstigt, die Wahl dieser Gegenstände veranlasst zu haben.

Solches Uebermaass der Lüge bewegte selbst den Decan der theologischen Facultät in der Sitzung die Herren zu mahnen, sie seien durch das Gesetz des Christenthums, der Collegialität und der Klugheit verpflichtet, den Studenten nicht zu glauben, die ihnen verkündeten, heute habe dieser oder jener Maestro Uebellautendes gelehrt; vielmehr hätten sie mit dem Betreffenden zu sprechen, sich zu überzeugen und darnach zu entscheiden. Leon hatte längst solche Zuträgereien abgewiesen, wobei die Denuncianten selbst oft in aller Unschuld ketzerische Sätze behaupteten, treu seiner Ordenspflicht nichts Böses zu glauben, bis er es sehe. In der Facultät wagte Niemand dem Decan zu widersprechen. Die rüstigsten Spione, die Leon in Gesellschaften umschlichen und in der Unterhaltung zu fangen suchten, die in der Capelle die Zahl seiner Gebete nachrechneten, die seine Betrachtungen gern mit dem Schrei Ketzerei unterbrochen hätten, stimmten bei. Nur mit grösserem Geheimniss umgaben sie seitdem ihre Schritte, vorsichtiger traten sie auf.

Leon nahm die Intriguen leicht. Verachtung schien ihm die beste Waffe. Unbesorgt vor ernsten Gefahren verliess er, um sich zu erholen, auf längere Zeit Salamanca. Seine Kränklichkeit zwang ihm die Pause in der Arbeit auf. Er zog sich zu seiner Familie zurück.

Gerüchte von falschen Zeugnissen gegen ihn in Valladolid kamen an ihn. Der Bischof von Zamora erzählte von einer Vorlesung über die Ehe, die der Inquisition vorliege. Leon vermuthete Missverständniss, denn nie hatte er darüber gelesen. Doch erschreckte ihn und seine Freunde das Wort.

Wieder in Salamanca ging er den gesehenen Spuren nach. Sie führten auf Medina, der Schritte gegen die Vulgata-Thesen und den Commentar zum Hohenliede thun wolle. Ein Gewebe von Unternehmungen zu seinem Verderben ahnend, sah er sich wie den Unglücklichen an, der auf seinem Brette gegen den wüthenden Ocean kämpft. Doch wollte er den Versuch wagen. Dem Sturme wegen des Hohenliedes sollte eine hebräische Arbeit über das Buch begegnen, die längst fertig war, doch verzögerten körperliche Leiden die letzte Durchsicht. Noch einmal sollte der Prior der Augustiner Hernando de Peralta den Erzbischof von Granada zu Hülfe rufen. Offen traten jetzt die Gegner hervor. Sie erfüllten Salamanca mit ihren Verdächtigungen, der Bischof fürchtete, es seien Ketzer in der Stadt. Die Inquisitionsprocesse gaben Aeusserungen dieser Art allgemeines Interesse. Man sprach von nichts Anderem. In geschlossener Reihe zu Versuchen bereit, in Intriguen geeint gingen Leon's zahlreiche Feinde vorwärts, an ihrer Spitze Rodriguez, den Leon bei zwei Bewerbungen besiegt hatte, der verdammungslustige Gallo, dem er den Lehrstuhl verschlossen, Muñoz, Uzeda, Ojada, Guevara, der ein lebendiges Lexicon von Conferenzen und Disputationen war.

Medina hatte persönliche Beleidigungen zu rächen. In seiner Antrittsdisputation schlug ihn Leon so, dass er verstummte und ein Freund für ihn antworten musste,

um die ärgste Schmach abzuwehren. Später maasst er sich an, zu der Stunde lesen zu wollen, die dem Professor des Thomas gehörte. Da er dem Verbot des Rectors Portocarrero nicht nachkommen will, entsteht ein Process, den er vor beiden Gerichten in Salamanca und Valladolid verliert, ein Zwangsbefehl untersagt ihm, zu jener Zeit zu lesen. Ein Freund Leon's, Juan de Almeida, hatte ihm bei amtlichen Verhandlungen spitzig geantwortet, Medina witterte Verabredung und übertrug der Inquisition, ihn zu rächen. Castro trieb ihn vorwärts; im Hintergrunde stehend, gab er jeden Argwohn als festen Beweis und rühmte die Sonnenhelle irgend eines Schattens.

Zu dem längst gesammelten Hasse gegen Leon war seit kurzem neuer Zuschuss gekommen. Der königliche Rath hatte von Castro, Guevara und Leon die Beurtheilung eines Buches gewünscht. In Guevara's Zelle berieth man darüber. Aus Anlass der Worte im siebenten Capitel des ersten Corintherbriefes über die Ehe äusserte Leon, Paulus sage damit nicht, die Ehe sei an sich böse, er nenne sie nur weniger gut als die Ehelosigkeit. Castro fuhr auf, er rief seinem Famulus zu, sogleich solle er die Sentenz niederschreiben. Leon dictirte gelassen und schloss dann: so legt nämlich Thomas aus.

Ein gleich eclatantes Zeugniss seiner Unwissenheit bot Castro's Commentar zum Jesaias. Leon hatte ihn eben in dieser Zeit kritisirt. Dem Autor war entgangen, dass Hieronymus bei Abfassung der Vulgata die Psalmen allein in einer Uebersetzung aufgenommen hat, der die Septuaginta zu Grunde lag. Daher bildete er sich ein, auch Jesaias sei aus dem Griechischen übersetzt. Fand

er Abweichungen vom hebräischen Texte, so schloss er auf Fälschung und änderte unsern hebräischen Text nach der Septuaginta. Leon sah die ersten Bogen des Werkes und warnte vertraulich den Verfasser vor der Publication solcher Thorheiten. Da der sie festhielt, rügte er in Juntas die Schaamlosigkeit dieser Lügen, das Buch verdiene das Feuer. Castro drohte, den Schächer, den Verräther und Bösewicht verbrennen zu lassen. Ihm schrieb er es ohne allen Grund zu, dass bei einer Visitation der Inquisition in Salamanca der Jesaias ein ungünstiges Urtheil erhielt. Der oberste Rath übergab Valvas in Alcala die Durchsicht, der einen bedeutenden Theil des Buches strich. Der Autor suchte in Madrid unter Kampf und Leid seinen Folianten zu retten, aber es misslang. Gezwungen nahm er den Hauptsatz vom heutigen Zustande des Grundtextes zurück und half sich mit verschiedenen Lesarten. Ueber zweitausend Ducaten hatte er auf den Druck verwandt und nun kaufte Niemand das schwere, dicke Buch voll Polemik gegen die Deutereien gewisser Leute aus den Papieren der Rabbinen. Die Buchhändler versandten es auf seinen Rath, aber von wie vielen Plätzen ward es remittirt! Sorgenvoll sann er den Ursachen dieses Geschickes nach; endlich fand er die Lösung: Juden und Judengenossen haben mich verderben wollen, desshalb kauft Keiner mein Buch. Wirkungslos wollte er nicht klagen. Er und alle gleich ihm Gekränkten wussten, wo der Bluträcher zu finden sei, dessen Dolch nicht versage. Die Dominicaner, diese Ritter der Inquisition, hatten längst zu ihm hingewiesen. Treu in der Nachfolge des heiligen Athleten, gütig den Ihrigen, furchtbar allen Feinden drängten sie die erbitterten Theologen, deren Hass erst mit dem Leben endete, die unversöhnlicher zürnten, als kämpfende Könige, zu der Pforte des Glaubenstribunals.

Ueberall war die kirchliche Inquisition in allmähliger Entfaltung ihrer giftigen Keime zu einem Werkzeuge geworden, das den christlichen Gedanken zermalmte. In Spanien hatte der Staat aus ihr ein Staatsinstitut gebildet, das bekleidet mit seiner Macht, seinen Zwecken dienstbar, berufen war, den politischen und kirchlichen Absolutismus gegen jede freie Regung zu schützen. Hier ward das heilige Officium die Säule, die Staat und Kirche trug. Sie lehnte sich an zwei spanische Heiligthümer, die Limpieza des Glaubens und des Blutes. Aber sie nahm alle Leidenschaften, die in den dunkeln Tiefen der Seele ruhen, um den Preis der Befriedigung in ihren Dienst. Sie bot der Mordlust, der Rachsucht, der Habgier als treue Helferin die Hand. Sie wusste ihre Thaten in einen Gottesdienst, den Mord in eine heilige Feier zu verwandeln. Niemand hätte wie sie das still gegebene Wort lösen, das geschenkte Vertrauen belohnen können. Mit geistlichen und weltlichen Waffen zugleich schlug sie nieder.

Wie wetteiferten die Könige, ihren Arm immer freier zu machen zum Kampfe gegen den Besitz der Reichen, das Ansehn der Mächtigen, die Freiheiten des Volkes, die Bewegungen der Wissenschaft, die Aeusserungen der Herzensfrömmigkeit, die Herrschaft des Wortes Gottes, die gläubigen Gebete der Sterbenden! Inspirirt vom heiligen Geiste hatten die katholischen Majestäten das Werk begonnen. Dem Bedenken der Königin war die Lüge entgegengestellt: das heilige Officium sei wie Daniel's Löwengrube, die Schuldlosen hätten nichts zu fürchten, die Schuldigen werde sie so wenig schonen wie der heilige Fernando, der mit eigener Hand Holz zum Scheiterhaufen eines Ketzers herbeigetragen. Carl V.

hätte lieber einen Theil seiner Staaten verloren, als etwas gegen die Ehre Gottes und die Macht der Inquisition geduldet.

Sein Nachfolger acceptirte die Maximen des katholischen Macchiavellismus. Mit Dolch und Kreuz, Brevier und Principe will er Ordnung und Frieden schaffen in seinen Reichen. Domine adjuva nos hatte ihm der Erzbischof von Sevilla bei dem ersten Auto, dem er beiwohnte, zugerufen; der König antwortete, indem er die Hand an seinen Degen legte. Wenige Eide hat der Schirmherr der katholischen Welt so treu gehalten, als den, den er ablegte, die Rechte an's Schwert, die Linke auf das Crucifix, dem heiligen Officium beizustehen gegen Ketzer und Apostaten, ihre Gönner und Vertheidiger, wider Jeden, der die Wirksamkeit des Tribunals hemme. Er glaubte den Segen des Vaters zu verlieren, der ihm Gehorsam der Unterthanen und Glaubensreinheit nur als Gabe der Inquisition verbürgt hatte. Er duldete wohl das Spiel mit freien Gedanken, weil er an der Inquisition das Werkzeug hatte, sie wirkungslos zu machen. So sind ihm Schriften gewidmet, worin Stellen aus den Alten darthun, der König sei der erste Diener seines Staates und habe sich den Gesetzen zu fügen, in denen die Republiken Griechenlands, ja die Tyrannenmörder gepriesen werden.

Nicht als hätte er innerlich widerstrebend einer politischen Nothwendigkeit gehorcht. Auf einem Bilde Titian's, das den König darstellt, wie er mit zwei Königinnen zum Himmel eingeht, sieht er scheu und düster von der Seite; auch die Glaubensgüter machten ihn nur herber und finsterer. Gleich nach seinem Lächeln kam sein Dolch, er

liebte mit innerster Sympathie als geborener Inquisitor die Institution, „die mit ihrer nächtlichen, schleichenden Gewalt den Menschen das Gefühl der Sicherheit des Lebens nicht für einen Tag liess.“ Der Dichter Aldana hat dargestellt, wie die Kriegskunst, nach empfangener Taufe in den Dienst der Kirche getreten, den König, die Sonne aller Christenaugen, anredet: er möge seinen Blick erheben: in den Chorstühlen der Cathedralen, auf den Kanzeln der Pestilenz lehre der Vater des Irrthums seine Lügen, zertrümmere Altäre, Kreuze, Heiligthümer, Philipp solle als spanischer Atlas die Tempel Gottes unter starken königlichen Schutz nehmen; die streitende und die triumphirende Kirche würden mit liebevoller Obhut ihn segnen und mit süssem Hallelujah sein Lob singen ewiglich. Petrus habe sein Schwert gezogen, aber auf Christi Gebot es in die Scheide gesteckt, um dem Könige von Spanien nicht ins Amt zu greifen, der dazu gesalbt und geweiht sei. Jedes Gefühl seiner Seele war Resonanz für solche Ansprache. Es bedurfte nicht der Ermahnungen, die ihm ein Mönch gab: Ew. Majestät muss das Schwert aus der Scheide ziehen und es in das Blut der Ketzer tauchen, David kannte kein Erbarmen, Moses tödtete an einem Tage dreitausend, der Engel des Herrn schlug in einer Nacht mehr als sechzigtausend Feinde Gottes. Ew. Majestät ist König wie David, Jehovahs Feldherr wie Moses und ein Engel des Herrn.

Einst waren Klagen laut geworden: das Tribunal mische sich in eine Menge von Dingen, weil es an wirklichen Ketzern fehle. Die Cortes von Aragon hatten Schutz gesucht gegen die unzähligen Processe, bei denen es einzig Confiscationen gelte.

Durch den Protestantismus in Spanien war das Officium der Mühe überhoben, mit scholastischer Sophistik neue Arten des Verbrechens der Häresie aufzustellen. Lutheraner hatten sich in das heilige Land des Katholicismus geschlichen. Es wird geklagt, in allen Ständen, unter Soldaten, Priestern, Gelehrten fänden sich solche Feinde der Grösse Spaniens, Schänder seines höchsten Ruhms, denen die Frömmigkeit der Nation als unheilvolle Bigotterie, die Vergötterung des Landes als Bornirtheit, die fürstliche Allgewalt als Tyrannei erscheine. Sage dem Inquisitor, befahl der sterbende Kaiser seiner Tochter, dass er auf seiner Huth sei und den Bäumen die Axt an die Wurzel lege. Paul IV. hiess Niemand schonen, nicht Kaiser noch König, nicht Erzbischöfe noch Bischöfe. Philipp erneute die Bestimmung, die Denuncianten seien aus den eingezogenen Gütern der Schuldigen zu belohnen, um den Eifer anzustacheln, der den Ketzern nachspüren sollte in die verborgenen Stätten, wo sie anbeteten, wie einst die Christen in den Katakomben. Die Gefahr sollte so gross sein, dass bei der geringsten Verzögerung ganz Spanien in Brand gerathen werde. Die Inquisition bewährte ihren Ruf.

Geheimnissvoll vorbereitet, sicher geführt, gleichzeitig auf alle Verdächtigen fallend, hatte der Schlag das Herz der Ketzerei getroffen. Der erste Schritt war gethan, nachdem die hundert folgenden vorher berechnet waren. Die Kerker konnten die Beute nicht fassen. Päpstliche Indulgenzen luden zum ersten Vergiessen des Blutes von Lutheranern ein. Dabei liess Valdez alle Anwesenden knieend schwören, die Inquisition zu vertheidigen, die Reinheit des Glaubens zu schützen, jeden Verdächtigen zu denunciren. Der König zog sein Schwert, er verschwor jede Schonung. Sonst eifersüchtig auf seine Macht, liebte er es, dem

Glaubensgerichte gegenüber gebunden zu scheinen. So lehnte er die Fürbitte fremder Gesandten für verdächtige Landsleute ab: er könne nur dem Grossinquisitor volle, rasche Justiz empfehlen; mit dämonischem Hohne versprach der Gebetene zu gehorchen, wie geborene Castilier sollten die Schuldigen behandelt und in Gegenwart des Königs verbrannt werden *). Pius V. brauchte diesen klugen Fürsten nach seinem Herzen nicht zu ermahnen, der so meisterhaft spanische Frömmigkeit mit macchiavellistischer Politik verschmolz, der zum Morden langsam tödtendes Gift wählte, um seinen Opfern Zeit zu lassen, für ihr Seelenheil zu sorgen, und Güter confiscirte, um den Beraubten nicht durch Testamentsgedanken von der Beschäftigung mit dem einen Nothwendigen abzuziehen.

Fast elf Jahre hatte die Verfolgung gewährt. Grosse Glaubensthaten konnte die Inquisition zu ewigem Andenken verzeichnen. Unter Trompetenklang liess sie verkünden, wie ein Vater von seinem Landgute Holz herbeischaffte zum Tode seiner beiden ketzerischen Töchter, und um die Erlaubniss bat, den Scheiterhaufen selbst anzünden zu dürfen. 1570 war das letzte Auto de fé gehalten. Die Ketzerei schien vernichtet. Philipp, der lieber gar nicht als über Ketzer regieren wollte, mochten seine Reiche dabei leiden als, sei der jüngste Tag im Anzuge, konnte beruhigt das gereinigte Land überblicken. In dem

*) Carl V. hatte bei de Tavera für einen grande religioso gebeten. Da er trotz des entgegengesetzten Versprechens ihn doch verurtheilte, rechtfertigte er sich: Señor cuando iba a juzgar esta causa iba con animo de servir a V. Majestád y cuando comenzé a dezir mi parecer se me pusiron delante la verdàd y la justicia y no me atrevi á perder les el respeto y en esta cosa no se ha podida hacer otra cosa.

Original der Augustana zu Brüssel, woraus die verfluchte Ketzersecte sich einen Alcoran mache, hatte er einst eine hochverrätherische Macht gesehen, Alba sollte es suchen und keine Spur davon lassen; jetzt war die Gefahr vorüber.

Die Inquisition ging aus dem Vertilgungskriege ruhmvoll, darum rücksichtsloser und argwöhnischer hervor. Hatte sie längst in den neuen wissenschaftlichen Keimen, die durch die Entdeckungen ausgestreut wurden, antikatholische Elemente gewittert, so war es jetzt leicht, in jeder wissenschaftlichen Neuerung Zusammenhang mit häretischen Tendenzen, in jeder biblisch gläubigen Doctrin Lutherthum zu sehen und zu richten. Reden und Schweigen brachte Gefahr. Wie wären, nachdem Bischöfe die Schwere ihrer Hand empfunden, Doctoren geschont, auch wenn sie nichts von Luther wissen wollten, aber den Zeugnissen der Schrift vertrauten! Hat sie doch Juan de Avila ergriffen, weil er die Gefahren des Reichthums zu stark schildere und die Pforte des Lebens den Reichen verschliesse. Sie leitete die Gedanken auf verderbliche Wege. „Sie tödtete die Wissenschaft in Spanien.“ *) Auch Leon sollte ihr Opfer sein.

Zunächst um zu fühlen, welche Aufnahme ein Schritt gegen ihn finden werde, wurden seine Freunde Gudiel, Martinez und Grajal verhaftet. Die abenteuerlichsten Anklagen flüsterte sich der Pöbel zu. Sie hätten die Hölle geleugnet, das Evangelium Johannes verworfen, und sich erboten, das ganze alte Testament antimessianisch zu erklären. Wie immer gab auch jetzt die Verhaftung das Signal zu allen Ausbrüchen der Lüge. Leon stand fest zu den Angeklagten, obwohl er mit Schrecken die Tragweite des Angriffs auf seine Richtung gewahrte. Wer in

*) Döllinger.

Allem gemeint sei, sah er. Ueberraschen konnte die Nachricht ihn nicht mehr, Medina habe in seiner Zelle viele Studenten versammelt, ein Verzeichniss des Anstössigsten, was sie über Leon wüssten, entworfen, das von Allen unter dem Gelübde des Schweigens unterschrieben sei. Medina führte so ein Vorspiel der Untersuchung auf, vertheilte die Rollen, ersetzte die Zeugen, die empört sich abgewendet hatten, durch verlässige, und im December 1571 wurden den Commissarien der Inquisition zu Salamanca Aussagen gegen Leon vorgelegt.

Die Ankläger hatten auf die Evangelien geschworen, sie sprächen nur die Wahrheit, kein Privathass leite sie. Mit der schwersten Strafe auf Erden und ewiger Verdammniss jenseits solle Gott sie treffen, falls sie verläumdeten. Medina gab zuerst der Anklage den wirksamen Hintergrund: in Salamanca herrsche die grösste Lust zu Neuerungen und Widerwille gegen alles Alte in Sachen der Religion und des Glaubens. Durch den Augenschein dürfe man sich zu keinem milderen Urtheile bewegen lassen. Zu bedenken bleibe noch, wie weit die Verdächtigen gegangen sein würden ohne die Angst vor dem heiligen Gericht. Tagelang hatte er gearbeitet, um aus Leon's Papieren verderbende Waffen zu bereiten, jetzt konnten er und seine Helfer sich nur an die wenigen bekannten Stoffe halten. Leon habe das Hohelied für einen geistlosen Liebesbrief erklärt, nicht verschieden von den Liebesgedichten Ovid's und seiner Genossen; seine Auslegung schmähe die heilige Schrift, nur ein schaamloser Mensch könne seine Blätter ansehn mit ihren scandalösen, von den Doctoren verfluchten, selbst von den Juden verabscheuten Deutungen. Durch die Abfassung in spanischer Sprache bringe er ein solches Buch in die Hände von Frauen und Studenten. Frech corrigire er die hei-

lige Vulgata, als enthielte sie nur die probabeln Meinungen eines Doctors. Er verhöhne die Väter, lehre mit den Ketzern: der Glaube allein mache selig, lese keine Seelenmessen, halte die Messe sehr rasch, damit Niemand verstehen solle, was er sage. In einer Gesellschaft habe Jemand gesagt: er kam; darauf Leon: ist er gekommen, so muss man an ihn glauben, wenn man auch zweifelt und gezweifelt hat, ob er gekommen ist.

In sechszehn Propositionen hatte Medina seine schmählichen Fälschungen geordnet, um sie dem Inquisitionsrathe in Madrid vorzulegen, falls die Commissarien in Salamanca nicht rasch genug ans Werk gingen. Zwanzig Zeugen nannte er, die Nachforschungen in Granada, Valladolid, Murcia, Carthagena und Toledo nöthig machten. Die Genannten mussten citirt, geprüft, beeidigt und vernommen werden. Während damit in tiefem Geheimniss begonnen und Grajal nach Valladolid abgeführt wurde, beschloss Leon, der ruhig seinem Amte obgelegen, die Pläne der Gegner durch einen kühnen Act zu Schanden zu machen.

Anfangs März 1572 hielt der Inquisitor Diego Gonzalez Visitation in Salamanca. Freiwillig begab sich Leon zu ihm und legte ein umfassendes Geständniss über die gegen ihn geltend gemachten Punkte ab. Nach einer Uebersicht über den Gang der Streitigkeiten, den Anlass und die Geschichte des angegriffenen Buches theilte er alle urkundlichen Beweisstücke mit, erklärend, er unterwerfe sich dem Urtheil des Officiums. Sei Schaden angerichtet, so werde er Alles thun, um ihn zu bessern; er bitte um Belehrung, wo er geirrt, und wolle als demüthiger und gehorsamer Sohn der katholischen Kirche lebenslang ihren Glauben vertheidigen.

Doch unterdrückt er in dieser aufrichtigen Demuth, die an Gebrochenheit anklingt, weder seine Ueberzeugung, mit Wissen nie Heterodoxes gelehrt zu haben, noch die Sicherheit, die ihm die Zustimmung tüchtiger, gelehrter Männer gegeben. Nach den Satzungen der Inquisition waren die Folgen einer freiwilligen Confession Sicherheit vor Todesstrafe, Gefängniss und Confiscation. Selbst Torquemada hatte daran festhalten müssen. Seine Bestimmungen, solche Bekenner seien rechtlich als infam zu behandeln, dürften kein öffentliches Amt bekleiden, nicht Notare, Aerzte, Courire oder Apotheker werden, nicht Gold, Silber oder Juwelen tragen, nie reiten, falls sie nicht als rückfällige Ketzer behandelt werden wollten, waren nicht allgemein gültig.

Leon dem Rechte gemäss zu behandeln und die Sache mit einer Rüge abzuthun, hatten die Vorbereitungen der Gegner unmöglich gemacht. Sie bestürmten Gonzalez mit Anklagen aller Art, um den Eindruck des Geständnisses zu vernichten. Leon erfuhr: Castro und Medina seien bei dem Inquisitor gewesen, hätten lange Unterredungen gehabt, gegen deren Bekanntwerden Maassregeln getroffen seien. Da sah er die Thore des Kerkers offen, wo man die Hoffnung zurückliess, und sich von einer verderbenden Verschwörung umstellt, deren rastlose, von Hass durchdrungene Mitglieder jeden rettenden Ausweg verschlossen.

Zunächst galt es, ihn von Salamanca zu entfernen. Das Tribunal zu Valladolid erliess folgenden Befehl: die apostolische Inquisition für die Reiche Castilien, Leon, Galizien und das Fürstenthum Asturien gebieten dem Familiar Francisco de Almansa, auf der Stelle nach Empfang dieses Documents sich nach Valladolid zu begeben oder

wohin es immer nöthig sein wird, und Luis von Leon in Person gefangen zu nehmen, er finde ihn, wo es sei, in der Kirche, im Kloster, an einem geweihten, befestigten, privilegirten Orte. Hat er ihn festgenommen, so muss er ihn durchsuchen, weder Waffen, noch Geld, Gold, Silber, Kostbarkeiten, noch Papiere lassen. Vor einem Notar verhänge er dann mit dem Kassenführer des Officiums die Sequestration seiner Güter, Möbeln, aller beweglichen und unbeweglichen Habe. Sie ist wohlhabenden, ehrlichen Laien zu übergeben, die sie zu bewachen haben und bei Strafe an Person und Gut nichts davon vergeben dürfen. Findet sich Geld, so nimmt der Familiar davon vierzig Ducaten für Auslagen und Unterhalt, wo nicht, so steht ihm zu, durch Verkauf werthvoller Dinge sich die Summe zu verschaffen. Sie ist dem Aufseher der Gefangenen in Valladolid, Ruiz, zu übergeben, Kleider und Wäsche dem Kerkermeister des Officiums. Der Verhaftete ist gut zu bewahren. Sollte, um ihn zu fangen oder fest zu halten, Gunst und Hülfe nöthig sein, so ermahnen die Inquisitoren und verlangen im Nothfalle kraft der Obedienz bei Strafe des grossen Bannes und einer Erlegung von hundert Ducaten für die ausserordentlichen Kosten: alle weltlichen und geistlichen Behörden in den Reichen und Herrschaften Seiner Majestät haben dem Familiar zu geben Hülfe, Wachen, Thiere, um dem Gefangenen Bett und Kleider zu transportiren zum üblichen Preis, ohne zu überfordern, haben ihm Herberge zu schaffen, nicht in Wirthshäusern oder verdächtigen Localen, Wäsche und Betten umsonst.

Dieses apostolische Decret in seinem stolzen, sichern Tone einer eisigen, geschäftsmässigen Ruhe, mit Geldberechnungen und finanziellen Weisungen unter den An-

sätzen zum Todesurtheil, zeigt die dämonische Gestalt des apostolischen Christenthums der Inquisition.

Der Familiar, ein vornehmer Gehülfe des Tribunals, den der geleistete Henkerdienst selbst sicher stellte — die reinen, alten Christen drängten sich zu dieser Ehre — pochte mit dem „öffnet dem heiligen Gericht" an Leon's Kloster. Am Abend des siebenundzwanzigsten März verliess der Geforderte seine Zelle, um sie mit einem Gefängniss in der Wohnung des Commissars zu Salamanca zu vertauschen. Briefschaften und Papiere wurden scharf durchmustert, Einiges nahm der Secretär mit, nur die grossen Collectaneen in dem Arbeitstische blieben ungestört. Wie einen Gang zum Tode sah Leon seinen Weg in das Gefängniss an. Ein Process, der mit schreiender Rechtsverletzung anfing, bot nur dunkele Aussichten. Während er ein Inventar seiner Bücher und Papiere entwarf, sann er nach, ob in einem Mangel seines Geständnisses die unerhörte Behandlung irgend welchen Grund haben könne. Er fand keinen; das Brandmal, das man seiner Limpieza durch die Verhaftung aufgedrückt, galt ihm als ein Zeichen dessen, was seiner warte. Der unverletzte Name war jetzt mit einer Schmach beladen, die dem Träger das Herz verwundete, falls er auch nicht mit seinem stolzen Volke dafür hielt: dass ein Mann von edlem Sinne, wenn man ihn beschimpft, nicht lebe.

In Salamanca verbreitete das Ereigniss Schrecken und Zorn. Der Makel der Häresie auf einem ihrer ruhmvollsten Lehrer schien den Glanz der erlauchten Hochschule zu beflecken. Durch's ganze Reich ging die Theilnahme. Klagend sprachen die Schüler von der Schreckenskunde, Angst, als fühlten sie schon die Fesseln der Familiaren, ergriff die Gelehrten, die eine zustimmende

Firma gegeben. Mehr aber als Klagen und Mitleid bot Leon Niemand. Nur der Ordensgeneral Perusino gab Befehl, Alles zur Rettung zu versuchen. Voll Freude sahen die Feinde den Plan gelingen. Castro genoss schon die gehoffte Alleinherrschaft im Voraus: sind die Hunde todt oder eingesperrt, so hat das Bellen ein Ende und das Versteck ist sicher. Als auf Nimmerwiederkommen sah er Leon nach, da der Gefangene nach Valladolid, der edlen Stadt, versetzt ward.

Ein Bürger von da hatte in Salamanca vor Gericht ausgesagt: mit Leib und Gut bürge er dafür, dass Leon ohne zu fliehen sich unter der vom Inquisitor Gonzalez gesandten Escorte nach Valladolid begeben werde. Fliehe Leon, so zahle er zweitausend Ducaten, verzichte auf seinen Gerichtshof und unterwerfe sich der Jurisdiction der Inquisitoren. Man erkennt aus diesen Formen, wie nahe dem Officium die Gefahr lag, sich die Opfer doch noch wieder entrissen zu sehn, zumeist wenn Ordensinteresse mitwirkte. Aber sicher geleitete der Familiar Leon und seine Papiere zum Ziele. Der Herr schirme und stärke Eure Herrlichkeiten in seinem heiligen Dienste, wie seine Diener wünschen; nach diesem Grusse setzte Almansa die Inquisitoren Doctor Guijano de Mercado und den Licentiaten Francisco Realiego von der Ausführung seines Auftrags in Kenntniss.

Ehe Leon seine Gefängnisszelle betrat, gab er vor einem Notar eine Glaubensverwahrung ein für den Fall plötzlichen Todes, voll Glaubensinbrunst, Todesernst und christlicher Bussgesinnung: in Ungewissheit darüber, wie oder wann ihn Gott zu sich nehmen werde, erkläre er um der Erleichterung seines Gewissens willen: ich bekenne vor der Majestät Gottes, vor dem Erlöser, dem

Herrn über Alles, dem Richter der Lebendigen und der Todten, und vor den heiligen Engeln, dass ich lebe und sterbe, leben und sterben werde in dem Glauben, den die katholische, apostolische, römische Kirche hat. Ihrer wahren, durch den heiligen Geist gegebenen Lehre unterwerfe ich all mein Denken und Verstehen in dem festen Verlangen für das Bekenntniss und die Vertheidigung derselben zu sterben, so oft sich die Gelegenheit bietet.

Nach diesem streng katholischen Anfange zeigen die folgenden Sätze, was Leon das Wesentliche der Kirchenlehre ist. Er spricht den tiefsten Sündenschmerz aus. Vor Himmel und Erde klagt er sich der schwersten Schuld an. Die lange Lebenszeit hindurch seien ihm so viele Gnaden, Gott zu erkennen und zu lieben, gegeben. Wie sehr habe er sie gemissbraucht, wie oft die Hölle verdient! Nichts gereiche ihm zur Entschuldigung. Oft habe er so bekannt, noch einmal thue er's jetzt schriftlich, damit, wenn er nicht mehr reden könne, der Beichtvater in seiner Todesstunde ihn auf Grund dieser Confession absolvire. Niedergeworfen in den Staub fleht er die Majestät der Grösse Christi an: der als der Richter verdammen könne, gedenke sein als süssester, mildester Bruder; um ihm barmherzig zu verzeihen, biete er ihm den Schatz seines Blutes, seine gesegnete Passion, sein göttliches, überreiches Verdienst. Er wünscht, durch Jesu göttliche Gabe mögen sie sein werden, er glaube an ihn, hoffe auf ihn, liebe ihn über Alles, auf ihn traue sein Herz, sei es auch sündiger als das aller Menschen, in Jesu finde es Ruhe.

Unter Todesgedanken trat er in den Kerker, der wie ein Grab ihn umfing. Eine unterirdische Kammer, niedrig

gewölbt, eng, tief verborgen. Statt der verbotenen Fenster in der Nähe der Decke schmale Löcher, durch die kein Lichtstrahl dringen sollte. Nacht herrschte beständig in dieser Höhle, nicht Himmel, Sonne und Grün erquickten das Auge des wie lebendig Begrabenen. Nur wenige Schritte konnte er sich bewegen, hingeworfen wie ein Haufen Staub; Todtenstille ringsum; kein Laut klang herein; halb Valladolid hätte verbrennen können, in den Kerkern der Inquisition wäre davon so wenig gehört wie in den Todtengrüften. Jeder Verkehr, jedes Gespräch, jeder Anblick von Menschen war versagt. Das Gefängniss schien bestimmt, dem Henker die Mühe zu sparen*).

Mit Strenge ward der Gefangene behandelt, der die finstern Tage und Nächte mit angstvollen Seufzern erfüllte. Die Dunkelheit quälte ihn furchtbar, er hat später den Genuss des Lichtes über das Leben gestellt. Nicht die kleinste Bequemlichkeit erleichterte dem an einfache Behaglichkeit Gewöhnten den Jammer des Kerkerlebens, der ihn anfangs zu überwältigen drohte. Um Licht und ein oben stumpfes Messer bat er, ohne Furcht vor Selbstmord möge man es ihm geben, er werde leben, um Gott für seine Gnade zu preisen; ein Bild des Gekreuzigten, Maria's, eine Geissel, Schriften Augustin's, Bernhard's, Granada's wünscht er. Nach dem Empfange hielt er ein Moment inne in der Klage über den trostlosen Tag, wo das gestrige Weh das heutige übertrifft, wo die

*) So urtheilte auch Carranza über das verpestete Loch, in dem er nur wie durch ein Wunder lebte: yo temo la muerte, schrieb er an den König, y la estoy cada dia esperando, porque a esto parece, que va ordenado lo que comigo se ha hecho despues que aqui vivo. Dagegen rühmte der Fiscal Diego Ramirez die bequeme Wohnung, die angemessene Einrichtung. Hefele hat ihm nachgesprochen; venetianische Bleikammern scheinen diesem Gelehrten für Ketzer ein dankenswerther Aufenthalt, findet er doch selbst in den Pausen bei der Folterung Beweise christlicher Liebe.

Freude wie durch Heroldsruf auf immer verbannt ist. In sich versunken liess er seine Vergangenheit vorüberziehn, Angst und Verzagen verdunkelten sein Auge. Was er je gelehrt, schien ihm bedenklich, die Anschauungen der rechtgläubigsten Heiligen betrachtete er mit Argwohn und Zweifel. Dann sah er in den Büchern, die er aus den Niederlanden empfangen, Werkzeuge des Verderbens, die der giftige Neid, die stachelichte List, der ganze Chor der Feinde benutze, der die Mauern umstelle, an der Thür des Kerkers lauere, ein fluchbeladenes Heer, dem er wehrlos und arm gegenüberstehe.

Oder ihn beschäftigen die Möglichkeiten, weshalb ein rettender Brief des Erzbischofs von Granada ausgeblieben sei. Vielleicht wisse der Bote, nun seine Zelle leer sei, nicht, wem er ihn zu übergeben habe, oder wolle ihn nicht ohne Bezahlung ausliefern, so werde die Antwort verloren gehn.

Dass der Prälat absichtlich schweige, wollte er nicht glauben. Den aufopfernden, eifrigen, wohlwollenden Peralta hatte er gebeten, Guerrero zu einer günstigen Erklärung zu bewegen. Als der Brief anlangte, war der Kirchenfürst abwesend. Sogleich nach der Rückkehr brachte Peralta das Anliegen vor, die Vorgänge in Salamanca verschweigend. Müde, durch viele Besuche beschäftigt, verschob der Erzbischof die Sache. Nach einigen Tagen äusserte er gegen Peralta, er habe die Propositionen über die Vulgata von neuem geprüft, halte sie für opinabel und probabel, für frei von dogmatischem Irrthum, eine Firma gebe er nicht. Was in Salamanca im Anzuge sei, wisse er. Nicht noch einmal wolle er sich Verlegenheiten bereiten wie durch die Firmirung von Carranza's Katechismus. Er gedenke der Warnung des Grossinquisitors. Peralta möge Leon schreiben, es sei in den Pa-

pieren nichts Gefährliches. Der Brief voll ermuthigenden Zuspruchs ging ab, als der Empfänger schon im Kerker war. Den Wunsch eines gesegneten Osterfestes lasen Alonso Siluente und der Prior von San Augustin. Sie mussten den Brief der Inquisition übergeben, die ihn begierig als Material gegen den verdächtigen Erzbischof von Granada annahm.

Den erlauchten Herren Inquisitoren gebieten die Canones freundlich und gütig bei den Verhören zu sein, im Bewusstsein, auch sie seien Menschen, die ohne den Schutz der Gnade Gottes dieselben Sünden begehen könnten. Am funfzehnten April konnte Leon bei der ersten Vernehmung erfahren, wie weit die Richter jener Forderung genügten. Die Fragen beantwortete er diplomatisch genau, ruhig, bestimmt, den vollen Thatbestand darlegend. Seine Papiere, seine litterarischen Arbeiten, die noch Niemand gesehen, bot er an. Die Stellen aus Vorlesungen, deren sich die Ankläger bemächtigt, gab er wörtlich zu Protokoll. Am Schluss des Verhörs erbat er sich vier Bogen Papier, um Nachträge zu seinen Aussagen abzufassen. Den Eindruck der Verhandlung auf ihn spricht die Bitte aus, mit der er die Actenstücke vorlegt: er beschwört die Inquisitoren bei dem Blute des Erlösers, nicht auf ihn zu sehen, der Elend und Niedrigkeit selbst sei, sondern auf das heilige Kleid, das er trage, darauf, dass es von Kindheit an seine Sehnsucht gewesen, nach seinen Gaben der Kirche zu dienen; Gesundheit und Leben habe er dabei geopfert, von Feinden umringt, stehe nächst Gott seine einzige Hülfe in der Frömmigkeit, Güte und Erbarmung der Inquisitoren.

Der Flehende wusste, was es bedeute, wenn bei diesen Menschen die einzige irdische Hülfe stand. Die Fäden, die sämmtliche Tribunale verbanden, waren

in Bewegung gesetzt, um Stoff zur Anklage zu schaffen. Der Fiscal Diego de Ucedo verlas sie in Gegenwart Leon's.

Sie begann mit dem Vorwurf jüdischer Abstammung. Obwohl Mönch und Priester, daher zur Lehre der heiligen, katholischen Doctrin vor Allem verpflichtet, habe er ausgesprochen, behauptet, vertheidigt ketzerische, scandalöse, übellautende Sätze. In der verfluchten Absicht, die Wahrheit und Auctorität der heiligen Schrift zu schmälern, bezüchtige er die Vulgata des Irrthums, stelle neue, jüdische Erklärungen auf, leugne im alten Testamente die Hoffnung des ewigen Lebens, ziehe Vatablé, Pagninus, Rabbinen und Juden den Heiligen vor. Aergerniss gebe er durch Verleumdung der Septuaginta, durch die Behandlung des Hohenliedes als Liebeslied, durch dessen Uebertragung in's Spanische. Häretisch sei seine Behauptung: nur der Glaube rechtfertige und gehe durch Todsünden verloren; häretisch die Verhöhnung Augustin's, häretisch die Verbindung mit Ketzern, deren Irrlehren er gekannt. Erst später würden ihm noch weitere Irrlehren genannt werden. Um alles dessen willen sei Leon nach dem Rechte der heiligen Canones der Concilien und nach den Gesetzen und Verordnungen dieser Reiche in grosse, schwere Strafe verfallen. Gemäss den Instructionen des Officiums, die für solche Verbrechen aufgestellt seien, verdiene er den grossen Bann. Der Fiscal bitte, dem Beklagten diese Strafen zuzuerkennen, sie zu vollziehen an seiner Person, seinen Büchern und Papieren, ihm zur Züchtigung, Andern zum Exempel. Des Beklagten Aussagen nehme der Fiscal an, so weit sie gegen ihn lauteten und nicht weiter; wolle Leon die Anklage mindern, so sei er zu foltern, damit er die volle Wahrheit sage.

Die Anklage erscheint selbst wie ein Folterinstrument aus Messerschneiden, auf dem Leon verbluten sollte. Die Entstellungen, Fälschungen, Lügen, das Spiel mit den in Aussicht gestellten noch ärgeren Ketzereien, während offenbar auch die Lügenkunst sich schon erschöpft hatte, gaben dem Angeklagten Muth, als er mit der Mahnung entlassen ward: er möge die Wahrheit sagen und ihm solle Barmherzigkeit geschehen.

Neu beeidigt wiess er zuerst mündlich die Unwahrheit der Klagepunkte nach, als auf Aeusserungen gebaut, welche er nie gethan, und beharrte auf den früheren Aussagen, Einzelnes so genau bestimmend, als sein Gedächtniss irgend gestattete.

Immer wieder bat er in eigenen Audienzen um Blätter Papier zur schriftlichen Beantwortung der Anklage. Er konnte sich in Zusätzen, Ausführungen, Declarationen nicht genugthun; eine Reihe von Actenstücken reichte er ein. Sie sind Muster von Schärfe und juristischer Kenntniss. Jedem Rechtsgelehrten würden sie zur Ehre gereichen. Die Meisterschaft des Stils prägt sich durchgehends aus. Der in Disputationen geübte Geist ist kenntlich. Mit einer Vorsicht wird jede Behauptung aufgestellt, als habe der Schreibende das Beil über seinem Nacken gefühlt. Kein Wort lässt er ohne Auslegung, von dem er feindlichen Gebrauch fürchtet. Selten, bei Widerlegung der ärgsten Lügen bricht der Zorn hervor: nur ein Teufel könne ihm dergleichen vorwerfen. Im Verhör liess er den Secretär keinen Augenblick unbeachtet, um zu sehen, ob er genau niederschreibe, oder, wie es wohl vorkam, bei der grössten Treue im Registriren der Belastungsgründe die Entlastungsgründe verstümmelte. Jedem solchen freiwilligen Versehen stellte er eine schriftliche Erklärung entgegen.

Die Mühe ward ihm erleichtert, als er einen Rechtsbeistand erhielt. Dem überwiesenen Ketzer versagen ihn die Gesetze. Nur da, wo der ketzerische Charakter von Worten und Thaten noch ungewiss ist, wird ein Advocat zugelassen. Dieser hat zu schwören, sobald er sich von der Ketzerei seines Clienten überzeuge, die Vertheidigung aufgeben zu wollen. Rechtschaffen, unverdächtig und beider Rechte kundig soll er sein, ein Eiferer für den Glauben. Dass er kein der Inquisition entgegengesetztes Interesse hegen werde, verbürgte seine Zugehörigkeit zu den beeidigten Advocaten des Officiums. Denn nur aus ihnen, die zum Schweigen verpflichtet waren, durfte der Angeklagte wählen. Leon ernannte Doctor Ortis de Funes, der seinem Eide treu ihn ehrlich, gut und rechtsgemäss aus Kräften vertheidigte. Nur in Gegenwart der Inquisitoren durfte er mit ihm verkehren, doch scheint er Wege gefunden zu haben, Leon in Kenntniss zu setzen über den Gang des Processes, der Zeugenaussagen, der Resultate von Nachforschungen bei andern Tribunalen. Dem Advocaten mussten alle Documente mitgetheilt werden, nur die vorkommenden Namen zu tilgen stand den Inquisitoren zu.

Die Andeutungen, die so zu dem Gefangenen drangen, wirkten auf seine Stimmung. Auch wo sie ermuthigend lauteten, ward ihm die Freude zum Schmerz. In der blinden, trüben Nacht des Kerkers umringte finsteres Gewölk die Seele. Die Schwermuth breitete ihre dunkeln Schwingen dichter als je über ihm aus. Zu herzverzehrender Bitterkeit stieg das Gemüthsleiden, band ihn mit unzerreissbaren Ketten, und liess ihn die Tiefe menschlichen Wehes durchkosten. Daneben kehrten körperliche Beschwerden verstärkt zurück, die Anfälle des Herzleidens mehrten sich. Nie, klagt er, habe er so das Heilmittel bedurft, das ihm die Nonne Ana de Espinosa zu bereiten

pflegte, aber es ward versagt. Der Kopf schmerzte viel, er fürchtete das Gedächtniss zu verlieren, ihn schwindelte bei dem Sinnen über die Bosheit der Menschen.

Aber die Leidensstunden kürzend warf sein inniges Christenthum einen erquickenden Schein in die Finsterniss, und schloss ihm mit seinem Schlüssel den Himmel auf, in dem er einen Besitz erblickte, von dem stille Heiterkeit ausströmte im schärfsten Contrast zur äussern Umgebung. Das müde Auge erfrischten die lichtumflossenen Auen der himmlischen Welt, der Glaube an das Reich ewigen Trostes durchdrang ihn mit Kräften der zukünftigen Welt. Täglich verlernte er mehr, auf der Menschen schwache Gedanken seine Hoffnung setzen, der lebendige Gott ward täglich mehr sein Trost und seine Freude.

Juan de Avila bezeugt von seinem erbaulichen Kerkerleben, er habe in ihm vom Geheimniss Christi mehr gelernt als in jahrelangem Studiren. So erfuhr Leon, wie der Herr sein Leid zu Licht und Heil wende, wie er ihn im Genusse des göttlichen Friedens rascher reifen und die Wahrheit heller erkennen lasse als je. Den Dank seines Herzens für diese Gaben der göttlichen Hand wollte er in Werken zum Nutzen der Kirche bezeugen. Ihn drückte, bisher so wenig gethan zu haben, gehindert durch Zersplitterung der Kraft und Kränklichkeit. Die alte Schuld zu zahlen sah er jetzt Gelegenheit gegeben. Stets las und schrieb er zugleich, das Erwachen quälender Gedanken zu verhüten. Bücher hatte er sich aus dem Kloster erbeten, Bibeln, Concordanzen, Kirchenväter, Hieronymus besonders las er viel und schrieb Bemerkungen dazu nieder. In der Schule des Kreuzes und unter dem Kreuze mit der Schrift umzugehen erquickte ihn

wie ein Trunk aus der Quelle den Wanderer in der Wüste. Da begegneten ihm die Thaten göttlicher Liebe, Erbarmung und Güte. Da sah er den Unschuldigen aus Feindeshänden gerettet. Da hörte er, wie David aus warmer Erfahrung Gottes Führen und Segnen pries, und seine ganze Hoffnung auf diesen ewigen Felsen des Heiles setze. Hier durchblitzte der Gedanke der Gottesnähe und Gotteshülfe so seinen Geist, dass ihn die Zeugnisse von dem Siege überwältigten, den Gott der nie von ihm verlassenen Wahrheit zusagt.

Der siebenundzwanzigste Psalm ward einer seiner liebsten Freunde. Wie ergriff ihn die Erhebung darin über eine Welt von Feinden, die furchtlose Sicherheit unter dem Schirme des Zeltes Gottes, die Kühnheit gegenüber zerreissenden Feinden, die trauliche Hingebung an Gott, dessen Antlitz er gesucht und gefunden, die Gewissheit, das Gute im Lande der Lebendigen zu sehen, errettet von dem Willen der Feinde, der falschen Zeugen, die Unrecht thun ohne Scheu. Oft hatte Leon sich an dem Stabe des Worts aufgerichtet: Vater und Mutter haben mich verlassen, aber der Herr nimmt mich auf, wenn sich ein Heer wider mich legt, fürchtet sich doch mein Herz nicht; wenn sich Krieg wider mich erhebt, so verlasse ich mich auf ihn. Fern von den Gütern, von dem Schmuck des Lebens, fern von der Allen gemeinsamen Luft, des freien Athemzuges beraubt, ging ihm das volle Verständniss auf. Seine Meditationen fasst er in einer erbaulichen Auslegung zusammen unter dem dreifachen Gesichtspunkte eines Trost- und Siegspsalmes David's, Jesu und der Gläubigen. In dialogischer Form entwickelt er warm und sinnig den tiefen, grossen Inhalt, betrachtet eindringend die Gedanken, verfolgt mit geistlichem Auge den

Zusammenhang, das Ineinandergreifen und Sichverweben der Stimmungen. Muth und Ergebung bilden den Grundton. Es ist als fühlte er gleich dem Märtyrerjünglinge zu Antiochia keinen Schmerz mehr, da er die himmlische Süssigkeit schmecke, in Christi Gegenwart zu leiden. Er küsst die Hand, die ihn diesen Weg geleitet, um ihn auf der Sündenbahn aufzuhalten. Was wäre, ruft er, aus mir geworden ohne diese Beugung! Durch die Falschheiten der Andern strafst du die Sünden in mir.

In den leichteren, besänftigten Momenten, die die Beschäftigung mit dem Worte Gottes gab, gewann er wieder Muth zum Umgange mit den Dichtern. Sophocles, Homer, Virgil und Pindar waren ihm in den Kerker gefolgt. Er lauschte ihrem Trost und liess sich zu dichterischem Schaffen anregen.

In einer kunstvollen Compone macht er die Madonna zur Vertrauten seines Leides. Anknüpfend an die vielen Bezeichnungen, mit denen unchristliches Phantasiespiel sie ehrte, preist er sie anbetend vor dem Mysterium, ohne die wir in ewigem Weh gelebt. Die tausend Bilder, in denen er, wie Novalis, Maria lieblich ausgedrückt sieht, müssen den Morgenstern verkünden, der in seine Nacht leuchtet.

Was er je im Aufschauen zur Himmelskönigin empfunden, spricht er wie ihr Ritter aus, den der Pfeil ihrer Liebe durchbohrte, dem ihr Auge sein Herz nahm, der ihre Ketten tragend bis an das Ende der Welt wandert, sie zu suchen, der nach den traurigsten Plätzen eilt, seinen Kummer in Seufzer auszuhauchen. Die Farben zum Bilde der virgen que el sol mas pura sind dem Hohenliede entlehnt. Nicht immer glücklich; einiges Groteske erscheint noch abstossender, seiner harmo-

nischen Umgebung entrissen. Man erschrickt fast bei der Beschreibung der einzelnen Züge, wo nicht die gewohnteren Bilder der spanischen Liebeslyrik den blendenden Glanz der orientalischen Schilderungen dämpfen. Der Dichter hat ein Gefühl davon: es sei unmöglich, Maria würdig zu schildern, bis man ihre Schönheit ohne Schleier im Himmel erkenne, denn Alles sei Staub gegen die Anmuth, die ewige Lieblichkeit, die ihr der Vater verliehen. Das Verletzende des Inhalts mildert einigermaassen die Anerkennung: nur der überschwängliche Werth der Erlösung bereite der Mutter des Gottmenschen solche Huldigungen.

In einem Gedichte an San Jago, Spaniens treuen Wächter, verherrlicht er den Zug der Reliquien nach Compostella. Der Schild, der die Reiche von schmachvoller Knechtschaft und harten Banden befreien will, sendet Spanien seinen Leib, vor dessen Glanz die Sonne ihr Licht verbirgt. Jago erscheint als Paladin Christi, sein Martyrium als Beweis der Treue des Mannes gegen seinen Lehnsherrn. Diese Gesinnung des Mittelalters, ohne die Spanien von den Mauren zertreten wäre, wird gepriesen. Prächtige Bilder aus Spaniens Geschichte zeigen den Nationalheiligen in Kampf und Sieg. So als die Mauren die Gefilde bedecken wie der vielgewundene Strom, der mit Donnergetöse die Dämme durchbricht, öffnet sich der Himmel, Jago, in reinen Stahl gehüllt, zeigt sein funkelndes Schwert und schwingt es, wie ein Blitz fährt es nieder. Die Ungläubigen vertragen den Glanz des Heiligen nicht. Flucht wird Tapferkeit; Hand und Schwert voll Blut wie hungrige Löwen, mehr Blut verlangend verfolgen die Spanier die Feinde; Berge und Ebenen sind mit Leichen bedeckt.

Konnte Leon hier nur in wenigen Strichen seiner na-

tionalen Begeisterung Ausdruck geben, so wollte er es in einem Epos, dessen Plan er entworfen, dessen Ausführung er begonnen hatte, in grossem Stile thun. In ein Exemplar des Hieronymus schrieb er die Octaven, worin er das reiche Leben Alfons VI. des Tapfern zu behandeln anfing. Wie weit er kam, ist unbekannt. Das Wagniss war bei seiner Begabung weniger gefährlich, als bei den vielen Ependichtern, die nach Virgil's, Ariosto's und Tasso's Muster dichteten, nämlich die Form der Vorbilder copirten, sonst so arm, dass Patriotismus die Poesie, geschichtlicher Genuss den künstlerischen ersetzen musste. Die Bedingungen für ein ächtes Epos waren in Spanien verloren.

Bald rief den Dichter die schwere Gegenwart vom poetischen Genusse zurück. Die Zeugenverhöre hatten begonnen. Etwa zwanzig Zeugen waren beeidigt und im Namen Gottes und seiner seligen Mutter ermahnt, kein falsches Zeugniss zu geben. In Gegenwart von Geistlichen legten sie den Schwur vor dem Crucifix ab. Den alten Rechtsgrundsatz, dass keine Aussage eines offenen Feindes gelte, hatte das Inquisitionsrecht so gewendet: nur Todfeindschaft entkräfte Zeugnisse gänzlich, andere Feindschaft verringere das Gewicht. Dem Glaubensgerichte wäre eine starke Hülfe entzogen, hätte es sich nicht mit dem Hasse verbünden dürfen. Von der Annahme feindseliger Angaben war zum Ermuntern zu falschen Zeugnissen nur ein Schritt. Leo X. hatte Todesstrafe auf dies Verbrechen gelegt. Bei einem Auto de fé war 1559 ein Schuldiger mit vierhundert Streichen gestraft. Aber eine Schandthat blieb gewöhnlich, zu der das Lauern und Spähen der Inquisition einlud. Die Beichtväter fragten Auctoritäten über ihr Verhalten, falls es ihnen gebeichtet werde.

Um vor der Rache der Verwandten des schuldig oder schuldlos Angeklagten zu schützen, war einst verboten, die Namen der Zeugen zu nennen. Später diente die Satzung, Lügengewebe unzerreissbar zu machen und mehrte die Lust, dem Officium ohne persönliche Gefahr Opfer zu liefern. Im Verhör sollten die Fragen keine Andeutung der gewünschten Antworten enthalten. Doch war eine Gradation im Fragen üblich, die das Verbotene erzwang.

Nach Erforschung des Alters und Standes hiess es, ob der Zeuge wisse, dass Jemand etwas gegen den heiligen, katholischen Glauben gesagt oder gethan habe. Ward dies verneint: ob er gehört hätte, dass Jemand etwas gesagt oder gethan, das in den Bereich des Officiums gehöre? Blieb die erwünschte Antwort noch aus, so übte die weitere Frage einen starken Druck, ob ihnen nicht Folgendes zu Ohren gekommen sei. Bei wiederholtem Nein löste der Inquisitor die Zunge zum Ja durch die Aeusserung: das Officium wisse, dass der Zeuge gehört habe. Damit war das Beil der Lictoren entblösst, dies Mittel erwies sich selten wirkungslos.

Die Art der Detailfragen muthete den Zeugen ein Gedächtniss zu, das nach Jahren noch sich erinnerte, wann, unter welchen Umständen, in wessen Gegenwart, wo der Gefragte ein gewisses Papier gesehen, ob es gebunden, geheftet oder blattweise zusammengelegt war. Die Inquisition schien der Ansicht, in Spanien werde den Menschen jeder Lebensmoment durch den Gedanken unvergesslich, das heilige Officium könne sie einst darüber vernehmen.

Gegen Leon wurden Studenten, längst angestellte Pfarrer, Söhne von Herzögen wie Fernando de Aragon,

Sohn des Duque de Villahermosa, sein Famulus und sein Barbier vernommen. Nur ärztliches Zeugniss entband Andere von der Pflicht sogleich zu erscheinen. Papiere allerlei Art waren zusammengebracht, auch Briefe von notorischen Halbnarren kamen zu den Acten. Einige Zeugen geben genau wieder, was sie gehört. Kein: ich glaube, mir scheint, ich weiss nicht, wer dabei war, übergehen sie. Wird ihnen ihre Aussage vorgelesen und hat einen bestimmteren Ton, so protestiren sie gegen die Aenderung, auf ein Wort komme zu viel an. Der Schmerz klingt durch, gegen ihren Lehrer zeugen zu müssen. Oft wiederholen sie, es geschehe durchaus nicht aus Hass, sie seien ihm wohlgesinnt und verdankten ihm viel. Man bemerkt das Widerstreben, wenn sie den Verhörenden dogmatische Zugeständnisse machen. Pedro Rodriguez ward als seine Angabe vorgelesen, er habe den Beklagten sagen hören, der Glaube allein beselige. Dies zu behaupten, versetzte er, sei ihm nicht eingefallen; Leon habe, vor dem Hörsaale mit einem Studenten sprechend, einen Satz aufgestellt, aus dem ihm die These nur zu folgen scheine.

Andere verhüllten die böse Absicht unter lügnerischen Floskeln der Theilnahme. So Medina, den Hefte Leon's, die er in Händen hielt, als Lügner erwiesen, wenn er dictirte: Der Angeklagte lehrte: es ist abgeschmackt, im Hohenliede etwas Anderes als ein Liebeslied zu sehen; jeder darf es spanisch lesen und erklären; die Rabbinen bestimmen die Schrifterklärung; die Väter, als des Hebräischen unkundig, gelten nichts. Schlau umging er das Wort, das ihn gefangen hätte. Weder gab er an, die Aeusserung so von Leon vernommen zu haben — auf die Frage nach dem wann und wo hätte er verstummen müssen — noch nannte er seine Quelle, damit

die Lüge verborgen bleibe. Auch auf das Heft recurrirte er nicht, ein Blick in dasselbe hätte den Fälscher enthüllt. Auf die Phrase: das sei stadtbekannt, zog er sich zurück. Der Inquisitor hielt es nicht für angemessen, ihm das Räthsel aufzugeben, wie denn von einer stadtkundigen Sache so wenige Zeugen etwas wüssten, und Medina selbst erst so spät, zusatzweise, weil er sie völlig übersehen, davon Kunde gegeben habe.

Von einem andern Zeugen, Gabriel de Montoya, Prior zu San Augustin in Toledo, durfte Leon den Inquisitoren sagen: Jedermann wisse, dass der überhaupt kein wahres Wort spreche. Allbekannt sei der Grund seiner Feindschaft. 1569 hatte das Provinzialcapitel einen Provinzial zu wählen. Montoya war bei Abstimmung durch Namensaufruf der Würde gewiss; ein mächtiger Gönner hatte seine Hülfe zugesagt. Schon machte er Zusicherungen wegen der Aemter und verfasste Schriften über seine Regierungsmaximen. Unbenutzt blieben die Lucubrationen, nur zur Rache konnte ihr Anblick reizen, als Leon das ehrgeizige Getriebe beseitigte, indem er auf der in Trient vorgeschriebenen geheimen Abstimmung bestand. Montoya, der sich schon mit dem Agnus Dei geschmückt hatte, ward nicht gewählt. Gegen ihr Gesetz liess die Inquisition einen solchen Zeugen zu. Leon überraschten die Verleumdungen dieses Menschen nicht. Tiefer verletzten ihn die Geständnisse seines einstigen Schülers Arboledo, der ihm noch auf der Durchreise durch Salamanca zu einem Ordenscapitel gerühmt, wie viel er den Heften über die Vulgata verdanke, die über die schwierige Sache das Beste böten.

Gekränkter Gelehrtendünkel inspirirte den Zeugen Zuniga. In Madrigal hatte er Leon mit langen Erzählungen

über die Gunst gelangweilt, mit der der Papst ihn ehre. Seine Heiligkeit verlange durchaus ein Buch von ihm. Er habe desshalb auf acht Bogen seine neue Methode, aller Wissenschaften Meister zu werden, entwickelt; auch die Vulgata-Frage komme vor. Leon beurtheilte das verworrene Machwerk offen und streng. Von der Sendung nach Rom rieth er ab, nicht ohne eine ironische Bemerkung über den neuen Heros der Wissenschaft. Die Beziehung zwischen Beiden war nicht gerade inniger geworden, seit Zuniga auf Leon's Antrag wegen Rohheiten gegen den Provinzial gestraft war. Laut stimmte er nun in das Geschrei der Mönche ein, der Angeklagte habe seine beschworene Ordensregel schwer verletzt, jetzt müsse die Strafe ihn ereilen.

Nicht mit allen erfundenen Beschuldigungen bestanden sie vor dem heiligen Gerichte. Die schändlichen Geschichten vom undeutlichen Messelesen, von der Leugnung der Erscheinung Christi erwiesen sich durch Zeugenaussagen als völlig erlogen. Bis nach Murcia waren sie verbreitet. Die Inquisitoren der ketzerischen Bosheit und Apostasie in den Bisthümern Carthagena und Oriahuela hatten einen eigenen Commissar mit Nachforschungen betraut, jetzt standen Diego de Leon und Juan Ciguelo als überführte Verleumder da.

Solches Material war freilich für das Gericht unbrauchbar, Mangel an Stoff litt es desshalb noch nicht; das Geheimniss der Bosheit stand unerschüttert. Leon wollte nach Castro's Aussage in Salamanca Judenthum einführen, die Vorliebe für die Rabbinen sei ein Zeichen solcher Intentionen. Auf diesen Punkt richtete sich die Untersuchung. Der Notar des Officiums von Siguenza legte ein Zeugniss vor, dass gegen einen Vorfahren Leon's we-

gen jüdischer Meinungen ein Inquisitionsprocess eingeleitet gewesen sei.

Der Argwohn, mit dem heimliches Judenthum betrachtet wurde, dies Doppelverbrechen gegen Spaniens Glauben und Nationalität, schlummerte bei Anklagen auf Häresie niemals. Während die Ketzerei der alten Christen als Wahnsinn angesehen ward, hatte die Abweichung vom Glauben bei der raza de judios y moros den gefährlichsten Charakter. Mit welcher Befriedigung mussten Leon's Richter Documente mustern, woraus die Abstammung des Angeklagten von der verfluchten Judenrace erhellen sollte! Sie bezeugten, Fernan Sanchez de Villanueva, ein Ahnherr Leon's, sei vom Judenthum zum christlichen Glauben übergetreten, aber bald wäre verlautet, er lese hebräische Bücher besonders am Sabbath, hebe und senke dabei eigenthümlich den Kopf und esse jüdische Speisen. Eine Magd hatte der Inquisition die Anzeige gemacht. Urkundlich war dagegen nachgewiesen, der Verdächtigte habe Frau und Kinder bekehrt, gebeichtet, communicirt, Christen Almosen gegeben, der Kirche und dem Hermitaño des Dorfes wohlgethan. Ein anderes Document besagte, ein Auto de fé habe den indess als rückfälligen Ketzer Gestorbenen verurtheilt, seine und seiner Gattin Leiche sei ausgegraben, verbrannt, und der Besitz confiscirt. Ebenso sei Leon's Urgrossmutter Leonor de Villanueva verurtheilt und reconciliirt im Kerker gestorben. Noch weiter war die Ketzergeschichte der Familie herabgeführt, um keine Lücke zu lassen zwischen Gliedern, die auch nicht todt in der verfluchten, christlichen Erde ruhen wollten, und dem würdigen Sohne eines solchen Hauses. Dieser kannte leider die Weise, falsche Zeugnisse über Vorfahren vor Gericht geltend zu machen, nach der die Limpieza von guten Freunden und bösen Feinden abhing.

Mit wenigen Worten erwies er alle vorgelegten Urkunden als Fälschungen. Nichts war für jüdische Abstammung vorzubringen; auch dieser Punkt der Anklage musste fallen.

Weder seine schwache Stimme noch Thaten der Vorfahren begründeten den Vorwurf der Ketzerei; neue Wege wurden betreten. In Leon's Bibliothek stiess man auf fremde Hefte, beim Durchsuchen seiner Papiere. Er bat, man möge ihm gestatten, sie von den eigenen auszuscheiden, so lange noch die Zeugen lebten, die sein Wort beschwören könnten. Lehne man die Forderung ab, so protestire er gegen Alles, was ihm später Nachtheiliges daraus gefolgert werde, wo er nicht mehr juristisch beweisen könne, die Papiere seien nicht sein.

Während Compromittirendes überall zusammengerafft wurde, musste der Angegriffene um seine Hefte so oft vergeblich bitten. Er hatte Fragen für die Zeugen gestellt, die von den noch in Salamanca Anwesenden sogleich beantwortet werden konnten, das Gericht sandte sie nicht ab. Nach langem Warten protestirte er: die Unterlassung des Verhörs über die von ihm gestellten Fragen könne ihm wegen Abwesenheit oder Tod der Zeugen keinen Rechtsnachtheil bringen. Zur rechten Zeit habe er die Wahrheit gesagt, und angegeben, von wem sie zu erfahren sei. Nicht ihm, sondern den Inquisitoren falle das Uebrige zur Last. Ihre Pflicht erheische, zeitig und sorgfältig Alles zur Erkenntniss und Vertheidigung von Wahrheit und Gerechtigkeit zu thun, möge es ihm oder dem Fiscal günstig sein.

Eine falsche Anklage des Fiscals war durch Thesen, die unter Leon's Papieren lagen, völlig zu entkräften, er

bittet wiederholt, sie suchen zu lassen, acht Monate lang lässt er nicht nach, nennt diejenigen, die sie als sein Werk beglaubigen können, aber nichts geschieht. Fast ein Jahr hatte die Verhaftung gedauert, als die Zeugenaussagen ihm noch nicht vollständig vorgelegt waren. Nur an Fragmente hatte er sich halten können, dennoch machte er sich anheischig, auf jede Aussage so zu antworten, dass seine Unschuld, ja das Unrecht jedes Verdachtes offenbar werde. Das Gericht blieb taub gegen alle Mahnungen, um die Vertheidigung unmöglich zu machen. Je länger die Zeugenaussagen verschoben wurden, um so leichter war wegen Tod oder Entfernung aus Spanien eine Befragung unmöglich. Hätten, bemerkt Leon, sich neue Verdachtsgründe gefunden, so liege darin kein Anlass, die Quelle für das bereits gegen ihn Ausgesagte zu verheimlichen. Der Fiscal möge das Neue in neuen Anklagen vorbringen, er, über den Alles ergehe, sei dem Gerichte ja sicher genug. Es heisse, die Papiere bedürften neuer Prüfung, als ob er sich nicht zu ihrem Inhalt bekannt habe. Für Neues möchte der Fiscal sie, die ja nicht stürben, durchsehn, aber jetzt ihm nicht verschweigen, was er zur Vertheidigung seines Rechts doch erfahren müsse.

Das Drängen nach Abschluss des zunächst Vorliegenden entsprang der Kenntniss von der Werthlosigkeit der Zeugenaussagen und der Verlegenheit, in die sie das Gericht versetzte. Zeugen, die nicht wussten, dass die Vulgata eine Arbeit des Hieronymus sei, wagte man weder dem Angeklagten gegenüber zu stellen, noch das furchtbare Mittel jetzt schon anzuwenden, womit das Gericht sich helfen durfte, falls der Angeklagte nicht bekannte oder die Zeugen ungenügend waren. Es bestand darin, die Angaben zu fälschen und als pro-

bable Meinungen vorzulesen; so verwerthete die Inquisition die jesuitische Vertauschung der Wahrheit mit der Wahrscheinlichkeit. Das vom Fiscal gezeigte Schreckbild ärgerer Ketzereien hatte Leon durch die kritische Bemerkung verjagt, es könnten nur ärgere Lügen sein. Der Kläger hielt dennoch die Hoffnung fest, ihm sichern Inhalt zu geben. Die Processe Grajal's und Gudil's, meinte er, würden ihn bieten, ihr Ende wollte er abwarten, unbekümmert um Leon's Protestationen mit dem Dilemma, entweder sei er unschuldig, dann dürfe man ihn nicht als verdächtig festhalten, oder schuldig, dann habe das Gericht nichts eher zu thun, als ihm die zu seiner Entlastung nöthige Aufklärung zu geben in der Kürze und Genauigkeit, die seine Sache fordere.

Es war gewöhnliche Praxis der Inquisition, Processe ähnlichen Characters, auch wenn sie vor verschiedenen Tribunalen geführt wurden, als ein Ganzes zu behandeln, Aussagen zu combiniren und so die Angeklagten sich gegenseitig verderben zu lassen. Ja für künftige Processe wurden nebenher Anhaltspunkte gesammelt. Gegen Verdächtige, die noch ahnungslos ihre Freiheit genossen, lockte man erwünschte Aeusserungen heraus. Durch Leon hoffte das Gericht seinen liebsten Freund zu erreichen, die Antworten sollten Montano compromittiren, unter dessen Arbeiten ein spanischer Commentar zum Hohenliede damals eifrig verfolgt wurde. Durch die Lüge von seinem Tode schien der Gefragte aller Scheu entledigt. Man mochte mild dem Leichnam Ruhe versprechen, damit der Gedanke dem Freunde nicht den Mund schliesse, noch in das Grab reiche die Hand des Henkers, noch an den verwesenden Gebeinen verherrliche sich die Macht des apostolischen Gerichts. Aber der kluge Anschlag blieb erfolglos. Sogleich durchschaute Leon das Treiben und

fühlte sich einer solchen Gewalt weit überlegen, ihr will er das elende Leben abringen, voll Hoheit tritt er der Justiz der Bosheit entgegen.

Mit dem Beben der innern Entrüstung ruft er seinen Richtern kraftvoll! und kühn das Recht ins Gedächtniss. Die sophistischen Ausflüchte schneidet er ab. Als wolle er sie schonen, schreibt er bisweilen der Dummheit zu, was die Bosheit sündigte. Die geheimen Triebfedern eines Thuns erscheinen, zu dem kein rechtlicher, vernünftiger oder christlicher Grund sei. Sie wollten nur die Stimme derer hören, in deren Interesse sein Untergang liege, nicht das offene Urtheil so vieler gelehrter, leidenschaftsloser Männer, und doch hätten nicht sieben einstimmige Zeugen zu seiner Verurtheilung gewonnen werden können. Den Ausgang des Processes sagt er offen vorher: er hoffe zu Gott, sie würden seine Unschuld anerkennen, die Anklage zurücknehmen, seine Ehre wieder herstellen müssen. Nach seiner grossen Milde werde Gott für ihn eintreten, wenn er's auch nicht verdiene, Gott wisse, er sei ohne Schuld.

Entschlossen, überlegen und sicher stand er vor seinen Richtern in der Fassung, die er so oft dichterisch gepriesen, wo der Mann frei dem Tyrannen und seiner Wuth in's Auge sieht, sei er bewaffnet mit Grausamkeit, Feuer und Schwert. Die Antwort lautete auf alle Bitten und Proteste: man werde sehen, Gerechtigkeit solle ihm werden.

Neue Gefahr drohte dadurch, dass in Leon's Kloster bei dem Wechsel des Priorats seine Zelle ausgeräumt und die Papiere verstreut wurden. Er fordert um der Liebe Gottes willen sie durch Verschluss zu schützen. Die Sorge um seinen Lehrstuhl drückt ihn. Die vier Jahre,

auf die er zuletzt wiedergewählt war, gingen zu Ende. Konnte er sich nicht bewerben, so waren die Studenten gezwungen, einen Andern zu wählen. Viele, die an ihm theilnahmen, mussten darin eine Absetzung sehn, die Folge der Verurtheilung sei. Der böse Ruf wäre geblieben, auch befreit aus dem Kerker würden die Freunde des Schlechten den Amtlosen immer als schuldig behandelt haben. Er vermuthete, die Inquisition verzögere ihren Spruch, um ihm das Amt zu rauben. Das wollte er vereiteln. So erbitternd es auf sie wirken musste, wenn er den ganzen Process nur als eine vorübergehende Episode betrachtete, nach der er mit unverletztem Ansehen trotz des Kerkers, des Fiscals und der Anklagen in seinen Kreis zurückkehrte, wagte er doch, die Richter aufzufordern, ihm jene Stellung zu sichern. Es müsse dafür gesorgt werden, dass die elenden Leidenschaften feindseliger Menschen Salamanca keine Schmach anheften dürften, das bisher makelloser dagestanden als Alcala, wo die heilige Wissenschaft gründlicher und gediegener gepflegt werde als irgendwo. Die Inquisitoren sollen bis zu entschiedener Sache die Neuwahl verbieten, oder ihm gestatten, sich, was kein Gesetz verletze, durch Bevollmächtigte bewerben zu lassen. Vielleicht gelinge seine Absicht auch vom Kerker aus; wo nicht, sei doch die Restitution leichter. So müde des Docirens er oft gewesen war, wollte er doch nur frei und ehrenvoll den Lehrstuhl verlassen, auf dem er die Wahrheit getrieben, wie sich's gebührt. Keins von beidem geschah; Medina nahm Leon's Stelle ein.

Erst nachdem die Nachricht von diesem Ausgang, wie die Feinde berechneten, seinen Muth gebrochen haben musste, wurden die Zeugenaussagen vollständig mitgetheilt. Namenlos, doch ungefälscht, waren sie in dreissig Rubriken

zusammengestellt. Jeden Satz behandelte Leon, die falschen Behauptungen rügend, die namenlosen „Gewissen" zeichnend. Anders hatte er es nicht erwartet, als dass Bosheit und Lästerung sich darin überbieten, Zusätze und Abzüge die Wurzel der Wahrheit entstellen würden. Er verwies auf frühere Erklärungen, zeigte innere Widersprüche, Verdrehungen und Schwächen in der Beweisführung auf. Gegen Medina wird die Klage auf Verleumdung am stärksten: das Recht verlange seine Verhaftung, damit er seine Schuld bekenne oder seine Gewährsmänner nenne. Weil die Zeugen durch Namensverschweigung geschützt seien, müsse, wo der Verdacht falschen Zeugnisses vorliege, die grösste Strenge walten. Sonst würden die Inquisitoren zu Henkern, zu Werkzeugen für Leidenschaften und giftige Absichten. Dass sie es seien, wusste er zu wohl, sein Herz war in ihm oft, wenn er in das Gefängniss zurückging, wie geschmolzenes Wachs, betend, dass Gott die Wahrheit in diesen Dingen an das Licht bringe.

Umfing ihn wieder Nacht und Schweigen, so belastete ihn wohl die verzehrende Sorge, unerträglich dünkte die endlose Qual. Unter Thränen malt er sich den Frühling aus, wie er sonst ihn gefeiert, wenn die Wiese sich schmückte, die neue Sonne die Wolken vergoldete, die Nachtigall ihre süssen Lieder anhob; freundlos, hülflos sieht er sich auf den Pfaden ohne Ausgang umherirren, über ihm flüstert allein machtloses Mitleid. Zeiten innerer Verdunklung weichen der Stimmung, wo er erfährt: wie ein Feuerfunke, ohne dem Meere zu schaden, in das Meer fallend verlischt, so sinkt das Leid in die christliche Seele. Sie fühlt das Harte und Bittere wie die Andern, die es fliehen; aber sie weiss, heiterer Himmel und stille Luft sind auf der Lebensschifffahrt nicht so gut, als der Schmerz,

der kräftigt und zum einigen Helfer treibt. Was das Zeugniss des Gewissens nicht vermag, Herbes in Süssigkeiten wandeln, kann Jesus, die Zuflucht der Aermsten, den er sich erwählt, da im Lande des Vergessens ihm das Herz vor Liebe wund war. Vor ihm stand das Bild des Herrn, vom Finger des heiligen Geistes gezeichnet, das Antlitz von himmlischer Schönheit, lieblich und majestätisch die Gestalt, Auge und Mund voll Süssigkeit, umflossen von Sonnenglanz. Jesus ist Jesus, ruft er sich zu: der weiss, wie mich verlangt hat, für ihn zu sterben, der wird mich nicht verlassen. Von dieser Anschauung wunderbar gestärkt, ging er wieder an seine Arbeiten.

Am vierzehnten Mai 1573 gab er die Widerlegung der Zeugenaussagen in einer umfangreichen Schrift, damit die Richter die Schändlichkeit und Falschheit kennen lernten. Sie beginnt mit dem apostolischen Worte: ich bin ein Thor geworden, ihr habt mich gezwungen. Nie ist sein heiliger Zorn gegen die Unterdrückung der Wahrheit, diese grausamste Tyrannei, stärker hervorgebrochen als in diesem Werke. Es athmet den Adel und die Strenge des spanischen Charakters neben dem furchtlosen, klaren, entschiedenen Sinne christlicher Mannhaftigkeit. Mit durchdringendem Scharfsinn werden die falschen Behauptungen aufgelöst, als sei die Feder in Scheidewasser getaucht. An den Platz der entlarvten Lügen lässt er seine Geständnisse treten, die im Lapidarstil voller Offenheit und Redlichkeit gehalten sind. Er scheint mit dem Feinde zu spielen, wenn er ihm nachgiebt und seine Praemissen annimmt, dann aber die Nichtigkeit der gezogenen Consequenzen, das Gift derselben in jeder Wendung zeigt und die Praemissen selbst in Lobsprüche für sich umwandelt. Nichts wird geschenkt. Auch die heuch-

lerisch milde Formel, die nur das Kleid der Lüge sein sollte, verflicht er in das Netz, das er aus ihren eigenen Fäden gewoben den Feinden überwerfen will. Sie werden mit den Erfindungen gegeisselt, die sie Preis gegeben und zu gern vergessen hätten. Durch Hinweis auf Enthüllungen, die er nur mit Rücksicht auf sein Kleid zurückhalte, schreckt er sie.

Es ist, als sei die Entrüstung dem Schreibenden jede Minute gewachsen, je mehr er die Documente der Unbilden studirte. Unglaubliche Dinge müssen die Inquisitoren hören *), weil sie die Aussagen meineidiger Bösewichter zugelassen, die nach Recht und Wahrheit weder Verdacht, noch Indicium, noch Beweis begründeten, weil sie die beschworenen Gesetze mit Füssen getreten, weil sie denen entgegen gekommen wären, die ihr Herz so argwöhnisch und böse hätten machen wollen, wie das eigene sei.

Castro habe Glauben gefunden, der in selbstvergötternder Bornirtheit jeden für einen Juden und Ketzer halte, der nicht denke wie er. Auf seine Angaben hin sei die Verhaftung erfolgt, ohne dass man ihn zur Erhärtung derselben in streng juristischer Form gezwungen. Wohl habe man gewusst, was Andere ausser dem dummen Betrüger des Officiums und seinem meineidigen Helfershelfer Medina zu denunciren hätten, reducire sich auf Nichts. Das Gericht erscheint ihm von Castro's Einfalt angesteckt, wenn es dem Beklagten gleichzeitig Zweideutelei, Versteckenspiel und so feste, greifbare Behauptungen schuld giebt. Ich frage: sagte ich, im alten Testamente sei keine

*) Kritiken gegen sie waren übrigens von schlimmen Folgen. So kam der Maler Cespedes, der Freund Carranza's, durch eine briefliche scharfe Bemerkung über Inquisitoren in die grösste Gefahr. Stirling, Annals of Artists of Spain. I, 321—344.

Verheissung des ewigen Lebens, zog ich Vatablé den verachteten Heiligen, der Vulgata den Pagninus vor, habe ich mit Schwert und Mantel die Judendeutungen gegen die Apostel vertheidigt? Wie kann mir vorgeworfen werden, ich spiele mit vieldeutigen Worten?

Die den Spaniern eigene Ironie streut er in gesalzenen Sprüchen aus. Bosheit und Tyrannei treiben ihn zu Satiren, die bitter lächelnd den Gegner verhöhnen. Er erhebt den Finger gegen die Prüderie, die lateinisch ohne Schauder von Küssen, Umarmungen und klaren Augen lesen kann, nennt man aber dieselben Dinge spanisch, mit heiliger Schaamröthe kokettirt. Von Ovid erfüllt, liest sie das Hohelied in Ovid's Sinne, und klagt dann den Uebersetzer unzarter Auslegung an. Der hat freilich oscula, ubera, amica mea, formosa mea nicht anders wiedergeben können als besos, pechos, mi amada, mi hermosa, unbekannt, wie er ist, mit der geheimen, kunstvollen Sprache, deren Wörterbücher die Gegner als Ordensmysterien hüten. Das Sprichwort, das seit hundert Jahren in Castilien galt, en poco scientes y en mucho arrogantes wird in vielen Variationen auf die Unwissenheit angewandt, die mit ihren Träumen Leon erleuchten wolle, als sei die Gelehrsamkeit in Spanien ausgestorben. Sein Wissen will er ihr leihen und dann den Kampf wieder aufnehmen. Die Feinde ermahnt er, Gott in diesem Leben um Vergebung zu bitten um ihrer Ruhe willen in der Ewigkeit. Von den Inquisitoren verlangt er eine neue Vernehmung der Zeugen, damit er den Meineid unwiderleglich erweisen, die letzte Faser des Verdachtes ausreissen, die Denuncianten noch energischer aus den Schlupfwinkeln treiben, noch härter fassen könne, als das confuse Gerede es ermögliche. Kurze Fragen sind beigefügt, die den Betreffenden so eng umstellen, dass er

scharf und bestimmt antworten muss. Auf Kosten des Gefangenen sollten neue Zeugen herbeigeschafft werden. Das Gericht sei ihm durchzuhelfen gezwungen, damit seine Unschuld klar werde wie Mittagslicht, damit die Bosheit nicht ferner das Gewand des Glaubenseifers trage, damit die Beleidigung gerächt werde, die sie der Ehre des Richters, der Wissenschaft und der Kirche zugefügt.

Der Erfolg dieser vernichtenden Kritik war natürlich nur grössere Erbitterung der Richter. Leon's Papiere übergaben sie, um ihn zu quälen, zur Durchsicht einer Commission von Dominicanern, deren Namen dafür bürgten, sie würden das Gute verschweigen, die Worte verdrehen, die Sache so lange als möglich verzögern. Endlich erhält er sein Eigenthum, darf es jedoch nur auf dem Tische des Sitzungszimmers in Gegenwart der Inquisitoren benutzen. Er begehrt das Exemplar der Bibel Vatablé's, in das er die Correcturen geschrieben, man giebt ihm ein anderes mit Aenderungen, zu denen er nie die Feder angesetzt hatte. Feinde seines Bruders und Oheims werden in die Angelegenheit gezogen, um auch ihnen zu schaden und im Voraus Mittel zur Widerlegung der Entlastungszeugen zu gewinnen. Das Gericht beschloss endlich, diese zu hören, wie das Gesetz verlangte, auch wenn sie aus Amerika kommen müssten.

Leon hatte genannt: Covarrubias, Almeida, Sancho de Avila, Valencuela, Guevara, Salinas, Sancho, Grajal, Portocarrero, Ruiz, Martinez, Vega, Madrigal, Quintanilla und Andere, auch den Pförtner seines Klosters. Nach seiner Angabe wurden sie gefragt über ihre Beziehungen zum Angeklagten, über die Feindschaft zwischen ihm und Castro, über die Verhandlungen, betreffs des Commentars zum Jesaias, über die Beweise des Hasses der Dominica-

ner, der Hieronymiten, des Gallo, Ibañez, Pinto, über die Wirksamkeit Leon's als Lehrer und Mönch, über einzelne seiner Sätze, ihren Wortlaut, ihre Aufnahme, den Hergang in den Conferenzen wegen Vatablé's, über das Hohelied. —

Die Antworten waren so günstig, dass man sie Leon nicht mitzutheilen wagte. Zur Abschwächung ihres Gewichts ward jetzt ein Befehl des höchsten Rathes der Inquisition ausgeführt, der zu Gunsten Leon's gegeben scheint. Diese Behörde hatte den Process mit besonderer Aufmerksamkeit begleitet, fortlaufende Information über ihn verlangt und Qualificatoren gefordert. Ist nämlich die Häresie eines Angeklagten nicht evident, so hat das Tribunal Gutachten von Theologen zu suchen, die ausser aller Verbindung mit der Inquisition stehen. Ueber die vorgelegten Sätze muss bemerkt werden, ob sie katholisch oder häretisch seien. Der Fiscal hoffte zu siegen: da der Angeklagte die häretischen und scandalösen Sätze vertheidige, bedürfe man zur Widerlegung der Ausflüchte Männer von Gelehrsamkeit und Besonnenheit; Dominicaner und Hieronymiten weise Leon zurück. Fremde kommen zu lassen, sei wegen der Kosten nicht zu rathen, auch fänden sich in Valladolid grosse Meister. Aus ihnen wählten die Richter die Günstigsten. Arce, der kein Wort hebräisch verstand; Cancer, dem jeder Satz eine Ketzerei ersten Grades war, in der Jemand sein elendes Urtheil gegen die Kirche geltend mache. Er gab sogleich einer Sentenz die Censuren: irrisoria, injuriosa, temeraria, scandalosa, haeretica, suspecta in fide. Dogma war ihm, dass die Juden die hebräischen Texte gefälscht hätten, wie Justinus bezeuge. Dem Schwarzkünstler und Renegaten Aquila seien Feinde der Kirche genug gefolgt und folgten ihm noch. Flüche gegen die satanischen

Künste der Juden und Ketzer galten ihm als die besten Widerlegungen. Sancho, Frechilla und Teran waren minder fanatisch, gleich unwissend.

Leon verwarf ihr Urtheil als nachweisbar durch Dominicaner bestimmt, auf gefälschte, von Fehlern wimmelnde Hefte gestützt, klagend, dass man ihn endlos foltere; er habe gehofft, am Ende zu sein, von Neuem solle jetzt erst begonnen werden.

Die grossen Pausen, durch die die Verhaftung verlängert wird, sind berechnet, den Gefangenen abzumatten und zum Geständniss zu zwingen. Nach jener Verwerfung machte er von dem Rechte Gebrauch, in Patronen oder Consultoren, die dem Angeklagten zu rathen hatten, fremde Streitkräfte zu gewinnen. Er wählte Männer, die nicht in den Hader der Schulen und Orden verflochten, durch ihre Stellung dem Gericht imponiren konnten: den Erzbischof von Granada, die Bischöfe Delgado von Jaen, Diego de Covarrubias von Segovia, Ponce de Leon von Placencia, ihrer Entscheidung werde er sich fügen. Das Gericht verwarf die Genannten und schlug Theologen von Alcala vor. Da Leon sie deprecirte, — die Facultäten von Salamanca und Alcala lebten in beständigem Hader — ward ihm befohlen, sich nach dem lokalen Herkommen die Consultoren aus den ihm genannten Qualificatoren zu nehmen. So sah er sich wieder Feinden hingegeben. Wie Arce, Cancer und Genossen ihn berathen würden, war unzweifelhaft. Wünschten sie doch jede weitere verständigende Verhandlung dadurch abzuschneiden, dass sie die Mittheilung ihrer Urtheilsgründe versagten. Mochte er immerhin geltend machen, er wolle sich weisen lassen, und habe sich dem Spruche des Officiums unterworfen, sie blieben unbeweglich.

Ihre Weigerung benutzte Leon dazu, die Entscheidung des Grossinquisitors zu erbitten, in einem Briefe, der die Ueberzeugung aussprach, trotz aller aufgewendeten Mühe, aller Nachforschungen der Gegner sei durch Gottes Erbarmen seine Unschuld immer klarer geworden. Vorher hatte er schon den Prälaten gegen die Feinde seines Oheims zu Hülfe gerufen, die den Process zu dessen Schaden ausbeuteten, doch ohne Erfolg. Blieb das zweite Schreiben auch nicht unbeantwortet, so war das Resultat der Actenprüfung doch nur dieses, zwei neue Qualificatoren hätten Thesen und Urtheile zu prüfen. Leon bat um den Collegial von Oviedo, Sebastiano de Perez, einen alten, redlichen Mann. Zur Beseitigung des finanziellen Hemmnisses bot er die Reisekosten an. Es ward erwiedert: trotzdem dass Perez Collegial sei, würde man noch Untersuchungen in Andalusien über seine Limpieza vorzunehmen haben, ausserdem bedürfe es der schwer zu erlangenden Erlaubniss des Königs, um Perez von der Abhaltung seiner Vorlesungen zu dispensiren. Leon erkannte die Absicht dieser Lügen. Er verbarg nicht, es sei erlogen, dass solche Untersuchungen der Erlaubniss, ihn zu vertheidigen, bei einem Manne vorangehen müssten, der jahrelang Professor gewesen.

Im Glauben an den Sieg seiner Sache ernannte er zur Verherrlichung der Wahrheit seine Verläumder Medina, Mancio und Cancer zu Patronen. Es war die Verurtheilung des Gerichtshofes ein Brandmal auf die apostolische Justiz. Nachdem Leon im Laufe seines Processes unglaubliche Schlechtigkeit an Menschen kennen gelernt, die sich Hirten und Priester nannten, hielt er es für Thorheit, Anderes von ihnen zu hoffen, als ein Urtheil wider natürliches und göttliches Recht. Keine Wahl von Patronen hätte ihn davor geschützt. Er wollte die Richter

durch die Aufforderung verhöhnen, fortan allein mit ihren Werkzeugen zu arbeiten. Hatten sie doch seinen Elaboraten, die ihnen Lüge, Meineid, Bosheit und Rechtsverdrehung apodiktisch nachgewiesen, nur neue Lügen entgegengestellt.

Der alte Mancio war einer derjenigen Patrone, von denen Leon sagt, man müsse Gott bitten, dass sie während der Untersuchung nicht blind würden und das Lesen verlernten. Als Professor in Salamanca ergraut, war er völlig der alten Schule zugethan. Leon bemühte sich, ihn zum Verständniss der siebzehn Sätze zu bringen, die er begutachten sollte. Seine Papiere liess er ihn nur so lesen, dass er ihm jeden Satz übersetzte. Wegen der Dominicaner, die sie dann erhalten hätten, war es nicht thunlich, sie ihm einzuhändigen. Sechs Tage hatte die Arbeit gedauert, da verschob Mancio die Abgabe seines Votums unter dem Vorwande, er habe in Salamanca zu lesen. Unter Leon's Augen wagte er das nicht festzuhalten, wozu ihn die Genossen längst bestimmt. So hielt er den Eid, dem Beklagten in jeder erlaubten Weise zu helfen. Im December 1575 kam er zurück, das alte Spiel von neuem zu beginnen.

So vergingen Monate. Leon bat wohl um mögliche Beschleunigung, dann hiess es: das Schlussdecret sei verfasst, aber die Publication hemme entweder die Appellation des Fiscals an den höchsten Rath der Inquisition, oder das Verbot dieser Instanz, vor dem Schlusse der andern Theologenprocesse vorzugehen. Und doch forderte das Statut von 1488: unter dem Vorwande, den vollständigeren Beweis des Vergehens zu erwarten, darf das Urtheil nicht verschoben werden. Der Gefangene ist nach Maassgabe des Erwiesenen zu behandeln, freizu-

lassen und bei dem Eintreffen neuer Beweise ist der Process zu erneuern.

Durch keine Verzögerung sind die Angeklagten in den Gefängnisszellen zu quälen, sagt dasselbe Gesetz. Wie treu man es befolgte, erfuhr Leon längst. Den Freunden schien Alles darauf berechnet, ihn das Ende des Handels nicht erleben zu lassen. Sein Advocat sprach dieselbe Ansicht zwischen den Zeilen in einer grossen Schrift aus, die sämmtliches von feindlicher Seite beigebrachte Material mit juristischem Scharfsinne zerrieb und Freisprechung, Befreiung und Restituirung forderte. Leon verhehlte nicht, man wolle ihn ermorden; zu der schweren Sünde, ihn ohne Ursache einzukerkern, solle die andere kommen, ihn ohne rechtsgültige Gründe festzuhalten. Die dumpfe Kerkerluft, die Unreinheit im Gefängniss und der Kummer schienen dem Officium für dieses Ziel behülflich. Die Gesundheit des Angeklagten war schwerer als je erschüttert, ein verzehrendes Fieber ergriff ihn. Da lag er nun im finstern Winkel, verlassen, Niemand pflegte ihn, bisweilen sah ein kleiner, geistesschwacher Knabe nach, der auch gefangen war und des Kranken Leid noch mehrte. Einen ganzen Tag war er einmal ausgeblieben, und doch sollte er den Trunk Wasser bringen; in todesähnlicher Ohnmacht ward der kranke Leon Abends gefunden. Er fleht, wolle man nicht, dass er in den vier Wänden verlassen sterbe, so möge man doch um Jesu willen sich erbarmen und ihm einen Mönch — er nannte Siluente — zum Krankenpfleger geben, damit der ihm auf dem Todbette zu einem christlichen Ende beistehe.

Noch inbrünstiger ist die Bitte um das Sacrament. Wie oft gedachte er der Zeiten, wo er einherzog mit

seinen Brüdern und zum Hause des Herrn wallte! Drei Jahre lang habe man ihn zum Schaden seiner Seele ohne Communion gelassen, als wäre er ein Verräther am Glauben. Gegen Krankheiten der Gefangenen war die Inquisition sehr kühl. Es galt ihr als eine gewöhnliche Schlangenwindung der Ketzer, sich krank oder wahnsinnig zu stellen. Die Gestattung der Communion knüpfte sie an eine Bedingung, wodurch sie den Leib des Herrn als Folterwerkzeug zu verwerthen dachte. Falls der Beklagte seine Schuld bekenne, werde ihm Absolution und Communion. Dies ist die strenge Observanz. Es gab eine mildere, nach der der Inquisitionsrath Leon's Bitte erfüllen hiess. Er beichtete und empfing den Leib des Herrn zum grössten Troste seiner Seele.

Dringender verlangt er, doch die Noth des Kerkers zu enden. So lange habe er harte und grausame Marter gelitten, dass aller Verdacht der Welt, auch der gegründetste, gebüsst sei. Jetzt möge man ihm doch noch den Tod in der Freiheit gönnen, sein Leben sei ohnedies dahin. Keine Antwort, neue Untersuchungen. Leon musste sich mit umfangreichen Beweisen des längst Erwiesenen abmühen, musste Mancio's dreissig Verdammungsurtheile hören, sogar von neuen Vernehmungen war jetzt die Rede nach einer Untersuchung von fast vier Jahren. Ungerecht und unnütz nennt er sie. Nichts, als was vorliege, sei zu gewinnen, dass seine Sätze durch die Auctorität einer Wolke von Zeugen probabel und sicher seien.

Nach dem Urtheile mehrerer Theologen boten die ursprünglichen Anklagepunkte in der ersten Fassung nach Abzug der verläumderischen Mährchen eine sehr schwache Handhabe. Man hob desshalb aus einer Vertheidigungsschrift Leon's gegen Arce Sätze hervor und übergab sie den Patronen zur Censur. Sie berühren die Frage, ob

die Auctorität der Scholastiker der eines Conciles gleich sei, handeln über eine alttestamentliche Stelle, die das Concil zu Trient dubiös gelassen habe trotz der Sanctionirung der Vulgata, über die Möglichkeit einer besseren Bibelübersetzung. Arce hielt sich verpflichtet, nicht bloss zu censiren, was deutlich in den Sätzen stand. Vielmehr müsse man in diesen Zeiten, wo die Ketzer Glauben, Sacramente und Schrift verwirrten, auch das Gefährliche und Verdächtige in's Auge fassen, was sich dem Anscheine nach daraus noch schliessen lasse. So fand er in der Sentenz, einige Theologen geben den Scholastikern so viel Auctorität als den Concilsbeschlüssen: Concilienbeschlüsse seien nicht mehr werth als Meinungen der Doctoren.

Cancer schickte seinem von Anathemen strotzenden Votum eine Erklärung über die Strafen, die der Beklagte verdiene, voraus. Mit Cicero und dem Corpus juris hat er sich gerüstet. Als wolle er sein Geschick im Citiren zeigen, beweist er vier Seiten hindurch aus Justinian und Covarrubias, was authentisch bedeute, aber auf Beweise für seine Verdammungen wendet er kein Wort. Auch wo er gestehen muss, der Satz sei an sich wahr, wird er ihm doch durch den Zusammenhang verdächtig. Auf dem Tridentinischen Decret steht er, als sei es ein Wort des Herrn. In Trient habe der heilige Geist die Texte erst genau verglichen, dabei die Vulgata ganz treu gefunden, und dann erst den Prälaten das Decret eingehaucht, um die Gläubigen vor dem Satan und des Satans Jüngern zu schützen. Ist ein Wort der Vulgata unsicher, so sind es alle. Ist eine Lüge in der Schrift, so muss man sie verbrennen. Schreib- oder Druckfehler sind Lügen; wer sie zugesteht, macht die Schrift zum Lügenbuch, das Concil zum Bestätiger der Lüge. Das ist die Logik der

ren, die das Officium zu Patronen seiner Verdächtigen erwählt.

Die gefährlichsten Ketzereien, die sich denken liessen, fand Cancer in den fünf Sätzen. Berufung Leon's auf sein Gewissen verlachte er, ob man einen Mörder frei lasse, weil er an sein Gewissen appellire?

Dennoch erscheint selbst Meister Cancer freisinnig gegen Ramos. Dieser Theolog war in die Geheimnisse der Kochkunst eingeweihter als in die der Wissenschaft. Sein Kanon lautet: je fehlerhafter eine Bibelübersetzung, um so grösser der Reichthum an Mysterien. Zu unserer Demüthigung hat der heilige Geist die Vulgata so übertragen, sie corrigiren heisst der Zucht des Geistes widerstehen. So lehre der göttliche Titilmann, dessen Buch gegen Valla, Faber Stapulensis und Erasmus man leider in Spanien fast vergessen habe. Wie ein wenig Bitteres den Speisen erst rechten Geschmack und gute Würze gebe, so gereichten die Barbarismen und Solöcismen der Vulgata zum höchsten Schmuck. Dass kein cristiano viejo sich über Geronimo glorioso stellen dürfe, ist ihm Glaubenssatz. Leon sieht er wie Luther an, der auch gesagt: ehe er gekommen, habe die Kirche geirrt; jetzt aber sei ihm, dem wollüstigen Mönche, kund geworden, was so viele Märtyrer und Heilige nicht gesehen. Es ist, als sähe Ramos Leon schon in dem grauen Kleide, die Teufelsmütze auf dem Haupte, in der Hand die gelbe Wachsfackel. Doctor Gallejo wies besonders auf die Schmach solcher Behauptungen für das Officium hin, das an die Vulgata gebunden sei.

So wendet man Leon's Vertheidigungsschrift ihm zum Unheil. Er erbietet sich, alle vorgelegten Gründe eines Verdachtes zu widerlegen, und gelinge das bei einem

einzigen nicht, sich als schuldig, nicht bloss als verdächtig verurtheilen zu lassen. Das Gericht lehnte die Herausforderung ab.

Der Gefangene, dem nichts fehlte, was das Gemüth bekümmern und den Körper aufreiben kann, den momentan das Kerkerleben mit einem Schmerze erfüllte, der ihn bewusstlos machte, bat den Grossinquisitor, ihn gegen die sichersten Bürgschaften in ein Kloster Valladolid's zu senden. Täglich warte er, dass der Herr ihn heimrufe. Da möchte er als Christ unter Christen sterben, von ihren Gebeten unterstützt, durch die Sacramente gestärkt, und nicht wie ein Ungläubiger einsam im Kerker, einen Mohren neben seinem Kissen. Alles, was man im Leben sich wünsche, hätten ihm die Feinde und seine Sünden genommen; Alles, was er zu seiner Vertheidigung thun könne, gebe er auf und flehe nur um einen ruhigen Platz zum Sterben, Sterben sei sein einziger Wunsch.

Der Brief war gerichtet an Gaspar de Quiroga, Cardinalgrossinquisitor, Erzbischof von Toledo, Präsidenten des Rathes von Italien. Der Kirchenfürst war Primas von Spanien geworden, weil er eine päpstliche Bulle ohne Erlaubniss des Königs nicht publiciren wollte, Philipp's vertrauter Rath, dem die fein geahnte Intention des Fürsten Gesetz war. Als Inquisitor hielt er auf Gerechtigkeit nach den Gesetzen des Institutes. Wo diese nichts zu zermalmen fanden, konnte er nach Torquemada und Valdez beruhigt sein. Borja's und Granada's Schriften hatte er dem Index entrissen, der heiligen Teresa war er aus einem Richter der rettende Engel geworden. Um sie zu verderben, hatte man ihm eine Schrift von ihr in die Hände gebracht, aber er dankte ihr als ihr Kapellan für die geistliche Förderung, die ihm dieser Edelstein gewährt

habe. Er las lieber Psalmen, als Abhandlungen über die von den Theologen viel behandelte, nie zum Schlusse gebrachte Frage: ob man Tauben halten dürfe, die von fremden Feldern leben?

Leon's Flehen um eine Freistatt zum Tode, das Verzichten auf menschliche Gerechtigkeit mahnte ihn an seine Pflicht und weckte sein Mitleid. Er forderte die Processacten zur Revision nach Madrid. Wahrscheinlich hat das Officium aus Furcht vor Ungnade oder auf eine bestimmte Weisung die alte Bahn verlassen.

Zum zweiten Male wurden siebenzehn Sätze über Leon's Irrlehren denselben Censoren vorgelegt, die vorher auf ihren Eid ein Votum gegeben, woran, wie sie wussten, das Leben des Gefangenen hing. Und dieselben Menschen urtheilten, wieder auf ihren Eid, über dieselben Thesen fast entgegengesetzt, weil die Intention der Inquisitoren eine andere geworden. Nun hiess es plötzlich: es sei anzunehmen, Leon wolle katholisch sprechen, seine Behauptungen liessen einen katholischen Sinn zu, nur die Worte seien nicht ganz die richtigen, aber eine irrige, verwegene, scandalöse Lehre enthielten sie nicht. Der Fehler liege nur in der Mittheilung an Studenten, unter denen die Vorwitzigen, die Frechen, die Freigeister und die Unruhigen sie gern aufgegriffen haben würden, die Einfältigen und Schwachen auf unerbauliche Gedanken hätten geführt werden können. So gut auch Argumente und Citate seien; forderten sie doch ein sehr frommes, gelehrtes, aufmerksames Auditorium, um nicht zur Verachtung der kirchlichen Uebersetzung Anlass zu geben. Einzeln gefasst enthielten die Thesen Bedenkliches, das aber durch den Zusammenhang, in dem sie zu nehmen seien, sich sehr mindere.

Selbst Ramos, dieser fromme Guardian von S. Francisco, der Alles gethan, um Leon zum Feuertode zu bringen, reducirte sein Geschrei über Ketzerei auf Klage über Unbesonnenheit. Jetzt plötzlich wusste er: der Bischof von Salamanca sage in seinem Buche über Irrthum und Unwissenheit: Keine Strafe verdient, wer in gutem Glauben die Wahrheit suchend in den schwierigsten Dingen geirrt hat. Jetzt fielen den Censoren die Schuppen von den Augen, die sie für den Zusammenhang der vorgelegten Sätze blind gemacht hatten. Jetzt sahen sie an, was er gemacht hat, und es war sehr gut. Jetzt ward der überführte Irrlehrer zu einem in der Schrift und den heiligen Sprachen grundgelehrten Manne, von dem, auch wo er fehle, die beste Absicht vorausgesetzt werden könne. Nur noch an einer Stelle entdeckten sie etwas, was an Häresie streife, und desshalb hatte Leon die Qual von funfzig Verhören gelitten, desshalb war er behandelt, als ob bereits zu seinem Autodefé das vexilla regis prodeunt angestimmt werde.

Von der Unschuld Leon's überzeugt, hatte Quiroga, um der Form zu genügen, die Prüfung der Acten der ständigen Commission von Juristen vorgelegt. Vier Mitglieder, ächte Consultoren der Inquisition, stimmten für Befragung Leon's auf der Folter über seine Absicht bei Mittheilung der Propositionen. Mild fügen sie hinzu, mit Rücksicht auf die Schwachheit des Beklagten sei die Marterung mässig und mit den angemessenen Pausen zu vollziehen. Die fünf Uebrigen verwarfen jede Strafe; Leon solle im Saale des Officiums getadelt werden, weil es bedenklich sei, in solchen Zeiten solche Fragen zu behandeln, Unzuträglichkeiten könnten daraus entspringen, Gefahren und Aergernisse folgen. Im grossen Hörsaale zu

Salamanca habe er sich vor Professoren und Studirenden über die bedenklichen oder vieldeutigen Sätze genügend zu erklären. Der Ordensprälat müsse ihm untersagen, Vorlesungen zu halten, mit der Mahnung, seine Studien auf nützliche Gegenstände der heiligen Wissenschaft zu richten. Die Bearbeitung des Hohenliedes sei zu verbieten, Bücher und Papiere Leon's dem Officium zu belassen. So möge es dem Grossinquisitor und seinem Rathe belieben.

Ihnen gefiel es nicht so, weil es nicht mild genug war. Der Spruch der Suprema ging noch weiter. Ohne die Confession vor der Universität zu fordern, entband er den Angeklagten von der Instanz und ermahnte ihn, nun wohl zuzusehen, wie und wo er Gegenstände von solchem Gewichte und solcher Gefahr behandle. Er empfahl Mässigung und Klugheit, um Anlass zu Aergerniss und Irrthum zu meiden. Das Tribunal von Valladolid ward beauftragt, ihn zur Bewahrung des Geheimnisses über den Process zu verpflichten und ihm christliche Liebe gegen Alle zu empfehlen, die gegen ihn gezeugt. Eine solche Mahnung zur Bruderliebe unter Hinweisung auf die Folter gehört zum pastoralen Stile der Inquisition.

Fünf Jahre waren im Kerker durchlitten, wie eine lange Nacht, in der die blutdürstige Macht der Feinde ihre Zeit hatte zum Werk der Finsterniss. Leon hatte an den Aufgang der Morgenröthe geglaubt, wo die Bosheit der Hölle sich vor dem Lichte verbergen muss, wo Recht und Tugend wieder aufleuchten. Wie hatte er betend sich nach dem Aufgang gesehnt, wie um sein Recht gearbeitet und gekämpft mit gebundenen Händen und verwundetem Herzen! Wie oft war er durch die dunkeln Gänge des Gefängnisses in das Verhörzimmer

gewandert, hoffend, endlich würde das Thor sich öffnen, das ihm das Leben verschloss! Und immer wieder hatte er die Schritte zu der Stätte der Qualen zurück lenken müssen.

Am funfzehnten December 1577 geht er noch einmal den wohlbekannten Weg. In den grossen Saal des Gebäudes wird er geleitet; die Inquisitoren, der Fiscal und die Secretäre sind versammelt; ein Priester liest ein Gebet. Dann verkündet Guijano das freisprechende Urtheil, eine Urkunde darüber wird abgefasst und unterschrieben, damit Leon Alles, was Amt und Stand fordere, ohne Makel und Strafe ausüben könne. Der Gehalt vom Tage der Gefangennahme an wird ihm angewiesen. Frei stand er da, nicht nach Gunst, sondern nach Recht, ohne erkaufte Vermittler, ohne verbotene Künste, durch die Macht Gottes, der dem Unschuldigen hilft. Was er auf Erden kaum mehr erwartet, war ihm geworden. Mit dem Gedanken hatte er sich befreundet: erst wenn er das Kleid des Todes abgelegt habe, werde seine Unschuld vor dem Throne des Lammes offenbar werden, und er unter denen stehen, die aus grosser Trübsal kommen. Jetzt meinte er, die Geschichte des Jonas wiederhole sich an ihm: aus der Gewalt eines Ungeheuers, das ihn verschlungen und in sich begraben habe, sei er errettet.

Wie er's in glücklichen Tagen gedichtet, wie es im Elend noch als Traumbild ihn umgaukelte, so ward's erfüllt.

Mit hundert Zungen verkündete die Fama, überwunden seien die Schlange, die ihn mit giftigem Zahne morden, der wilde Tieger, der ihn zerreissen wollte, und in

leichtem Fluge schwebe die Siegesgöttin herab, den Sieger mit Freude und Ruhm zu bekränzen.

Fünftes Kapitel.

Siegen.

Die Niederlage der Inquisition zu Valladolid erregte in Salamanca unter den Freunden der Wahrheit und des Rechts allgemeine Freude. Den Befreiten umgaben ihre Beweise, als sich Alles, was berühmt und gelehrt war, glückwünschend in seine wiedergewonnene Zelle drängte, als der Augustinergeneral ihm die Licenz zu Vorlesungen erneute, mit der Verpflichtung, sich sogleich um eine Professur zu bewerben. Die letzte Verfügung enthielt eine absichtliche Demüthigung des heiligen Gerichts.

Am neunundzwanzigsten December verfügte der Rector der Universität, Alvaro de Mendoza: Der Pedell Gomez Rolles hat auf Morgen zwei Uhr Nachmittags den Senat einzuladen. Gegenstand der Verhandlung sind Mittheilungen, die Maestro Fray Luis de Leon vom Officium zu machen hat, damit der Senat, nachdem er gesehen, gehört und befragt sei, Antwort ertheile. Keiner darf fehlen bei der Strafe, die sein Amtseid verhängt.

Am genannten Tage versammelten sich die Doctoren, Leon in ihrer Mitte. Medina, Castro und Cancer mussten dem gegenübersitzen, den sie statt im Ordenskleide im fogo revolto wiederzusehen gehofft hatten, dem Rocke, der mit umgewandten Flammen durchwirkt war. Der Rector verlas das Urtheil, und gab ein Zeichen auf das der Colegial von San Bartolomé, Benito Rodriguez, in den Saal trat. Er nahm das Wort: Luis de Leon hat von den Herren des heiligen Officiums volle Freiheit. Sie gebieten seine Restitution in Ehren und Würden auf den Lehrstuhl, den er zur Zeit der Verhaftung gehabt, mit allen Rechten. Der Senat wolle gemäss dieser Aufforderung verfahren, das Zeugniss des Tribunals lege er vor. Mendoza erwiederte: die ganze Universität sei erfreut über die glückliche Ankunft Leon's, sie lobten alle den Herrn für die grosse und besondere Gnade, die er der hohen Schule damit erwiesen, dass doch an den Tag gekommen sei, wie in ihr die reine Lehre getrieben worden und getrieben werde.

Rodriguez zog sich zurück. Leon empfing nun eine überschwengliche Lobeserhebung, die er innerlich mit dem soli deo gloria beantwortete. Er wehrte dem Weihrauche, indem er das Bibelwort in sich bewegte: Wer ist, der aufsteigt aus der Wüste wie eine Rauchsäule? Ward gesagt: es ist der Verlorene, der als Sieger kommt, der so vielen drückenden Leiden entging, der von Feinden umstellt, von den Seinen verrathen, so viele Stricke der Verleumdung zerriss, den die Moderluft des Kerkers nicht tödtete, die lange Dauer der Leiden nicht brach, den der Hass vereint mit der höchsten Gewalt des Verderbens nicht übermochte, dem so viele Pfeile den entblössten Leib zerrissen — — so sprach er in seinem Herzen: eine Säule des Rauchs ist es, mit der Gott war, der

alle Pläne der Bosheit vernichtend, die Frechheit der Geduld, die Schändlichkeit der Unschuld unterliegen liess.

Nachdem der Rector geschlossen, enthielt die erste Rede des Restituirten einen Verzicht, bei dessen Anhören sich die Feinde wie auf der Folter fühlen mussten. Leon bemerkte, sein Recht auf den Lehrstuhl des Durando sei unzweifelhaft, der gegenwärtige Inhaber Garcias de Castillo, Abt von San Benito, habe ihn auf seinen Wunsch zu räumen. Dieses Recht gebe er freiwillig auf und verlange ihn nicht wieder, so lange Castillo lehre. Vielleicht finde sich künftig ein anderer Platz, dann möge die Universität ihn berücksichtigen, falls sie es in ihrem Interesse finde. Dann berührt er kurz seine Vergangenheit. So wie die Herren die schlimme Nachricht von seinem Gefängniss gehört, möchten sie jetzt die gute günstig und mild aufnehmen. Die Leiden, die er so viele Jahre lang als Lehrer und nun im Kerker geduldet, dürften als Beweise seiner Unschuld dienen. Ehe er den Saal verliess, übertrug er seine Stimme für die übrigen Verhandlungen an Medina, als Beweis, wie er die Worte der Bergpredigt befolgte.

Diese christliche Grösse steigerte den Wunsch des Senates, ihn sogleich wieder lehrend mit der Universität verbunden zu sehen. Leon's Gedanken waren andere. Schon im Verzichten auf seine Professur offenbarte sich der Wunsch, ganz zurückzutreten. Die Kraft zum Wirken schien ihm gebrochen, keine Restitution könne die alte Frische und Freudigkeit erneuen. Der Blick in die Abgründe der Lüge wirkte nach und liess ihn vor dem Verkehr mit den unsichern, tückischen Menschen erschrecken.

Bald genug nahm er wahr, wie wenig sein Leid sie besänftigt habe, und wie der alte Hass ihn verfolge. An

die Wand seines Kerkers hatte er beim Heraustreten den Vers geschrieben:

Hier schlossen Neid und Lüge
Mich ein in engen Banden.
Das niedre Loos genüge
Des Weisen, der entgangen
Der bösen Welt, an Gott sich freut
In seiner armen Hütte,
Und neidlos, einsam seine Tage schliesst.

Die Worte wurden bekannt und giftig gegen Leon benutzt, den elenden Feigling, den aufgeblasenen Hohlkopf, den treulosen Mönch, den Hochverräther, den Feind der Inquisition.

Domingo de Guzman, der Sohn Garcilaso's de la Vega, schrieb darüber folgende Glosse, die von den Feinden möglichst verbreitet wurde: damit die Secte des Verderbens nicht die spanische Nation zerstöre, hätten die katholischen Könige die Inquisition gegründet, die Gott vor Augen habend so sicher zu Werke gegangen sei, dass Neid und Lüge nie Raum in ihr gewonnen. So streng sei des Officiums Gerechtigkeit, dass kein falscher Zeuge, kein schmeichelnder Freund ungestraft schaden dürften. Frechheit sei es, wenn der Freigesprochene sage, Lüge und Falschheit hätten ihn eingeschlossen. Ob sich Alvaro de Luna, Hannibal, Franz von Frankreich in elenden Lamentationen beklagt hätten wie er, als das Geschick sie niedergeworfen? Fromme Demuth nehme Gutes und Schlimmes hin, sie müsse die Burg des zurückgezogenen Weisen sein. Mit Ehrfurcht, nicht mit Verachtung möge Leon vom Schauplatz treten, nicht den Fuss in die Luft erhebend rufend: Gott sei Dank!

In solchon versificirten Schimpfreden ergoss sich

der adlige Defensor der Inquisition, um Leon die Mächte zu vergegenwärtigen, die ihn einst ihren Händen überliefert hatten, um zu verhindern, dass die brennende Wunde sich schliesse.

Wohl mochte es den Müden hinaustreiben aus dieser Welt. Als Salamanca das Opfer erneuter academischer Wirksamkeit verlangte, liess ihn nur die Einsicht nachgeben, an das Kreuz des Amtes sei der Berufssegen vornehmlich gebunden, kein Soldat dürfe, ohne von Gott versetzt zu sein, einen bessern Posten wünschen.

Zunächst übertrug ihm der Senat eine für ihn geschaffene ausserordentliche Professur. Als Ersatz für den Lehrstuhl des Durando, von dem hinweg er auf Befehl der Herren vom heiligen Officium gefangen genommen worden, im Andenken an seine Person, sein Wissen, die lange Lehr- und Leidenszeit, an die Reinheit, mit der er aus dem Gefängniss hervorgegangen, giebt die Universität dem hochwürdigen Luis de Leon, Augustiner, einen Jahresgehalt von zweihundert Ducaten, damit er an jedem Vorlesungstage eine Stunde über die Schrift lese. Die Genehmigung des Königs und der Herren vom Staatsrath wird sie einholen.

Sie ward gegeben und Leon konnte wieder das Catheder betreten. Als der aus den Händen der Inquisition befreite Juan de Avila zuerst in der Kirche San Salvador predigte, wo man ihn vor der Verhaftung zuletzt gehört, begann er, nachdem Trompeten und Posaunen verstummt waren: bittet für die, die mich verleumdet haben, und ging sofort zum Texte über. Aehnlich Leon bei der ersten Vorlesung. Mit Spannung ward auf die Anfangsworte gehorcht, man kannte seine feine Ironie, seine erschütternde

Beredtsamkeit. Er begann: wie wir bei unserer letzten Zusammenkunft bemerkten; dann fuhr er gelassen fort zu lesen, als hätte er gestern sein Heft geschlossen. Die innere Hoheit, die aus diesem Schweigen sprach, musste die Hörer ergreifen.

So stand er wieder in dem gewohnten Tagewerk, das er fortsetzte, als ihm bei nächster Vacanz die erste Professur der Exegese zu Theil wurde, dem Range nach die angesehenste in Salamanca. Nun konnte er sich zum Symbol die Weide nehmen, mit dem Beile an der Wurzel, dazu die Worte: je mehr gestutzt, um so mehr treibt sie.

So selten es war, einen von der Inquisition Angetasteten am Hofe Philipp's zu sehen, überwand doch Leon's Ruhm die Bedenken. Als theologischer Consultor hatte er dem Hofe Gutachten einzusenden, eines ist uns erhalten über Handelscontracte und Bergwerksverpachtung. Er widerräth einmal eine vom Könige gewählte Maassregel offen als Wucher.

Nicht als wären ihm aus den fremdartigen Beschäftigungen besondere Freuden erwachsen, die entsprangen allein seinen exegetischen Arbeiten. Schon im Gefängniss hatte er sich wie durch ein Gelübde dazu verpflichtet. Eine amtliche Nöthigung trat, die Erfüllung beschleunigend, hinzu. Der Provinzial der Augustiner in Castilien, Pedro Suarez, schrieb: Weil wir wissen, dass du vieles zur Erklärung der heiligen Schrift und zur Aufhellung theologischer Quästionen Gehörige verfasst hast, dessen Veröffentlichung sehr nützlich sein würde, so gebieten wir dir laut Inhalt dieses Schreibens, kraft unseres Amtes und des heiligen Geistes, und gemäss der Verpflichtung der heiligen Obedienz, zuerst den Commentar zum Hohenliede drucken zu lassen, und

dann Alles, was du zur Schrifterklärung und über theologische Gegenstände geschrieben hast. Der Augustinerorden wollte sich an dem Ruhme seines wiedergewonnenen Lieblings freuen, dessen Werke in Gefahr waren, durch Freibeuter aus andern Orden unter dem Namen der Diebe herausgegeben zu werden. Hatten doch Einige diese Dieberei schon während Leon's Haft begonnen.

Durch die amtliche Weisung wurden die litterarischen Pläne modificirt. Es unterblieb die Ausführung eines Werkes über die Ignoranz der Prälaten und ihre elende Verachtung von Wissenschaft und Professoren. Ueberschütten, begraben wollte Leon sie unter der Masse von Zeugnissen und Gründen, obgleich sie weniger Hiebe mit Gründen als mit Geisseln und Ketten verdienten. Für die Geschichte des geistlichen Standes im Stammlande des Jesuitismus wäre die Arbeit sehr wichtig und gewiss wirksamer gewesen, als der lateinische Commentar zum Hohenliede, dessen Druck der Provinzial begehrt hatte. Dann sollten erst die grossen Tractate folgen, voll tiefer Quästionen, die sehnsüchtig erwartet wurden.

Freunde drängten den Autor, den wohlbekannten Gönnern jeden Anlass zum Argwohn durch eine lateinische Bearbeitung des Hohenliedes zu entziehen. Lange war er muthlos ausgewichen, das Eigenthümliche, was er bieten konnte, womit aufzutreten er ein Recht hatte, enthielt die spanische Arbeit. Die Menge allegorischer Auslegungsschriften zu mehren, widerstand ihm. Was vermochte er in diesem Bereiche, das neben den Leistungen Anderer zu stehen verdient hätte? Ihm missfiel, was er schrieb, verstimmt legte er die Feder nieder. Wolle man den Geist hinzwingen, wohin er nicht möge, so folge er ungern und gedrückt, sparsam und launig gebe er Ge-

danken und Worte. Es schmerzte ihn, sich so mit einem Buche beschäftigen zu müssen, das der Liebe und des liebevollen Fleisses so werth sei. Vielleicht berühre doch einen Leser die Flamme der göttlichen Liebe in diesem Buche und er vergebe dann gesuchte Deutungen *).

An die Uebersetzung, deren aus der Vulgata stammende Mängel der Commentar, lockend gegen den gefährlichen Stachel, corrigirt, schliesst sich die Darlegung des historischen Sinnes, meist dem spanischen Werke entnommen, sehr verkürzt, des Schönsten beraubt. Dann folgt die Angabe der geistlichen Bedeutung, welche die Worte im Munde Gottes und der Kirche, Christi und der Seele haben müssten. In reicher Ausführung wird entwickelt, wie Gott die Seele vom ersten Moment der Bekehrung durch Sehnsuchtszug, Prüfung und Erleuchtung zur vollkommenen geistlichen Ruhe führt. Alles bezieht der Autor zugleich auf die gläubige Seele und die Kirche, den Versuch, da zu scheiden, verwirft er als resultatlos. Auf den historischen baut sich ihm der geistliche Sinn. Nicht Wort und Wort, sondern Sache und Sache deutet er durch einander. Seine Ehrfurcht vor der Schrift verbot ihm, jedem Worte allegorische Schätze abzupressen.

Machen Mystiker, wie Juan de la Cruz, das Hohelied zu einem völlig verschlossenen Garten und zum ver-

*) Fr. L. Legionensis in cantica canticorum Salomonis explan. Salam. 1580. dem Cardinal Albrecht von Oesterreich gewidmet. Nur der Titel ist etwas verändert in der Ausgabe Paris 1608, wohl um dem Verdacht zu begegnen, es sei nur Uebersetzung des spanischen Commentars. In Catalogen werden beide Ausgaben als verschiedene Werke aufgeführt. Wörtlich abgeschrieben ist das Buch von Geronimo de Almonacis, Professor, Decan und Inquisitionscommissar zu Salamanca und als seine Arbeit edirt 1588. Possevin hält Leon für den Fälscher.

siegelten Quell, so zeigt Leon auf die Erfahrungen der Frömmigkeit, die Anfechtungen, die sie wie Schatten die hellen Körper begleiten, auf die Beziehungen zwischen Leiden und Gnaden, auf die Wege, Führungen und Hülfen Gottes, auf die Gluth seiner Liebe, womit er in uns seine Gaben krönt und der Seele, die erst anfing sich ihm hinzugeben, zuruft: wie schön bist du!

Im kirchenhistorischen Theile werden die Verderbnisse der Prälaten gegeisselt, die Unwürdigkeiten der Hoftheologen, die keine Helden Israels seien, trotz ihrer Stärke im Erschleichen der Würden durch Hofkünste. Die Wächter, von denen Sulamith leidet, bedeuten die Priester, die Feinde der ächten Frömmigkeit, die ihre schlimmen Künste verachtet, bedeuten die tyrannischen Bischöfe, welchen priesterliche Macht und vornehme Herkunft nur Mittel sind, die Gläubigen zu morden. Von jeher haben Priester Propheten getödtet, auch in Spanien haben Bischöfe mit dem Schein der Gottseligkeit ohne ihre Kraft so viele gelehrte und fromme Geistliche durch Verleumdung und Gewalt vertrieben, ja zum Tode gebracht.

Leon benutzt die mystischen Theologen, besonders Bernhard, gesteht aber, man irre, wenn man in Büchern allein suche, was nur die eigene Erfahrung der Liebe Gottes gewähre.

Die Deutungen des Einzelnen sind oft tiefsinnig und glücklich, oft gesucht und phantastisch. Die duftenden Salben sind z. B. die Zeichen des Wesens und der Nähe Gottes in Natur und Schrift, seine Spuren, die von ihm zeugend nur zur Liebe reizen sollen, denen wir bei jedem Schritte begegnen.

Die Stelle: die Jungfrauen lieben dich, wird erklärt von den reinen Seelen, die im Guten beharrlich, scharfsinnig und scharfsichtig, in und aus allen Zeichen Gottes ihn erkennen, die als Züge von ihm alle Worte von Gott, die sein Wort enthält, fassen, wofür Sündern das Ohr verschlossen ist.

Das Wort: ich schlafe, aber mein Herz wacht, ist als Beschreibung der Entzückung gefasst. Doch bescheidet sich Leon, nicht darstellen zu können, was der Geist der Frommen in diesen Zuständen fühle. Während er dasjenige sehr kurz behandelt, was, indem man es verständlich machen wolle, leicht missverstanden werde, kann er nicht weg von solchen Stellen, wo das Stückwerk des Glaubens und der Heiligung vollendet erscheint. In himmlische Süsse seien sie getaucht und göttlichen Sinnes so voll.

Seltsame Abschweifungen begegnen dem Leser. Gelehrte Excurse bringen Resultate neuer Forschung über Sprachliches, etwa über den Wechsel der eigentlichen und allegorischen Redeweise bei heiligen und profanen Autoren; dogmatische und polemische kämpfen gegen Calvin, politische eifern gegen die Zwangsbekehrungen in Indien, deren Quellen Habgier und Raubsucht seien, oder decken staatliche Schäden Spaniens auf. Am Schlusse wird ein dunkles Bild aufgestellt: von tödtlichen Leiden sei das Reich angefallen, unheilbare Krankheiten wühlten im Körper der Kirche, Vieles mahne an den Untergang der Dinge.

Leon entgeht das tiefe Verderben nicht, das damals vom Glanze Spaniens bedeckt tief unter der Oberfläche zerstörend wirkte. Berauscht von den geistlichen

Genüssen des Hohenliedes spricht er mit christlichem und staatsmännischem Scharfblick doch eine Weissagung über die Folgen der Regierung Philipp's aus, die bald bittere Wahrheit geworden ist.

Das Buch, dem der Verfasser so wenig wohl wollte, fand eine sehr günstige Aufnahme. Rasch folgten sich die Ausgaben. Man pries die klare Darlegung des Zusammenhangs, die Reinheit, womit der Strom der Rede hinfliesse, die ascetischen Partien. Lange hat es sich in Spanien als ein Mustercommentar erhalten *).

Weit mehr hätte die Auslegung des Buches Hiob eine solche Stelle verdient, an der Leon seit langer Zeit gearbeitet. Die Carmeliterin Ana de Jesus, die Freundin der heiligen Teresa hatte ihn dazu veranlasst. Sie wünschte, wie die Ritter die Heldenthaten der Vorfahren, so in ihrem Leidensdienste die grossen Thaten der Geduld Hiob's zu kennen. Leon sollte ihr dazu helfen, keine der gelesenen Erklärungen befriedigte sie. Er gab eine Uebersetzung in schönem Spanisch, die doch treu das Colorit des hebräischen Textes bewahrte.

Der Commentar trägt den Charakter der ersten Arbeit über das Hohelied. Gleiches Emporsteigen durch die Aufschlüsse, die die Wissenschaft bietet, zum Vollsinn, den der Geist des Glaubens öffnet. Die gleiche, ernst eindringende, sich nichts ersparende Arbeit im Sprachlichen und Psychologischen. Die Reden sind mit liebevoller Sorgfalt behandelt, ihre Tiefe, Schönheit und Süssigkeit sollte den Leser überwältigen. Die feinen Unterschiede in Anlage und

*) Gedruckt 1779.

Tendenz werden aufgezeigt. Was Wiederholung schien, erscheint als eigenthümlicher Fortschritt. Selten stehen mehrere Erklärungen neben einander; geschieht's, so sind sie jedes überflüssigen Wortschwalls entkleidet. Gewöhnlich wird nur eine, sich am einfachsten aus dem Texte ergebende, mitgetheilt. In der Auffassung der Naturschilderungen begegnet uns der Zug zur Biblia Naturae, die der spanischen Theologie seit Raymund de Sabunde eigen geblieben ist. Naturliebe, Naturkunde und frommes poetisches Naturgefühl vereinen sich darin. Psychologische Einzelheiten jenes einzig grossartigen Seelengemäldes beleuchtet Leon als ein durch Leidenstiefen Gegangener. Scholastische Elemente, erbauliche Ergiessungen, wie sie Gregor's des Grossen Erklärungsschrift überschwemmen, finden sich nicht. Auf der Sprache ruht ein Hauch des Alterthümlichen, der ernsten Majestät. Man empfindet, wie die heilige Schöpfung den Erklärer ergriffen, und ihre Sprache ihm das Wort inspirirt hat. Noch heute könnten die Commentatoren aus Leon's Arbeit wissenschaftlichen und religiösen Gewinn ziehen.

In bescheidenern Gebieten bewegt sich dasjenige seiner Bücher, das den weitesten Leserkreis gefunden hat. Es ist ein Frauenspiegel, „die vollkommene Hausfrau" *). Die christliche Ehe ist darin dargestellt, besonders nach den Gaben und Pflichten, die sie der christlichen Hausfrau bringt. Der Verfasser kennt kein Kleinod unter der Sonne, das mit solchem Glanze das Leben verschöne, als eine christliche Hausmutter mit ihrer Treue, Lauterkeit, Liebe, Frömmigkeit und Wahrheit.

Indem er sie schildert, will er einen Wegweiser durch

*) La perfecta casada. Salamanca 1582 und später sehr oft. Uebersetzt. Wien 1847.

das gefahrvolle Familienleben bieten, und der Verachtung der Ehe begegnen, die von der Bigotterie der Frauen ausging. Alle wollten Nonnen sein oder scheinen. Waren sie es nicht, so galt die Vernachlässigung des weiblichen Berufs als Zeichen hoher, dem Irdischen abgewandter Gesinnung. Ein Tadel, den sie über einen Punkt der Toilette nicht ruhig hingenommen, liess sie gleichgültig, wenn er das verkommene Hauswesen traf. Ebenso misshandelt schien ihm die Ehe von den zarten Modedamen, die sich zu verheirathen für nichts anderes hielten, als aus dem Hause der Eltern in das des Mannes treten, aus der Knechtschaft in den Genuss. Sie wälzen sich im Schlamme des Reichthums, Seide ist zu rauh, Rosen sind zu hart, kein Wort können sie reden, ohne angegriffen zu sein; Luft und Sonne erregen ihnen Erschöpfung, wie zermalmt fühlen sie sich, wenn sie fest auftreten sollen. Aus keinem stinkenden Sumpfwasser, meint er, entständen so ekelhafte Würmer, als Laster aus der Faulheit der Frauen, die meinten: Leben heisse Besuche machen, am Fenster kokettiren, klatschen und spielen.

Solchen Missgestalten will Leon das Ideal der Hausfrau entgegenstellen, wie sie fromm, einfach und still dem Gatten Trost, Freude und Erquickung, den Kindern Liebe, den Hausgenossen ein schönes Zusammensein schenkt. Hatte er in der Erklärung des Hohenliedes die Herrlichkeit der Liebe im Tone eines Minnesängers gefeiert, so fasste er hier die strenge Wirklichkeit des häuslichen und Familienlebens in's Auge mit ihren Segnungen und schweren Aufgaben, mit dem täglichen kategorischen Imperativ. Ausgehend von der Erkenntniss des Wesens der Frauen nach Licht und Schattenseite lässt er dieses Wesen christlich umgebildet in allen Gebieten des weib-

lichen Wirkens sich offenbaren. Er thut es in einer Weise, welche die bei Humanisten und Casuisten übliche Behandlung des Gegenstandes weit hinter sich lässt.

Die Erörterungen knüpft er an das alphabetische Lied am Schlusse der Proverbien, wo der königliche Prophet seine Mutter schildernd eine vollkommene Hausfrau darstelle. Jeder Vers bildet einen Abschnitt, in dem Leon wohl einige seiner Erfahrungen, vornehmlich aber das aussprechen will, was Gottes Wort für alle Frauen enthalte, das ihnen die Nadel in die Hand gebe, den Spinnrocken hinstelle, die Spindel in der Hand sicherer mache. Wie die Reisenden in der neuen Welt sich von den Kundigen unterrichten liessen, deren Wort Karten und Bilder ersetze, so lasse er sich von der Schrift weisen. Er will das ganze Wirken der Frauen im Lichte göttlicher Anordnung und heiliger Vorbilder zeigen, daher dieser Weg.

Es ist überraschend, wie er dabei das Frauenleben malt, welche genaue Kenntniss des Details ihm Beobachtung und seelsorgerischer Verkehr verschafft hat, bis auf die Stickmuster, die Schmucksachen und die häuslichen Fehdetage. Er flicht seine Erfahrung etwa über eine Dame ein, die er nie anders als scheltend sah, scheltend bei der Tafel, wenn die Sonne aufging und sank, an Fest- und Wochentagen, Monate, das Jahr hindurch. Schelten schien ihr einziges Amt, immer vernahm man die rauhe Stimme, immer klang die Peitsche und flog der Pantoffel. Hell hebt sich neben einem solchen Porträt die gute Hausfrau ab, die dem Monde gleicht, der in klaren Nächten sich freut, umgeben von den ewigen Lichtern, die an ihm sich zu entzünden scheinen, ihn ehren und anschauen. So mild leuchtend steht sie im Hause und zieht Augen

und Herzen an sich. Zart und gemüthvoll ist die Schilderung des häuslichen Glücks, keusch und edel die Darstellung ehelicher Beziehungen. Der harte Tadel ist nicht ohne Mitleid, die Verurtheilung der Modethorheiten umspielt gutmüthige Ironie. Der Ton entspricht dem Gegenstande; meist ist er einfach und schlicht, selten, etwa in der Stelle vom Heroismus der Frauen, hebt er sich. Traut und anheimelnd wird die stille Häuslichkeit geschildert, der Segen des Schattens der vier Wände. Wie ein Schiff ist die Thätigkeit der Frau, das, während die Ruderer schlafen, von Niemand geführt weiter fährt, sie gleicht den Fischen, die nur im Wasser sich bewegen, ausser ihm liegen sie wie todt. Sieht sie der Mann walten und dienen, es stärkt ihm das Herz. Hinter jedem Worte, durch das sie einwirken will, steht dann eine Macht, der er doch nicht widersteht, er müsste etwa ein Löwe sein, vor dem sie die Flügel ihres Herzens hängen lassen muss. Darin bestehe die Grandeza und Nobleza nach dem Urtheile des heiligen Geistes.

Arbeitend verwandelt die Frau das Verachtete in Werthvolles, wie die Indienfahrer gegen Stecknadeln Gold und Edelsteine eintauschen. Das vom Manne Unbeachtete verwendet sie sorgsam. Wie die Ilias, dieses grosse Bild hellenischen Lebens, Helena, Nausikaa und Penelope spinnend und webend schildern, wie der Braut bei den Römern an der Schwelle des Hauses der Rocken entgegen gehalten wurde, wie die Pythagoräerin Teana bekannt und genannt war durch Frauenarbeit, so soll auch die Herzogin Nadel und Fingerhut führen, nicht für den eigenen Bedarf, sondern für verlassene Kinder und Arme. Gewiss würde dann der Mann sie von den vielen qualvollen Arbeiten lossprechen, Ritterromane zu lesen, Sonette und Liebesbriefe im Busen zu tragen.

Früh soll sie, die Sonne des Hauses, sich erheben, denn sobald Gott das Licht sendet, sollen wir es nach seinem Willen nehmen. So lange sie fehlt, ist das Haus ein Volk ohne König, und die Festung den Dienstboten offen.

Diese würden zu Feinden durch die angeblich vornehme Behandlung, während sie in einem christlichen Hause als Glieder der Familie zu gelten hätten. Leon gedenkt einer Christin, die aus ihrem Pallaste ein Rettungshaus für Dienstboten machte; verkommene, schutzlose Mägde nahm sie auf und arbeitete an ihnen in glaubensvoller Treue. Die besten Resultate krönten ihre Arbeit. Als sie eine Ungebesserte entlassen musste, klagte sie sich an, dass unter den von Gott ihr Gegebenen eine elend von ihr gehe.

Fordert der Verfasser eine mütterliche Stellung der Frauen zu dem Gesinde, wie viel mehr zu den Kindern, deren Erziehung nur die unchristlichste Gewissenlosigkeit Miethlingen übergeben könne. Unter keiner Form lässt er diese Gnade finden, nicht als Pflegerinnen oder Gouvernanten will er sie dulden, nur der Muttertreue und dem Muttergebete gehöre die Erziehung. Wiederholt straft das Buch die Heidinnen, die Eitelkeit und Putzsucht um allen Christensinn bringt.

Er entwirft Bilder des weiblichen Luxus, der den Mann zum Galeerensclaven des Kaufmanns und des Goldarbeiters mache, der wie eine Sandbank den Schiffbruch des Besitzes herbeiführe, wie ein grundloser Brunnen das Gut verschlinge. Das Thema wird oft von spanischen Theologen behandelt. Sie meinten, seit der Sündfluth habe es keine so eitle, kokettirende Weiber gegeben, wie die spanischen Señoras, die wie lebendige Schminkbüchsen umherwandelten.

Leon eifert gegen die Schminke, deren Früchte Aerger, Krieg, Argwohn, Stricke des Verderbens, Aergerniss, Tod und Verlassenheit seien. Sie führe zur Uebung in der Lüge, sei nur der Anfang viel ärgeren Betrugs, der die Ehre vergifte. Die Liebe des Mannes gelte dann nur einer maskirten Bettelschönheit, solche Liebe könne die Frau nur mit Verachtung im Herzen erwiedern. Statt in Frömmigkeit Seelenschönheit zu suchen, trägt sie einen Schmuck, der, wie das Brandmal den flüchtigen Sklaven, so die Buhlerin verräth. Sie umhüllt den Tempel Gottes mit dem Schleier des Satans, der aus ekelhaften Bestandtheilen gewebt ist. Ein abschreckendes Porträt wird den Damen gezeigt, die gleich gesottenen Krebsen und gefleckten Hunden zu Processionen und in die Kirchen liefen, um die Spiegel in ihren Andachtsbüchern mit lebendigen Spiegeln zu vertauschen. Da er fürchten muss, die Frauen würden ihn zerreissen, wenn er ihnen das Gift nehmen wolle, mit dem sie wie die spielenden Kinder sich schwarze Flecke beibrächten, führt er fremdes Geschütz heran: Tertullian's drastische Schilderungen, Clemens' von Alexandrien Citate, die Gravität des Ambrosius. Neben solchen Männern dürfe er trotz seines Amtes und Kleides gegen das Verderben der Frauenwelt zeugen, und die christliche Hausfrau preisen, durch die der Mann reich sei, wie durch eine Summe von Schätzen. Ihre liebevolle Gemeinschaft erhöht seine Freude, ihr milder Trost lindert seine Trübsal. Sie erquickt ihn in den Tagen der Mühe, die Hüterin des Hauses, die Lehrerin der Kinder, das Muster des Sohnes, in Ernst und Scherz, in Lust und Leid, in blühender Jugend und im müden Alter spendet sie süsse Liebe und Labung.

Berührt Leon in dieser Schrift selten das Gebiet des Erbaulichen im strengen Sinne, so tritt er mit seinem as-

cetischen Hauptwerke über die Namen Christi als Meister darin auf. Der Gegenstand schien ihm von glücklicher Vorbedeutung für sein Wirken als christlicher Volksschriftsteller. Keinen hätte er gekannt, der ihn mit solcher Macht fesselte. Das Thema des Buches lautet: Jesus ist das Heil, unser Heil, das ganze Heil, alles an ihm ist Heil, Heil ist er für Alle, Jesus sind seine Worte, seine Werke, sein Leben, sein Tod, kein Blatt an diesem Lebensbaume, das nicht Jesus sei. Die Herrlichkeit Christi soll dargestellt werden, wie sie Gott in dem Namen des Herrn als Hieroglyphen wunderbar enthüllt habe, so weit unser armes Herz sie fassen kann und soll *).

Der Namen sind viele, denn ganz drückt kein einziges Wort die Herrlichkeit aus, so wenig ein einziger Blick sie fasst. Wie man tropfenweise ein enges Gefäss mit Wasser füllt, so flösst uns der Geist Gottes in den Namen die einzelnen Seiten der Herrlichkeit Jesu ein.

In den drei Büchern behandelt Leon die Namen, auf die sich die andern zurückführen liessen, Sprössling, Antlitz Gottes, Weg, Hirt, Herz, Vater der Ewigkeit, Arm Gottes, König, Friedensfürst, Bräutigam, Sohn Gottes, Lamm, Geliebter, Jesus. Mit Absicht sind die Beziehungen des erniedrigten Gottessohnes vorangestellt, man müsse, um diesen Berg, dessen Gipfel im Himmel ende, zu ersteigen, damit beginnen, seinen Fuss zu betreten, den Weinberge, Getreidefelder und Weiden für die Heerden umgeben. Der Fuss ist das arme Leben der Erniedrigung, die Werke, die er als Mensch that, die Schmerzen für uns und von uns. Man steigt höher und trifft die Lebensweiden für seine Schaafe, den Weizen, der das

*) De los nombres de Cristo en tres libros. Salamanca 1585.

Herz stärkt, den Wein, der uns erfreut, das Oel, das heilt und erleuchtet.

Nach dem Vorgange der Alten, heiliger und profaner Autoren, wählte der Verfasser die dialogische Form. Durch die Humanisten Italiens, Poggio, Bracciolini und Philelphus, war sie, mehr Cicero als Plato nachgebildet, auch in Spanien beliebt geworden. Wegen der Anklänge an antike Vorbilder, obwohl man die tiefere Bedeutung der Form bei Plato nicht erkannte, behandelte man lehrhafte Stoffe gern in dieser Weise. Pedro de Navarra, Perez de Oliva rühmten ihre Leichtigkeit, die Abwechselungen, mit denen sie Monotonie und Langeweile fern halte. Leon behandelt den Dialog als Nebensache, oft wird das Gespräch durch Betrachtung in der Art der Predigt verdrängt.

Drei Freunde Leon's, Männer von Geist und grossem Wissen, Sabino, Marcelo und Juliano sind die Sprecher. Sabino ist Leon selbst. Auf dem Lande, am Ufer des Tormes, haben sie sich in einer Weinlaube gelagert. Lächelnd beginnt Sabino: die tiefen Geister macht der Anblick der Gefilde stumm, sehe ich das Grün, dann muss ich singen wie die Vögel oder reden. Juliano bittet ihn, ein Thema zu geben. Mit den Worten: das ist mein Wunsch und meine Hoffnung, nimmt Sabino ein Heft hervor, das Marcelo über die Namen Christi geschrieben. Mit wohlklingender Stimme liest er Abschnitte vor, über sie verbreitet sich das Gespräch.

Wie aber die Schiffer, ehe sie in See gehen und das Segel richten, das Auge nach oben gewandt, um glückliche Reise flehen, erheben sich die Sprecher und Marcelo hebt an: wer könnte von Christo und all dem Hohen reden, das seine Namen einschliessen, stärkte ihn nicht

die Kraft seines Geistes? Darum voll Misstrauen gegen uns lasst uns die Armuth unseres Erkennens bekennen, in den Staub unsere Herzen beugen und demüthig flehen, dass das göttliche Licht uns aufgehe, dass es die Strahlen seines Glanzes in unsere Seele sende und sie durchleuchte, damit wir in dem, was wir von ihm sagen wollen, fühlen, was seiner würdig ist, und die Zunge das würdig Empfundene in würdiger Form ausdrücke. Wer könnte von dir, o Herr, reden, wie es recht ist, ohne dich? Wer würde nicht im unermesslichen Ocean deiner Herrlichkeit sich verlieren, wenn du ihn nicht zum Hafen führtest! O einzige, wahrhaftige Sonne, Jesus, scheine in unsere Seele, leuchte hinein mit solcher Fülle des Lichtes, dass unser entzündeter Wille dich liebe, unser verklärtes Erkennen dich sehe, und unser Mund aus des Herzens Fülle von dir rede und zeuge, wenn auch nicht, wie du ganz bist, doch so, wie wir dich fassen können, damit alle Zeit alle dich preisen mögen."

Bei der Besprechung der Namen liegen die biblischen Hauptstellen, in denen sie vorkommen, zum Grunde. Sie sind so zusammengestellt, dass fortschreitend in jeder Stelle ein anderes Moment des Begriffes hervortritt. Nachdem derselbe vollständig entfaltet ist, wird nachgewiesen, wie er Christo beigelegt werden müsse, ja im vollen Sinne ihm allein gebühre. Einwendungen exegetischer Art werden widerlegt und am Schlusse das Bild des Herrn nach der Seite ausgeführt, die der behandelte Name umfasst. Dies geschieht so, dass man in den einzelnen Zügen die Wirkung fühlt, die das Anschauen des Herrn als Hirt, oder Weg, oder Friedensfürst bei dem hervorrief, der von der Gesundheit redend inne ward, dass sie ihm fehle, aber auch wer der sei, der allen Mangel stille.

Populär im höhern Sinne bleibt die Behandlung immer,

besonders durch die Durchsichtigkeit, welche tiefe, originelle Gedanken in allmähliger, eindringender, jede Falte hervorziehender Entwicklung erhalten. Glückliche Vergleichungen, Beispiele aus der Geschichte und dem Cultus Israels erleichtern das Verständniss dessen, was mit der Gluth der Herzensgewissheit vorgetragen wird. So oft auch ähnliche Gedanken wiederkehren müssen, ist doch Monotonie durch die Fülle sorgsam ausgemalter Bilder abgewehrt. Spricht Leon vom Berge, so schildert er nicht bloss die Höhe, den Umfang, auch die Bäume, die ihn schmücken, die Blumen an den Wurzeln, die Quellen in seinen Tiefen, wie sie die Ilanos durchziehen; die Steinbrüche, deren Material Mauern und Palläste bildet, Fürstenhäuser mit breiter, thurmgekrönter Mauer, mit langen Reihen kunstvoller Fenster, mit Galerieen, Portalen, Säulengängen, Sälen, deren Wände im Schmucke des Marmors und herrlicher Gemälde strahlen. In derartigen Schilderungen tritt der Dichter hervor. Sie sind von so poetischem Gehalt, dass sie gebunden in die dichterische Form, seinen religiösen Liedern sich würdig anreihen könnten.

Oft überfällt ihn das Gefühl der Schwierigkeit seiner Aufgabe, bei deren Lösung kein Vorgänger ihm helfe. Je mehr er die Segel spannt, um so länger findet er seinen Weg, und neue Meere zeigen sich, je weiter er fährt. Die schwierigsten Glaubenspunkte muss er berühren; Gefahren drohen rechts und links. Er ergreift die schützenden Hände der Kirchenlehrer Augustin, Bernhard, Thomas und Hieronymus. Aber der Nordstern, auf den er unverwandten Blickes hinschaut, ist die Schrift, aus sich erklärt, mit dem Schlüssel der Liebe Christi. Auch wo er beim Aufschliessen irrt, giebt er eigenthümliche, immer christliche Gedanken. Selbst ohne ihre mangel-

hafte exegetische Stütze können sie sich behaupten. Nach dem Kanon: was nicht biblischen Grund hat, gilt nicht und hilft nichts, gebildet sind sie nach dem Kanon.

Die Macht der Sünde und die Macht der Gnade lassen sich nicht biblisch treuer, nicht evangelischer darstellen. Jene in ihrer ganzen Furchtbarkeit das Band zwischen Mensch, Welt, Gott, Leib und Seele zerreissend, diese heilend, neue Lebenskräfte verleihend, nicht durch einen Gesetzgeber, sondern durch den schöpferischen Umbildner des ganzen Menschen, der sich den Seinen einflösst, sie in sein Herz nimmt, mit seinem Wesen nährt, wie er, da wir noch Feinde waren, die sündige Menschheit in sich aufnahm und für sie litt. So ist ihr Leben das aus Christo geborene, in allen Erweisungen eine Offenbarung und Abschattung des Herrn, des Vaters der neuen Geburt für all seine Kinder.

Energisch wird jeder Abschwächung dieser Stellung des Erlösers zu den Erlösten gewehrt, jeder Veräusserlichung dieses Lebensgeheimnisses der Wiedergeborenen. Das ist Christenthum, dass durch Christus das Mark der Seele gesundet, nicht Aeusserlichkeiten, Fasten, Casteiungen, die nur die falschen Propheten anpreisen, durch deren Irrlehren Jesus aufhört, Jesus zu sein. Leon straft die Seelenmörder, die der Menschen Sünden befestigen und vergolden. Ob er bedachte, wen er damit bannte, jene Prälaten seiner Kirche, die eine Messe zu San Francisco mit dem Erlass von dreissigtausend Jahren Fegefeuer belohnten, die Wunder des Lehnstuhls der Madonna priesen, die blutenden Bildern, wie dem im Sanctuarium zu Burgos, die Inschrift gaben: wer seinen Glauben verlor, kann ihn hier wiederfinden. Ueberhaupt bleibt in dieser Theologie wenig Raum für Maria und

die Heiligen. Was als Raub an Christo der Jungfrau zugetheilt war, giebt Leon dem Einen zurück, sämmtliche Attribute, mit denen Maria als Heil der Sünder geschmückt wurde, hat hier wieder Jesus, die Krone der Dinge, der Ocean der Lebenskräfte der Schöpfung. Alle sonstige Heilsvermittelung schwindet, wenn Christus allein aus Giftpflanzen, aus dürrem, zum Feuer bestimmtem Gesträuch Lebensbäume mit ewigen Blüthen und Früchten schafft. Wenn die Gläubigen nichts als ihn wollen, weil nur mit ihm die selige Reise gelingt, wo er der Weg, der Wächter, der Hüter und Schirm für seine Geschöpfe ist, die er adelt, vom Satan und von der Schuld befreit, die er schützt vor den Resten des Bösen und mit Pfändern und Vorgenüssen der zukünftigen Vollendung segnet. Doch es ist unmöglich, Einzelnes hervorzuheben. Leon spricht manche Gedanken über Weissagung, Sündlosigkeit Christi und Satisfaction aus, die noch in der heutigen Theologie gelten. Eine Probe mag seine Behandlungsweise veranschaulichen.

Der sechste Abschnitt des dritten Buches handelt von Christo dem Hirten. Er selbst sagt: ich bin der gute Hirt. Man kann manche Gründe dafür anführen, einige beziehen sich auf sein Werk, andere auf Eigenschaften seiner Person und seines Lebens. Das Hirtenleben ist ruhig, vom Getümmel der Städte, ihren Genüssen und Lastern geschieden. Daher ist's verhältnissmässig rein, seine Geschäfte und sein Verkehr tragen dazu bei. Seine Freuden entspringen aus den einfachsten, reinsten und natürlichsten Dingen. Aus dem Anschauen des freien Himmels, aus der reinen Luft, aus dem Schmuck des Feldes, dem Grün der Kräuter, der Schönheit der Rosen. Die Vögel mit ihrem Gesange, die Wasser mit ihrer Frische

erquicken es. Daher ist's das älteste, naturgemässeste unter den Menschen; gleich im Anfange der Geschichte gab es Hirten. Die besten Männer haben es geführt, David und die Patriarchen. Nach dem Zeugniss aller Dichter ist's der Liebe und der Freundschaft besonders offen.

Das Amt des Hirten aber, obwohl ein Lenken und Regieren, unterscheidet sich doch von allen Weisen, in denen das sonst geschieht. Hirtenregiment ist kein Gesetzgeben, nur Weiden und Nähren der Gehüteten. Dann verfährt es auch nicht mit allen zu allen Zeiten nach einer Regel, sondern jeder Zeit, jedem Anlass passt es das Regieren an. Es vertheilt sich nicht auf viele Diener, Einer verwaltet allein, was die Heerde bedarf, er giebt Futter, tränkt, scheert, badet, heilt, straft, erquickt, vertheidigt sie, er hilft und musicirt. Der Eine sammelt, was sich zerstreute, bringt die Vielen in eine Hürde, ohne ihn würde jedes für sich wandern. Daher sagt die Schrift immer von den Zerstreuten, Verirrten und Verlorenen: sie sind wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

Sehen wir nun, ob Christus dieses hat, und auf die Vorzüglichkeit, in der er es hat, die ihm Recht giebt auf den Hirtennamen. Christus lebt auf Gefilden, er geniesst den freien Himmel, Einsamkeit und Ruhe liebend, freut ihn das Schweigen dessen, was das Leben beunruhigt. Wie, was man auf der Flur gewahrt, das Reinste und Einfachste vom Sichtbaren ist, das Original dessen, was sich daraus mischt und bildet, so ist das Lebensreich, worin unser herrliches Gut lebt, die reine Wahrheit, die Lauterkeit des göttlichen Lichtes, das Urbild des Seienden, die festen Wurzeln, aus denen alle

Creaturen stammen und auf denen sie ruhen. Wenn man so sagen darf, da sind die reinen Elemente, die ewigen Blüthengefilde, die Gänge der Lebenswasser, die Berge voll tausend köstlicher Güter, die schattigen, traulichen Thäler, die Gebüsche in ewiger Frische, da blühen von jeder Verletzung frei Buchen, Oliven, Aloen und die andern duftenden Bäume; Schaaren von Vögeln wohnen in ihren Zweigen, nie betäubt die süsse, herrliche Musik.

Vergleichen wir mit diesem Lebensreiche unsere arme Verbannung, so sehen wir neben dem Frieden die Unruhe, neben Reinheit, Stille und Süssigkeit, die Unordnung, das Getöse, die Unruhe, das Widrige der lärmendsten Stadt. Hier Mühsal, dort Erquickung. Hier Spiegelbild, da Schauen. Hier schüchtern die Schatten der Dinge uns ein, dort beruhigt und erfreut die Wahrheit. Hier Dunkel, Getöse, Unfriede, da reinstes Licht in ewigem Sosiego. Mit Recht beschwört jene bräutliche Hirtin den Hirten, ihr zu zeigen, wo er weide, zeige mir, sagt sie, o du, den meine Seele liebt, wo du weidest, wo du ruhst am Mittag. Da ist der wahre Mittag, wo unbefleckt in seiner Fülle das Licht wohnt, wo unter Schweigen aller Unruhe nur die süsse Stimme Christi gehört wird, wie er in der Mitte seiner verklärten Heerde geräuschlos sich vernehmen lässt, indess sie mit unvergleichlicher Freude allein in ihrem Hirten lebt, sich selbst entfremdet sind die heiligen Seelen in ihn versetzt.

So ist Christus Hirt durch die Stätte, wo er lebt, durch die Lebensweise, die er liebt. Die Ruhe der Einsamkeit ist's, wie er das an den Seinigen erweist, die er immer in die Zurückgezogenheit, in die Stille ruft. Denn er will, was er liebt, soll auch ihnen wohlgefallen; wie er

als Hirt das Gefilde liebt, soll es seiner Schaafe Lust sein. Auf dem Gefilde finden sie Nahrung; die Gott nährt, müssen die Nahrung der Welt abthun, aus ihrer Nacht, aus ihren Stricken zur klaren Freiheit der Wahrheit kommen, zur wenig gesuchten Einsamkeit der Tugend, zur Entlastung von Allem, was das Leben verstört. Denn da wächst die Speise, die unsere Seele in ewiger Freude erhält, die nie ihren Geschmack verliert. Wo der Hirt lebt und geniesst, sollen die Schaafe sein, wie er sagt: sie kennen meine Stimme und folgen mir.

Aber ist Christus Hirt durch seine Wohnstatt, wie viel mehr durch sein Herz voll Liebe. Ihre Grösse kann kein Wort, keine Schilderung ausdrücken. Alle seine Werke sind Liebe, da er geboren ward, liebte er uns, und lebend liebte er, und liebend litt er, was er lebend that und sterbend litt, und jetzt in der Herrlichkeit zur Rechten des Vaters vollbringt, alles wirkte Liebe uns zu Gut.

Ist sein Thun Liebe, so übersteigt die Innigkeit, Zartheit, Sorgfalt, Eifrigkeit, Gluth und Intensität der Liebe, mit der er die Liebesthaten vollbrachte, Alles, was man sich vorstellen und aussprechen kann. Keine Mutter ist so besorgt, keine Braut so innig, kein Herz von Liebe so erweicht und besiegt, keine Freundschaft so gross, dass sie seiner Liebe nahe oder gleich stände. Bevor wir ihn lieben, liebt er uns. Wir beleidigen und verachten ihn in unserer Thorheit, und er sucht uns. Die Blindheit meines Auges und die starrsinnige Härte vermag nicht so viel, dass die brennende Sanftmuth seines süssesten Erbarmens nicht mehr vermöchte. Er wacht, indess wir, trotz drohender Gefahr, sorglos schlafen. Er wacht, vor Tagesgrauen erhebt er sich, er schläft und schlummert nicht. Immer sitzt er vor der Thür unseres

Herzens und ruft jede Stunde: thue mir auf, meine Freundin, meine Schwester, meine Braut, denn mein Haar ist voll Thau und meine Locken voll Nachttropfen; es schläft und schlummert nicht der Hüter Israels. Wie er Liebe ist als Gott — Gott ist die Liebe — so ist er Liebe und Sanftmuth als Mensch. Und wie alles Thun der Sonne, dieses Lichtquells Leuchten ist, unaufhörliches Aussenden ihrer Klarheit, so fliesst aus Christo, der lebendigen, unversiegbaren Liebesquelle, beständig Liebe. In Antlitz und Gestalt leuchtet stets dieses Feuer, aus ihm und seinem Thun brechen die Flammen hervor, dringen in unser Auge, und was von ihm sichtbar wird, sind Liebesstrahlen. Darum zeigte er sich, als er Moses zum ersten Male erschien, in den Flammen des Busches, ein Bild von ihm und von uns, von den Dornen unserer Rauhheit, von den vollen Liebesgluthen seines Erbarmens. In der sichtbaren Erscheinung bildete er die Gluth ab, die ihm das Innerste des Herzens in Liebe zu seinem Volke verzehrte. Gleiches gewahrt man in dem Bilde dessen, den Johannes im Anfange der Offenbarung zeigt, wenn er sagt: ich sah das Bild Eines, dessen Antlitz leuchtete wie die Sonne, die Augen wie Feuerflammen, die Füsse wie Erz, das im Ofen glüht, und sieben Sterne funkelten in seiner Rechten, der gegürtet war um die Brust mit goldenem Gürtel, umringt von sieben Fackeln, die auf ihren Leuchtern brannten. Das sagt von Christo: er hauchte Liebesflammen aus, die sich allenthalben zeigten, die das Angesicht entzündeten, aus den Augen schienen, die Füsse entflammten, von den Händen leuchteten und ihn mit Lichtkreisen umzogen. Und wie Gold, das Sinnbild der Liebe in der Schrift, ihm das Gewand unter der Brust gürtet, so erfüllt die Liebe zu den Gläubigen, die sich an ihn schmiegen, sein Herz.

Betrachten wir das Werk Christi als Hirt. Ist's Hirtenaufgabe, weidend zu regieren, so ist Christus der wahrhaftige Hirt, denn er allein von allen, die regierten, konnte ein solches Regiment führen, er allein führt es. Von diesem Hirten redend, verbindet David weiden und leiten: der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln, er wird mich führen zu grünen Auen. Das Eigenthümliche der Regierung Christi ist uns seine Gnade und die wirksame Kraft seines Geistes zu geben, die uns so lenkt, dass sie uns nährt. Denn die Gnade Christi ist das Leben der Seele, die Gesundheit des Willens, die Kräftigung alles Schwachen in uns, der Ersatz dessen, was die Sünden zerstörten, das wirksame Gegengift wider der Sünde Gift, die heilsame Arzenei, die Speise, die in uns Unsterblichkeit mit Glanz und Herrlichkeit schafft. So wachsen die Glücklichen, die von diesen Hirten sich lenken lassen, durch Alles, was sie von ihm getrieben thun oder leiden, und kommen weiter, gewinnen neue Kraft, und Alles ist ihnen gesunde, liebliche, köstliche Weide. Das sagt er selbst bei Johannes: wer durch mich eingeht, der wird ein- und ausgehen und wird Weide finden. Ein- und Ausgehen bezeichnet in der Schrift das ganze Leben, und was darin geschieht. Er sagt also, ausgehend und eingehend, im Leben und im Tode, am guten und am bösen Tage, in Gesundheit und Krankheit, im Kriege und Frieden werden die Seinen von ihm geführt Freude haben, und Freude nicht bloss, auch Lebensunterhalt, gesunde, kräftige Weide. So spricht von den Schafen dieses Hirten Jesaias: auf den Wegen werden sie geweidet, und auf allen Ebenen sind Weiden für sie, es wird sie nicht hungern noch dürsten, Schwüle und Sonnengluth wird sie nicht ermatten, denn ihr Erbarmer leitet sie und führt sie zu Wasserquellen. Das Weiden an den

Wegen deutet an, ihnen sind die Schritte, die sie thun, die Wege, die sie wandeln, Speise. Die Wege, die den Bösen Abwege, Hemmnisse und Tod sind, bereiten den Schafen dieses Hirten Sättigung und Erquickung. So haben sie auf rauhen Höhen, in tiefen Thälern, in allen Lebenslagen ihre Weide, sicher vor Hunger, geschirmt vor der Gluth. Warum? weil ihr Erbarmer sie leitet, das heisst, weil Christus sie leitet, der allein in That und Wahrheit der Menschen sich erbarmt. Sein Leiten ist Regieren, ist Nähren und zu Wasserquellen führen, die in der Schrift die Gnade des Geistes sind, die erfrischt, erziebt, nährt und erhält. Im Blick darauf sagt Salomo: das Gesetz der Weisheit ist die Quelle des Lebens. Er verbindet Gesetz und Quelle. Das Eine, weil bei Christo Gesetze geben, heisst durch die Gnade in den Seinen Kraft und Heil schaffen. Das Andere, weil eben das, was er gebietet, unsere Erquickung, unser wahrhaftiges Leben nährt. Alles, was er uns gebietet, ist: in Erquickung zu leben, den Frieden zu geniessen, reich und fröhlich, wahrhaft geadelt zu sein. Denn nicht ohne Ursache pflanzte Gott uns die Sehnsucht nach diesen Gütern ein. Er verwirft nicht, was er pflanzte. Aber unsre Blindheit, getrieben vom Verlangen, das Gut, dem die Sehnsucht gilt, misskennend, getäuscht von den andern Dingen, die den Schein des Ersehnten tragen, erlangt den Tod, wo sie das Leben sucht, und statt des Reichthums und der Ehre jagt sie athemlos der Schande und der Armuth nach. Christus giebt uns Ordnungen, die uns ohne Irrthum zum wahrhaftigen Ziel unserer Sehnsucht leiten. Seine Weisungen geben Leben, was er gebietet, ist unsere reine Stärkung, er sättigt uns mit Gesundheit, Freude, Ehre und lieblichem Wesen, wie der Prophet sagt: bei dir ist die Quelle des Lebens und in

deinem Lichte sehen wir das Licht. Das Leben und das Sehen, das wahrhaftige Sein und das Thun, das diesem Sein gemäss ist, entspringt dem Quell des Lichtes Christi. Daher die gerechte, bittere Klage gegen uns bei Jeremias: mich die lebendige Quelle haben sie verlassen und sich löchrichte Brunnen gegraben, in denen kein Wasser ist. Wenn er uns zum Guten, zur wahrhaftigen Nahrung führt, sammeln wir mit unsern Händen, was uns den Tod bringt. Er ist der Quell, wir suchen Brunnen. Sein Wasser ist Quellwasser, wir wählen zerbrochene Cisternen, in denen das Wasser nicht dauert. Was er uns heisst, nährt unser Leben, was wir im Irrthum wählen, die Wege, auf die unsere Gelüste uns treiben, sind nur zu nennen, wie der Prophet sie heisst. Zunächst Cisternen, die mit unglaublicher Arbeit in die Erde gegraben sind, d. h. Güter, die mit unendlichem Fleisse im gemeinen Schmutze gesucht werden. Sehen wir, wie der Habgierige in seinem Brunnen schwitzt, die Angst, in der der Ehrgeizige seinem Gute nachkeucht, was dem Lüstling der Genuss für Schmerz kostet, so gleicht dem nicht Mühsal noch Noth. Dann nennt er sie trockne, löchrichte Cisternen, gross dem Scheine nach, sie laden die zu sich ein, die sie von fern sehen, und verheissen dem vom Durste Matten Wasser, aber in Wahrheit sind sie tiefe, dunkle Gruben, leer an dem Gute, das sie verheissen, oder besser, voll des Gegentheils, denn Schlamm geben sie statt des Wassers. Der Reichthum des Geizigen macht ihn arm, Ehrsucht macht den Ehrgeizigen zum feigen, niedrigen Sclaven; der sinnliche Genuss martert und entnervt den, der ihn liebt.

Ist aber Christus Hirt, weil er nährend leitet und

seine Ordnungen Lebensstärkungen sind, wird er es auch sein, weil er nicht alle Heerden gleich behandelt, sondern das Eigenthümliche einer jeden berücksichtigt. Die Nahrung wird nach dem Hunger und dem Bedürfniss eines Jeden, den er weidet, bemessen. Darum nennt Christus im Evangelium unter den Eigenschaften des guten Hirten auch die, dass er jedes Schaf mit seinem Namen nennt, d. h. jedes kennt, und in der ihm angemessensten Weise zum Heile führt, nicht alle in einer Art, jedes in seiner. Anders weidet er die Schwachen, anders die im Feuer Erstarkten, die Vollendeten und die Reifenden, bei jedem hat er seine eigene Weise. Es ist etwas Wunderbares um diesen geheimen Verkehr mit seinen Schafen, und die mannigfachen, staunenswürdigen Wege. Wie er in den Tagen seines Fleisches bei dem Heilen und Wohlthun nicht eine Weise befolgte, sondern die Einen nur durch das Wort heilte, Andere durch Wort und Nähe, diese mit der Hand berührte, jene nicht sogleich bei der Berührung heilte, sondern erst auf dem Wege, und als sie von ihm getrennt waren, sie gesund machte, bald sich bitten liess, bald den schweigenden Blick erhörte. So ist es in der geheimen Gemeinschaft und der verborgenen Heilung, die er den Schafen beständig gewährt. Ein hoher Genuss ist's, die Mannigfaltigkeit seines Verfahrens und Abmessens nach dem Bedürfniss aller zu sehen. Daher nennt Petrus mit Recht die Gnade vielgestaltig, für jeden nimmt sie seine Form an. Sie hat nicht eine Form oder ein Antlitz, sondern wie die Schaubrodte im Tempel, dies Bild Christi, Brod der Angesichter heisst, so hat Christi Regierung und die Nahrung für die Seinen viele Angesichter und ist Brod. Brod, denn sie nährt vielfach, sie gestaltet sich für jeden nach seiner Art, und wie jeder das Manna nach seinem Geschmacke

fand, so vertheilt Christus die Speise, nach den Verschiedenheiten Aller sich richtend.

Darum ist seine Regierung vollkommen. Nach Plato ist das Herrschen durch geschriebene Gesetze nicht das beste, da sie eins sind, ohne Wandel, und die einzelnen Fälle veränderlich. So geschieht's, dass in diesem Falle nicht gerecht ist, was im Allgemeinen nach Gerechtigkeit festgestellt war, und allein mit dem geschriebenen Gesetze umzugehen, ist eine schlimme, harte Sache, wie der Verkehr mit einem starrköpfigen Menschen, der keine Vernunft annimmt, und doch mächtig ist, auszuführen, was er sagt. Eine vollkommene Regierung ist die des lebendigen Gesetzes, das immer das Beste erkennt, und das Gute, was es erkennt, will. Da aber diese Regierung sich auf Erden nicht findet, denn es giebt keinen so weisen und guten, der sich nie täuschte, der nie thun wollte, was er als Unrecht erkennt, darum ist der Menschen Regieren unvollkommen. Nur Christi Art zu herrschen ist's nicht, der von vollkommenem Wissen und vollkommener Güte weder irrt noch Unrechtes will. Stets sieht er, was jedem gut ist, führt ihn dazu und wird Allen Alles, um Alle zu gewinnen. Das gehört zum dritten Theile seines Werkes, das so viele Aemter in sich fasst, die der Hirt allein verwaltet. Das ist gewiss, was die Seligkeit der Menschen fördert, so viel und mannigfach es sei, Christus thut's und führt es aus. Er ruft, erzieht, reinigt, heilt, heiligt, erfreut und bekleidet uns mit Herrlichkeit. Er ist Erwerber und Urheber aller Mittel, durch die Gott die Seelen zum Heile führt.

Wie reich und schön redet davon der Prophet: ich selbst will meine Schafe suchen und will sie wieder

suchen. Wie ein Hirt seine Schafe sucht, wenn sie von seiner Heerde verirrt sind, also will ich meine Schafe suchen, und will sie erretten von allen Orten, dahin sie verstreut waren am Tage der Umwölkung und des Dunkels, und will sie herausführen von allen Völkern und sie zusammenbringen aus allen Ländern und will sie heimkehren lassen in ihr Vaterland, und will sie weiden auf den Bergen Israels; an allen Bächen und Triften will ich sie weiden mit gutem Futter, und ihre Weiden sollen sein auf den Bergen Israels, die am höchsten sind, da werden sie ruhen auf gesunden Weiden und werden fette Weide haben auf den Bergen Israels; ich will meine Heerde weiden und sie zur Ruhe bringen, spricht der Herr. Ich will das verlorene Schaf suchen, das verirrte will ich zur Heerde führen, ich will das verwundete verbinden, dem schwachen Kraft geben und das fette und starke will ich züchtigen, weiden will ich es nach Recht. Da sagt er, er selbst suche seine Schafe; sind sie verloren, führt er sie zurück; sind sie gefangen, kauft er sie los; sind sie krank, heilt er sie, erlöst vom Uebel, versetzt in das Gute und führt sie hinauf zu den höchsten Triften. An allen Bächen und Auen weidet er sie, in Allem, was ihnen widerfährt, lässt er sie Weide finden, in allem Bleibenden und Vorzüglichen. Dass Alles durch Christus geschieht, sagt der Prophet weiter: ich will ihnen einen Hirten erwecken, der wird sie weiden, meinen Knecht David, der wird sie weiden und soll ihr Hirt sein und ich der Herr will ihr Gott sein, und erhöhet soll unter ihnen sein mein Knecht David. Drei Dinge sind da zu erwägen. Um auszuführen, was Gott den Seinen verheissen hat, will Gott ihnen Christus zum Hirten geben, den er seinen Knecht, den er David nennt,

als Sohn David's nach dem Fleische. Für Alles verheisst er nur den einzigen Hirten, zeigend: Christus vermag Alles, und in ihm, dem Einen, herrscht Eines. Unter den Menschen, mag auch Einer die Andern beherrschen, regiert sie auch Einer, so leben in dem Einen Viele, seine Leidenschaften, Affecte, Interessen, von denen Jede regiert. Endlich sagt Gott von dem Hirten, den er verheisst und seiner Kirche gegeben hat, er wird herrschen mitten unter seinen Schafen; das heisst: wohnen wird er im Verborgenen ihres Herzens, und sich ihrer bemächtigen, und sie nähren in sich. Denn die wahre Nahrung ist im Innern und in dem Guten, dessen Herr jeder ist. Richtig scheidet Epictet zwischen Gütern in und ausser unserer Macht, mächtig sind wir unsrer Urtheile, Triebe, Meinungen, Abneigungen, alles dessen, was unser inneres Thun ist. Leib, Gut, Ehre und Macht stehen nicht in unserer Gewalt. Hält man das Fremde für eigen, das Abhängige für frei, so wird man murren gegen Gott und Menschen. So ruht das innere Wohlsein des Menschen auf dem rechten Gebrauch der Dinge, deren Herr er ist, das rechte Regieren des Menschen muss den rechten Gebrauch dessen geben, was in seinem Innern eingeschlossen sein ist.

Darum setzt Gott Christus, den Hirten, in die Mitte des Menschenherzens, auf dass er dessen mächtig Gedanken, Urtheile, Triebe und Neigungen zum Guten lenke, der Seele immer grössere Kraft gebe, und das Wort sich erfülle: sie werden geweidet auf den besten Weiden ihres Landes, d. h. mit dem, was das reinste Glück des Menschen ist.

Aber auch auf den Höhen Israels, den hohen Gütern der himmlischen Welt, deren Herr der Hirt ist, der

sie allesammt in sich trägt. Und weil er sie in sich hat, zieht er, in der Heerde Mitte stehend, seine Schafe zu sich, ja er steigt unter ihnen auf und ragt unter ihnen hervor. In sich ist er hoch durch die Fülle himmlischer Güter, unter ihnen ist er hoch, weil er sie vom Boden erhebt, von der Erde entfernt, zu sich zieht, sie empor trägt auf seine Höhe, sie erhebt mehr und mehr, sie einsenkt in seine herrlichsten Güter.

Weil er im Herzen jedes seiner Schafe ist, und weil sein Weiden sie mit ihm verbindet und in ihn einpflanzt, muss er aus ihnen eine Heerde bilden, Etwas, das mit ihm eins ist. Das Gewand umschliesst nicht so den Körper, der Gürtel umschlingt nicht so eng die Hüfte, die Glieder sind nicht so verwachsen mit dem Haupte, Eltern stehen keinem Kinde so nahe, der Bräutigam nicht der Braut, wie Christus, der göttliche Hirt, seine Heerde mit sich und in sich eint.

Nur in seiner Heerde ist Friede. Mag die Menge der Bösen eins sein wider seine Schafe, doch ist sie nie eins, sie bildet keine Heerde. Wie verschieden ihre Neigungen, Leidenschaften und Ansprüche sind, so geschieden sind sie von einander. Da ist keine Heerde voll Einheit und Frieden, nur ein Bund zum Kriege, nur eine Bande von Feinden, die sich verabscheuen, denn jeder hat seinen eigenen Willen. Aber Christus als wahrer Hirt giebt Friede und Einheit. Darum heisst er der einzige Hirt, Einheit zu schaffen ist sein Werk.

Wie der wahre Hirt wachen muss zu hüten und zu schützen, so wacht Christus über die Seinen und umgiebt sie in Liebe besorgt. Die Augen des Herrn, sagt David, sehen auf die Gerechten, und sein Ohr hört auf ihr Flehen. Wenn eine Mutter ihres Kindes vergässe, will ich

dein nicht vergessen. Und muss der Hirt für die Heerde sich mühen in Eis und Kälte, wer hat sich gemüht wie Christus für das Heil der Seinen? Muss der Hirt in Erniedrigung dienen, in verachtetem Kleide einhergehen, ungeehrt und unbedient, so hat Christus, seinen Schafen gleich geworden, mit ihrer Niedrigkeit bekleidet, gedient, um seine Heerde zu gewinnen. In seinem Hirtenwerk ist er aber Hirt wie nie Einer; ich bin der gute Hirt, sagt er, unter allen der wahre. Er war dazu geboren und erwählt vor der Geburt, dazu geboren zu werden. Er kam vom Himmel und ward Mensch und Hirt, um den Menschen, das verlorene Schaf, zu suchen. Wie er geboren ward, um zu weiden, gab er, geboren, Hirten Kunde von seinem Kommen. Andere Hirten hüten Heerden, die sie finden, er schafft sich die Seine.

Er leitet und nährt uns nicht allein, nein, aus wilden Thieren macht er uns zu Schafen, aus Verlorenen zu seiner Heerde, er schafft in uns den Geist der Einfalt und Milde, der heiligen, treuen Demuth, durch die wir zu seiner Schaar gehören. Endlich starb er für das Heil der Seinen, um uns aus den Zähnen des Wolfes zu reissen, gab er sich den Wölfen zur Beute. Sein Nähren ist ein Geben seiner selbst. Sein Regieren ist ein sich in die Seinen senken, dass sein Leben sich in sie einsauge und in ihnen Gestalt gewinne, dass sie liebeglühend in sein Herz sich versetzen, und im Herzen Jesu in ihn verwandelt werden. In ihm sich nährend, entwerden sie sich selbst. Bekleidet mit seinen Eigenschaften, wachsend auf dieser seligen Weide, wird die Heerde mit dem Hirten eins.

Wenn andere Namen und Aemter Christi ihm nur auf eine Zeit zukommen, dauert sein Hirtenname ewiglich.

Vor seiner Menschwerdung nährte er die Geschöpfe, wie sie an das Licht traten. Er erhält und trägt Alles, er ist das Brod der Engel, von ihm erwartet Alles seine Speise zu seiner Zeit. Als Mensch nährte er die Menschen mit seinem Geist und Fleisch. Gen Himmel gefahren liess er seine Speise auf die Erde regnen, und seitdem nährt er immer geheimnissvoll und wunderbar auf tausend Weisen die Seinen. Auf Erden nährt er sie und im Himmel wird er ihr Hirt sein, wenn er sie dahin erhoben hat. So lange die Schafe leben, sie leben aber ewiglich mit ihm, wird er in ihnen leben, und wird ihnen ewig sein Leben mittheilen, er, der ihnen Hirt und Speise gleich ist.

.... Mit Christo allein kann man Friede und Freundschaft pflegen, er allein ist unveränderliches Gut. Er bricht nie die Einheit der Liebe, er ist der natürliche Boden, auf dem diese Pflanze blüht und Frucht trägt. Weder ist in seinem Wesen ein Grund der Scheidung, noch trennt er sich von uns wegen der Wechselfälle der Leiden, wenn wir ihn nicht verlassen. Zu ihm kommt das Alter nicht, die Krankheit macht ihn nicht schwach, der Tod bezwingt ihn nicht, die Wechsel des Geschicks können ihm nichts geben, das ihn weniger liebenswerth machte. Von ihm sagt der Psalm: du hast am Anfang die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk, sie werden vergehen, aber du bleibest. Werden wir arm und gering, er wird uns lieben; verabscheut uns die Welt, er wird uns seine Liebe erhalten, in Leiden, Mühen und Beschimpfungen, in angstvollen, traurigen Zeiten, wo alle uns fliehen, wird er uns durch grössere Erquickungen zu sich ziehen. Wir brauchen nicht zu fürchten, Abwesenheit könne seine Liebe mindern, er ist in unserer Seele. Wenn die Blüthe

der Jugend schwindet, wenn der Strom der Jahre sein Werk thut, und die Schönheit des Antlitzes hinwegnimmt, wird doch in der Schwachheit des Alters, bei ergrautem Haar seine Liebe nicht erkalten. Reich um immer wohlzuthun mit unvergänglichen Reichthümern, beständig voll Sehnsucht es zu thun, wird er, wenn Alles uns verlässt, uns Alles geben, und unser Alter verjüngen wie den Adler, uns bekleiden mit ewigem Leben und ewigen Gütern, als der wahre Geliebte sich mit uns einen durch das engste, süsseste und unauflöslichste Band.

Wird das Wort zu einem Hymnus auf den Erlöser, in den jedes Christenherz einstimmen kann, so steigert sich die fromme Inbrunst in den Gebeten, die das Werk enthält. So das Schlussgebet; welcher Abstand vom Geplapper des Rosenkranzes, welcher himmelandringende Schwung: lobe meine Seele den Herrn, preise ihn, denn er ist gut. Danke ihm, der dir Gutes gethan hat. Bewege nicht nur die Zunge meines Mundes, gieb ihr nicht Worte allein, Seele werde selbst zu Zungen, mache aus deinem Herzen Zungen, Alles in dir ströme über von Lob. Das Aeussere, das Verborgene, das Innerste lobe ihn, denn alles Reden spricht's nicht aus. Aus dem Grunde deines Herzens lass dein Lob aufsteigen, damit sein Lob daure. Die Tiefen deines Herzens lass ihn rühmen, damit sie gedenken der Gnaden, die er geschenkt hat. Du bist zu nichts geworden, er hat ein Neues geschaffen, um dir seinen Sinn zu geben. Du warst Pest und Gift für dich selbst, er hat das Heilmittel geschaffen, den einen Jesus gegen all deine Pest und dein Gift. Jesus, der alle deine Sünden tilgt, Jesus, der alle Leiden und Wehen aus der alten Sünde in dir heilt, Jesus, der dein Bürge ward und mit seinem Leben dich aus dem

Grabe riss, Jesus, der dein Fleisch an sich nahm, in ihm dich von allem Schaden der Seele erlöste, Jesus, der dich umgiebt, der sich deiner erbarmet, Jesus, der so viel an dir zu heilen hat und der doch Alles heilt. In ihm gab er ein Heil, ein Heil, das nicht allein heilt, das so lieblich heilt, ein Heil, das sich deiner Krankheit erbarmt, das dein Sehnen befriedigt, das dich aus der Verwesung des Grabes reisst, das dir Lohn und Krone aus den Gaben seiner Gnade bereitet, Heil, das mit seinen Gütern dich reich macht, mit den Kleinodien der Herrlichkeit dein Kleid schmückt, deinen Leib verklärt, erneut und leuchten lässt, und ihm Schwachheit und Gebrechlichkeit abnimmt. Du Herr hast gesagt: barmherzig und gnädig, geduldig und von grosser Güte. Du hast's gesagt und wir sehen es, denn du verfährst nicht mit uns nach unsern Sünden und vergiltst uns nicht nach unserer Missethat. So hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch ist deine Güte über denen, die dich fürchten. Sie sind die Erde, aber deine Barmherzigkeit ist der Himmel, sie harren auf's Gute wie dürres Land, und dein Erbarmen regnet auf sie seine Güter. Als Erde sind sie Nichts, was in ihnen von oben stammt, ist göttlich. Sie, die auf Erden sind, bedecken und umdunkeln die Wolken, dein Erbarmen, das ein Himmelsstrahl ist, leuchtet und glänzt durch Alles. Auf uns häuft sich die Last wie auf ein Centrum, deine himmlische Kraft nimmt uns tausend Lasten ab. So weit die Erde geht, so weit der Morgen vom Abend fern ist, lässest du ihre Schuld von den Menschen sein. Wir sind im Westen Adams geboren, du hast uns nach Osten versetzt, Sonne der Gerechtigkeit. Wie ein Vater sich über Kinder erbarmet, so hast du, um uns zu vergeben, in deinem Sohne uns das Vatererbarmen geschenkt. Deine Hände haben uns

gebildet, du weisst, was für ein Gemächt wir sind. Du weisst es und kannst es nicht vergessen, du weisst, dass ich Staub bin. Wie des Grases Blume sind die Tage des Menschen, er kommt und vergeht, er blühet und welkt. Wie des Feldes Blume scheint er Etwas und ist doch Nichts, verheisst viel und verfliegt wie ein Sommerfaden, kaum berührt ihn die Luft und er verschwindet, und man findet seine Spur nicht mehr. Je hinfälliger die Menschen sind, um so fester bleibt deine Barmherzigkeit, o Herr; wir vergehen, aber sie dauert von Geschlecht zu Geschlecht, von den Vätern auf Kindeskind, die dich fürchten und deinen Bund halten. Dich preisen Herr alle Creaturen; du bist Jesus für alle, deine Engel sollen dich preisen, die starken Vollführer deiner Befehle, deine Heerschaaren sollen dich preisen, deine Knechte, die bereit sind für deinen Willen; alle deine Werke sollen dich loben an allen Orten deiner Herrschaft, lobe den Herrn meine Seele. Heil hast du geschaffen durch deinen Arm, du hast dein Wort zum Jesus gemacht, was deine Macht und deine Hand ist, hast du uns zum Heilmittel gegeben. Deinen Sohn hast du zum Jesus gemacht vor aller Augen, du hast ihn offen hingestellt, und in ihm deine Sache hinausgeführt mit der ganzen Welt. Niemand kann dich beschuldigen, dass du uns fallen liessest, da du uns so wiederhergestellt. Niemand darf über die Schuld klagen, für die du solches Heimittel gegeben hast. O selige Sünde, die uns einen solchen Jesus verdient hat.

Gewiss darf man Leon's Buch nicht neben die Werke der ascetischen Meister stellen, die der Stolz der evangelischen Kirche sind, neben Bücher von Luther, Arndt, Müller, Scriver, Baxter, Bunyan, solche Erbauungsschrif-

ten wachsen nur auf evangelischem Boden. Aber im spanischen Katholicismus, unter den Autos der Inquisition, hat doch das evangelische Glockengeläute der Namen Christi einen schönen Klang. Mochte das Lob, das die Schrift erhielt, auch der Musik der Sprache, der Vollendung des Ausdrucks, der Pracht der Bilder, der Gravität des Stils, der Schönheit der Schilderungen, der glücklichen Auswahl der Gleichnisse gelten, man musste doch fühlen, dass das Buch aus einem ernsten, christlichen Herzen hervorgegangen, in Wahrheit und Liebe geschrieben war. Mochten Theologen erschrecken über eine solche Arbeit in spanischer Sprache, und die Verunreinigung ihres theologischen Dialekts durch solche Lectüre fürchten, die Christen haben sich das Werk, dessen Inhalt die Tadler verdross, nicht entreissen lassen.

Die Nombres verrathen die Bekanntschaft mit den Mystikern, Macarius war oft Führer gewesen in die Geheimnisse des Verkehrs der Seele mit Gott, wo sie im Meer der Süssigkeit schifft und endlich so in ihm versinkt, dass sie in dem Tode, der Leben giebt, nichts Aeusseres sieht und hört, auch nie wieder umkehren möchte zum niedern gewöhnlichen Sinn. In seinen letzten Jahren vertiefte sich Leon in die Autoren dieser Richtung. Er bekennt, man gewinne aus ihnen mehr für seine Seele, als aus allen Scholastikern, so hat auch Luther geurtheilt.

*) Wer könnte widersprechen, dem das Wesen der

*) Es wird kaum der Bemerkung bedürfen, dass ich diese Auffassung der mystischen Theologie Theremin verdanke. Seine ausgezeichnete Abhandlung: „Von dem Wesen der mystischen Theologie“ in den Abendstunden. 5te Ausgabe. S. 365 macht fast die ganze Litteratur über Mystik überflüssig, weil werthlos. Cf. Theremin Adalberts Bekenntnisse S. 256 fg.

mystischen Theologie klar ist, klar aus ihren Meistern, klar aus eigner Erfahrung? Ruht sie doch auf einer Urkraft des menschlichen Geistes, auf der Kraft, die gegebene göttliche Wahrheit nicht nur durch discursives Denken, sondern in unmittelbarer Anschauung dem Geiste nahe zu bringen, sie zu erkennen und die unmittelbar Angeschaute zu lieben und liebend zu geniessen. So verkehrt es wäre, diese Behandlung der göttlichen Wahrheit zur ausschliesslichen machen zu wollen, so thöricht stritte man ihr den höchsten Platz ab. Schrift und Erfahrung räumen ihn ihr ein. Wer ihre Wirkung kennt, weiss, mit welchem Rechte. Nothwendig ist's, die Offenbarungswahrheit aus den Urkunden zu schöpfen. Nothwendig ist's, dass der Geist die Gefundene systematisch durcharbeite. Das Höchste aber ist damit nicht erreicht. Dies gewährt die unmittelbare Anschauung und der unmittelbare Genuss. Sie geben eine Herzensgewissheit, erschliessen den ganzen Reichthum der Lebenswirkungen der Wahrheit auf die Seele, enthüllen ihren vollen Inhalt, und versetzen durch beständigen Eindruck der stets gegenwärtigen Thatsachen in Lebensgemeinschaft mit ihr. Was käme dieser an Innigkeit, Wärme und Tiefe gleich, welche Erkenntniss gliche diesem freien, lichten, umfassenden Anblick der göttlichen Dinge! Die mystischen Theologen können keine Worte finden, um die Süssigkeit der freien Liebe zu dem unmittelbar angeschauten Gut zu schildern, um von der neuen Welt zu zeugen, in die sie sich versetzt sahen, als die göttliche Erleuchtung das Vermögen der Anschauung und Liebe entband, als sie mit dieser Kraft sich die Schriftwahrheit aneigneten. Denn nur die gegebene Wahrheit soll Gegenstand der Anschauung und Liebe sein. Von der Schriftwahrheit abzusehen und Phantasiegebilden zu leben, eigene

Träume für göttliche Offenbarungen zu achten, ist ja nur Carricatur der mystischen Theologie. Man müsste blind sein für die hellsten Zeugnisse christlicher Lebenserfahrung, wollte man bei so vielen mystischen Theologen nicht eine Frömmigkeit anerkennen, die einen Beweis des Geistes und der Kraft für die Methode der Anschauung liefert, vor dem der Widerspruch verstummt. Die Anschauung übt eine so beseligende Wirkung, wie sie von der Reflexion nie ausgehen kann. Es ist, als öffne sie Liebesquellen, aus denen reinstes himmlisches Leben im Umgange mit Christus strömt. Eine still wirkende, unablässig hervorsprudelnde geistige Kraft ergiesst sich in das Innere und erhält ihm in all seinen Fähigkeiten eine nie alternde Freiheit und Blüthe, so dass man von ihnen mehr als von andern sagen kann: sie haben aus dem Quell der ewigen Jugend getrunken, oder vielmehr aus dem Wasser, das in das ewige Leben fliesst.

Wie hätte Leon an dem Haupte der mystisch-ascetischen Schule seiner Zeit vorübergehen können, an Luis de Granada *)!

Aus einem in Elend verkommenen Bettelknaben war Granada der Bossuet der Mystiker und eine geistige Macht geworden, vor der sich Hohe und Niedre beugten. Cardinal Enrique, Infant von Portugal und Erzbischof von Ebora, stellte ihn an die Spitze der Dominicaner des Landes. Königin Catarina bot ihm das Erzbisthum Braga an, er zog sich jedoch nach Santo Domingo in Lissabon zurück, Philipp II. besuchte ihn in seiner Zelle, um den zu sehen und zu hören, von dem zu lesen seine Freude sei.

Man erstaunt, wenn man Granada kennen lernt. Mit seiner klaren, lieblichen Stimme sprach er glühend im

*) Obras. Madrid 1788. 6 Tom. fol. Muñoz Vida de Luis de Gr. 1788.

Zorn gegen die Sünde, wie vernichtet bei der Schilderung unseres Elends, entzückt im Beschreiben der Güter des ewigen Lebens. Schon als Knabe hatte er durch die Macht des Wortes überrascht. Bei einem Streite mit Altersgenossen unter den Fenstern des Alhambra gewann seine Eloquenz den Alcalden. Gott schien ihm vor Allen die Gabe der erweckenden Beredtsamkeit verliehen zu haben. Wie ein Zaubrer nimmt er die Seele hin, lenkt sie, umstellt den Gedanken jeden Aus- und Abweg, hält sie fest und nimmt sie gefangen mit in Höhen und Tiefen. Die bekannten Gedanken erscheinen in ungewohnten Verbindungen und Bildern, in Anklängen an Pindar, Dante und Bonaventura wie neu. Man meint ihn zu hören, wie unter seinen Worten die Mauern der Kirche zu beben scheinen, wenn man seine Predigten spanisch laut liest. Der Drang, zu erwecken, verzehrte ihn. Nur das habe Bedeutung, wenn Seelen gewonnen würden, nicht die vollen Kirchen und die vollen Beichtstühle. Stark tritt ein evangelisches Element in ihm hervor. An vielen Stellen verwirft er Alles als Frevel gegen die Apostel, was das ausschliessliche und unbedingte Vertrauen auf Christi Blut mindern könnte. Die Werkheiligen stellt er neben die Zauberer als Frevler gegen das: ich der Herr bin ein einiger Gott. Neben der Wahrheit will er auch die Schönheit des Glaubens darthun. Obwohl eingeweiht in die Geheimnisse der Mystik, drängt ihn doch die geistliche Noth der Menschen mehr zu der allen bestimmten Buss- und Gnadenpredigt. Die Erlebnisse der höhern mystischen Stufen zieht er nicht häufig in den Kreis der Betrachtungen; wo es geschieht, ist er sehr klar und verständlich. Seine Anweisungen dienen als Vorschule für die Werke Avila's, Juan's de la Cruz und Teresa's.

Auch Leon konnte sie so benutzen, als ihm die Be-

schäftigung mit den Schriften der Teresa de Jesus amtlich auferlegt wurde.

Diese wunderbare Nonne hatte durch den Reichthum ihres christlichen Gemüthslebens, die Fülle innerer Erfahrungen, den bedeutenden Gehalt ihrer Schriften und eine rastlose Liebesthätigkeit in Spanien den Rang einer Kirchenlehrerin empfangen. In der demüthigen Karmeliterin sahen die Zeitgenossen ein Bild der Heiligkeit der alten Kirche. Nach Teresa's Tode gelangten die Originale ihrer Schriften in die Bibliothek des Escorial. Der königliche Rath übertrug Leon, als einem Orakel in Sachen der spanischen Sprache, die Veranstaltung einer neuen Ausgabe mit sicherem Texte statt der von Fehlern wimmelnden Abschriften und Drucke. Leon begab sich nach Madrid und arbeitete dafür lange im Kloster San Felipe, froh etwas für den Orden thun zu können, den ihm die Liebe zum Herrn so werth machte. Wort für Wort ging er die Werke durch, nur auf ein treues Herstellen des Textes bedacht, unbekümmert um den Tadel, den die langen, eingeschachtelten Perioden Teresa's erfuhren; wie ein Sacrilegium wäre ihm jede Aenderung erschienen. Liebevoll vertiefte er sich in die Urkunden der spanischen Mystik, die gewährte, was weder die leichte Phantasiefrömmigkeit noch der prunkvolle Ceremoniendienst, weder die rastlose Werkheiligkeit noch die inquisitorische Orthodoxie bieten wollte und konnte. Teresa's Mystik ist katholisch, aber ihre Leiden und Genüsse liegen in Regionen, die das Gewebe des katholischen Dogma nur sehr weit umspannt. Sie lenkt ihren Nachen auf Bahnen, wohin das Auge der lehrenden Kirche sie kaum begleiten kann.

Leon las die Hieroglyphen, er glaubte oft den Geist Gottes zu hören, der Sinn und Feder regiert habe, so

lichtvoll drücke Teresa das Dunkle aus, die Gluth des Herzens schien in ihre Worte gelegt, um Feuer anzuzünden, wohin die Rede drang.

Vergegenwärtigen wir uns in einigen Zügen das Bild der reichbegnadigten Persönlichkeit, das in seinen letzten Lebensjahren Leon nicht verliess.

Teresa, die Tochter von Alonso Sanchez Cepeda und Beatriz de Ahumada, ist 1515 zu Avila in Castilien geboren. Früh stürmisch in ihren Wünschen, stand sie doch über ihnen; dass sie ihr Thränen oder Klagen ausgepresst, war ihr nicht erinnerlich. Mit ihrem Lieblingsbruder las sie „die guten Bücher“ Spaniens, die sie früher im Paradiese als in Avila heimisch machten. Wie ein Meteor durchleuchtet sie der Gedanke, wie leicht der Himmel zu gewinnen sei, die ewige Glorie um den kurzen Schmerz. Sie wird nicht müde, das Wort zu geniessen: auf ewig, auf ewig. Der Weg zur Herrlichkeit erschien den Kindern sehr einfach. Zu den Mauren wollen sie gehen, diese um Gottes willen bitten, ihnen doch den Kopf abzuschlagen, um so ächt spanisch zu des Glaubens rechtem Schutze Gott das Leben hinzugeben, bietend Leib und Seel' im Bunde. Sie schleichen aus dem Hause, aber man holt sie ein, und die Hoffnung des Sterbens hat ein Ende. Die Kinder bauen sich Einsiedeleien, Teresa spielt Kloster. Nur ernst muss das Spiel sein, als ahne sie, was die Romanze schwermüthig bekennt:

Ehre, Glück und Macht und Güter,
Aller Ruhm und Pracht der Erde
Eine leichte Wasserblase
Seid ihr auf dem Lüftchen schwebend
Einen kurzen Augenblick.

Die evangelische Geschichte fesselte sie sogleich. Ein Bild Christi und der Samariterin schmückte ihr Schlaf-

zimmer. „Herr gieb mir Wasser“ schrieb sie dazu. Als ihre schöne Mutter starb, bat Teresa Maria, ihre Mutter zu sein. Durch die Verstorbene waren Romane in des Mädchens Hand gefallen. Sie verschlang, was zu erreichen war. Bis tief in die Nacht lesend, nahm sie die Ungeheuerlichkeiten als Wahrheit und Wirklichkeit auf. Im Rausche des Entzückens trieb sie ihre Dichtergabe, den Lieblingshelden zu preisen, einen Roman hat sie begonnen. Die Liebesdarstellungen zündeten in der leidenschaftlichen Leserin, im reichen Schmuck will sie scheinen und erscheinen. Bekannte ihrer Brüder erzählten Herzensgeschichten. Eine leichtsinnige Verwandte ward ihre Vertraute. Die Spürkunst für das Schlechte wuchs.

Baute sie auf den Schutz ihres castilischen Stolzes, so hielt der Vater ein Ktosterpensionat für sicherer. In Maria graciosa trat sie ein, traurig, dass ihre Streiche nun an den Tag kämen, nicht bitter gegen das Klosterleben, doch verlangend nach irdischem Liebesglück. Durch die Romane war ihr die Freude an frommen Schriften vergangen, ohne eine Thräne hätte sie die ganze Passionsgeschichte durchlesen können. Zur Erholung bei einem frommen Oheim auf dem Lande kam sie zur Besinnung. Monate lang kämpfte sie zwischen dem Schleier der Nonne und der Braut. Endlich war's entschieden. Heimlich ging sie aus dem Vaterhause in's Karmeliterkloster de la encarnacion zu Avila. Unterwegs war ihr gewesen, als zerreisse sie diese übermenschliche Gewaltthat gegen sich selbst. Als sie ruhig, wie nach einer gewonnenen Schlacht, den Schleier genommen, fühlte sie, dem innersten Triebe ihres Herzens sei sie gefolgt. Rasch wandelten sich die Neigungen. Freude über die Freiheit von Freude an Schmuck und Genuss erfüllte sie. Leicht ward ihr zu folgen, nie konnte die Einsamkeit sie er-

müden, keine Scheu vertrieb sie von fremdem Leiden, als wären Gott und die ewigen Güter allein, so wollte sie leben. Aber die Ebbe und Fluth auch im frömmsten Herzen, das Gefühl ihres Verderbens erregte ihr Qualen, wie sie das Loos der Gläubigen sind. So durchschiffte sie das stürmische Meer, himmelaufjauchzend, zum Tode betrübt, ringend mit den Schatten des Todes, sehnte sie sich zu leben. Müde des Irdischen, fern von Gott, sich bewusst, den Gedanken an ihn nicht zu verdienen, kam sie bis zur Verzweiflung an Gottes Erbarmen. Alles schien ihr gefahrvoll und fruchtlos, zum geringsten Guten fehlte die Kraft, die Thränen über ihre Schuld besserten sie nicht.

Dazu traten schwere Körperleiden, ein Herzübel, oft fiel sie bewusstlos nieder. Mit grässlichen Mitteln hat man sie zu heilen gesucht, sie wunderte sich nicht zu Tode gemartert zu sein, in den furchtbaren Anfällen flüsterte sie das Wort Hiob's: da wir das Gute empfangen haben, sollten wir das Böse nicht nehmen? Auch in solcher Leidensgestalt erschütterte sie rohe Gemüther. Der Priester, dem sie beichtete, gestand ihr, er trage Liebesamulete; ihrem ersten Worte gehorsam, warf er sie von sich. Es zeigte sich an ihr, wie sehr die Krankheit den Sieg des Geistes über die Leiblichkeit offenbaren kann. Heiter, wie sie war, verlangte sie nur, gesund zu werden, um allein sein zu können, muthig duldend sprach sie: Gott ist ein Freund der muthigen Seelen, die Grosses in das Herz der Sehnsucht fassen, wenn auch die Kraft noch klein, das Herz wie ein Vöglein ist mit schlechten Federn, das matt wird und ruht. Man muss sich nicht begnügen, kleine Eidechsen zu jagen, mit dem Hühnerschritt kommt man nicht zum Leben des Geistes. Sie bemerkte, je mehr sie auf den Körper achte und ihn

pflege, um so schlimmer werde er, erst als sie sich an die Maxime hielt: mir liegt nichts am Tode, nichts an der Ruhe, ich brauche keine Ruhe, sondern Kreuz, ward es besser. Das Kreuz, dessen sie bedurfte, bereitete sie sich auch wohl selbst. Die Freiheit, die das Kloster gewährte, zu gebrauchen, schien ihr ein Missbrauch, für den sie tausendmal die Hölle verdiene. Bei dem Tode ihres Vaters erfasste sie ein Weh, als würden ihrer Seele die Wurzeln ausgerissen. Kein Mittel, auch nicht Predigten, konnten sie ihrer Schwermuth entreissen. Wie wenig es sie sonst ermüdete, vom Himmlischen zu hören, aus allem tönte ihr jetzt nur martervoll entgegen, wie sie nicht sei. Ein freudig und still gelittenes Unrecht werde sie mehr erfrischen, als zehn Predigten. In solcher Stimmung trat sie einst in die Capelle vor ein Bild der Geisselung Christi. Das Gefühl, wie schlecht sie ihm seine Wunden gedankt, spaltete ihr Herz. Unter strömenden Thränen bat sie kniend, er möge sie stärken, ihn nicht wieder zu beleidigen. Sie stürmte im Gebet und wollte nicht aufstehen, bis sie erhört sei, es schien eine Krisis zum Frieden. Ich würde besser, sagt sie, immer misstrauischer gegen mich selbst, um mich immer vertrauender Gott hinzugeben. Mit Herzensverständniss las sie Augustin's Confessionen. Einst hatte sie ihn als Patron ihres Ordens geliebt, jetzt ward er ihr theurer, als sie den Sünder und das begnadigte Gotteskind in ihm erkannte. Ein weit verbreitetes Erbauungsbuch höhern Stils, das Abecedario von Osuna, regte ihre Anlage zur mystischen Theologie an. Sie begann, die Stufen des Gebetslebens zu erfahren. Sehen wir, wie sie es geschildert hat.

Das Gebet, der Herzschlag der Frömmigkeit, ist ihr die starke Säule, woran die Seele sich hält, der königliche Weg zum Himmel, der Freundesumgang mit ihm, dessen Liebe zu

uns wir kennen. Gesteht man, Staub und Asche zu sein, so muss man wie diese ruhen in der Selbsterkenntniss, will aber der liebliche Hauch des Geistes die Seele erheben und in das Herz Gottes versetzen, so muss sie ihm folgen im Gebet. Nicht Verlust ist das, sondern Gewinn, kein Arbeiten umsonst, sondern wie ein Sohn die Felder des Vaters bestellt und zwar am Abend keinen Lohn empfängt, aber am Schlusse des Jahres das Ganze. Wer recht betet, arbeitet innerlich unverändert im Frühlinge und im Herbste gleich der Ameise um Wintervorrath für die Zeit der Ueberschwemmung, denn er erwartet den Sturm des Todes und des Gerichtes.

Die Gebetsstufen beginnt das Gebet der Sammlung. Nicht bedenken, wen man bittet, noch mit wem man spricht, ist kein Gebet. Da redet man mit Gott, wie der Herr mit dem Sclaven, wobei es nur darauf ankommt, was einer sagt. Gott gegenüber ist das Bestialität. Sich sammelnd hat die Seele in sich einzukehren, mit andern Sinnen als den äussern zu wirken. Von ihrem Getümmel geschieden, schliesst sie froh die Augen, um, ohne zu sehen, zu hören oder sinnlich zu erkennen, mit Gott sich zu beschäftigen. Die Selbsterkenntniss, zugleich Sündenerkenntniss, bildet das Brod, mit dem alle köstlichen Speisen der höhern Stufen genossen werden müssen, um sie zu ertragen. Teresa sammelt sich am liebsten durch Lesen, sie konnte sich sonst nicht zusammenfassen, ohne tausend Nichtigkeiten einzuschliessen. Das Buch war ihr ein Schild, mit dem sie die Schläge der Gedanken auffing, und den in alle Winde zerstreuten Sinn wie mit süssem Schmeichelworte heimrief. Sicher fühlte sie sich. Sie las wenig, nicht immer Gleiches, die Seele könne nicht immer eine Speise essen. Einige fördere die Betrachtung von Tod, Himmel und Hölle, Andere die

der Macht und Grösse des Schöpfers und der Creaturen. Am sichersten führe die innere Vergegenwärtigung des Lebens Jesu zum Ziele dessen, von dem uns Alles gekommen. Gern benutzte sie die Passion dazu, seit ihrer Kindheit war sie gewöhnt, bei dem Abendgebete einige Augenblicke daran zu denken. Oft dienten auch Bilder Christi als Magnete der Seele, sie betrachtete Felder und Blumen, am liebsten das Wasser, um die Geheimnisse zu ergründen, die uns fördern könnten.

Mit diesem Anfang beginnend, müsse man sich wie Petrus in das Meer stürzen um den Frieden, wo dem Herzen nichts mangele. Es gelingt nicht bald, der eine Brunnen scheint leer, Alles so dürr, dass kein himmlischer Gedanke uns erquickt, dann nur nicht trostlos, man dient einem grossen Herrscher. Spielen körperliche Zustände in diese Verstimmung hinein, so muss man dem Körper um der Liebe Gottes willen dienen.

Ein spanisches Sprichwort jener Zeit: hast du nur gebetet, so hast du recht gebetet, stellt die frechste Veräusserlichung des Zwiegesprächs der Seele mit Gott in dem elenden Werkdienste dar, wo man die Kugeln des Rosenkranzes herunterbetete, auf den Strassen, bei den Gelagen, in den Kirchen und bei Stiergefechten, und sich so die Fähigkeit zum Beten raubte. Teresa setzte diesem Gräuel das rechte Gebet entgegen, sie rang um die Meisterschaft, von der Luther spricht, das Vaterunser ohne Einfälle beten zu können. Sei man seiner mächtig geworden in der Richtung auf Gott, so bedeute ein herbeiflatterndes Phantasiebild nichts.

Höher stand ihr das Gebet der Ruhe, wo ohne viel Nachdenken, ohne weitgesuchte Reflexionen, der Wille von der Herrlichkeit Gottes ergriffen, von dem Geliebten ge-

fangen, in ihm ruht, zu nichts frei, als Jesum zu lieben. Der Mensch weiss sich dann Gott so nahe, dass er keine Boten an ihn zu schicken braucht, weder Bussübungen noch bange Gebetsformeln, mit einem Senken des Auges sagt man mehr, als mit dem Durchstöbern der ganzen Rhetorik. Gesuchte Worte und weitläufiges Credo gleichen dem dicken Holze, das das von Gott entzündete Feuer erstickt. Erzwingen lässt sich die Gluth nicht, herbeigekünstelt bleibt sie wirkungslos, ächt bringt sie unbeschreibliche innere Befriedigung. Die von der Sünde ausgeleerte Seele füllt das Göttliche; man weiss nicht, wie es kam, dass das Herz so weit wurde, alles schien gefunden, die Sehnsucht zu enden, man sagt mit Petrus: hier lass uns Hütten bauen. Eine ungekannte Freiheit im Dienste Gottes vertreibt alle Furcht vor Hölle und Leiden. Thorheit scheint's, nur daran zu denken. Man erschrickt vor dem klaren Anblick der göttlichen Vollkommenheit, und behält doch tiefere Demuth, als sie je die Rathschläglein des Verstandes, des geschwätzigen, klappernden Müllers hervorbringen könnten.

Aus der Ruhe des Willens in Gott geht die Einigung mit Gottes Willen hervor. Die Einwirkung von Gott aus auf den Frommen ist hinreissend, wie in der Einheit der Geisteskräfte noch mehr. Einzelne Momente des Wollens setzen sich nicht mehr ab. Das Erkennen ist wie Staunen; Gedächtniss und Nachdenken tritt zurück vor dem Vollgenuss der Seele, die mehr liebt, als sie versteht.

Der Traum der Geisteskräfte steigert dieses Leben dahin, dass Geist oder Gemüth ohne Fühlen, Wollen und Erkennen in Gott leben, Gott auf die tiefste Centraleinheit wirkt, während die Aeusserungen der Grundkräfte im Schmecken Gottes zu ersterben scheinen. Das Wie ist

unbegreiflich. Jedes Wort zur Schilderung der inneren Seligkeit fehlt. Man möchte ganz Zunge sein, ihn zu loben, den man tausend fromme Dummheiten zuruft. Aus Gott schöpft man Kraft, freudig tausend Martern für den Herrn zu dulden, überlassen dem Armen Gottes ist man zufrieden. Will er das Herz gen Himmel führen, so geht es; ginge es in die Hölle, es macht keinen Schmerz, denn ihr Kleinod begleitet sie. Will er sie aus dem Leben nehmen, soll sie noch tausend Jahre leben, Alles ist gut. Diese Stimmung spiegelt das Gedicht ab:

Die Deine bin ich und für Dich geboren.
Zu welchem Werke hast Du mich erkoren?

Majestät, hoch über allen Höhen,
Die von Ewigkeit die Weisheit ist,
Die die Güte in mein Herz ergiesst,
Gott, in dem wir Güt' und Hoheit sehen,
Sieh die tiefste Niedrigkeit hier stehen,
Liebe ist's, die heute singt zu Dir:
Was, o Herr, was forderst Du von mir?

Ich bin Dein, Du schenktest mir das Leben,
Ich bin Dein, du hast mich frei gestritten,
Ich bin Dein, Du hast für mich gelitten,
Ich bin Dein, du riefst, mir Heil zu geben,
Ich bin Dein, Du kräftigtest mein Streben,
Ich bin Dein, verloren nicht vor Dir:
Was, o Herr, was forderst Du von mir?

Was kannst Du, o guter Herr, verlangen,
Dran ein armer Knecht sich dürfte wagen?
Welchen Dienst hast Du ihm aufgetragen?
Ihm, dem Sclaven, den die Sünd' gefangen?
Süsse Lieb', Du siehst mich an Dir hangen,
Süsse Liebe, Du erblickst mich hier:
Welches Thun begehrest Du von mir?

Sieh herab, es liegt mein Herz Dir offen,
Und in Deine Hände will ich's geben,
Meinen Leib, die Seele und mein Leben,
Alle meine Liebe, all' mein Hoffen.
Bräut'gam süss, durch den mich Heil getroffen,
Als die Deine weihe ich mich Dir:
Welches Thun begehrest Du von mir?

Sei der Tod, sei Leben mir beschieden,
Gieb Gesundheit, gieb der Krankheit Plagen,
Ehre oder Schande lass mich tragen,
Sende Streit mir oder vollen Frieden,
Wird mir Kraft, soll Schwachheit mich ermüden,
Nichts als ja sprech' ich zu Allem Dir:
Welches Thun begehrest Du von mir?

Willst Du Fülle oder Armuth senden,
Giebst Du Trost, willst Du den Trost entziehen,
Kommt mir Leid, kommt Lust aus Deinen Händen,
Giebst Du Himmel oder Höllegluhen,
Süsses Leben, ganz geb' ich mich Dir:
Welches Thun begehrest Du von mir?

Gieb Gebet, ist es so Herr Dein Wille
Und wo nicht, so lass mich dürre sein;
Willst Du, gieb mir Innigkeit die Fülle
Und wo nicht, sei Oed' und Armuth mein,
König, dess die Majestät allein.
Einzig so kann ich in Frieden ruhn:
Was begehrest Du, was soll ich thun?

Schenke Du die Weisheit mir, die wahre,
Mach' aus Liebe mich an Wissen leer,
Sende mir des Ueberflusses Jahre,
Oder Noth und Hungerzeiten schwer;
Nacht sei's, heller Tag sei um mich her,
Wirf mich dorthin oder lass mich hier:
Welches Thun begehrest Du von mir?

Ist Herr, dass ich fröhlich sei, Dein Wille,
Freuen werd' ich Deiner mich aus Liebe;
Ist's Dein Wille, dass ich mich betrübe,
Trauern werd' ich bis zur Todtenstille.
Sprich nur, sprich, Du süsse Liebesfülle,
Rede Du, wie, wann und wo zu mir:
Welches Thun begehrest Du von mir?

Golgatha gieb oder Thabor's Höhen,
Wüsten oder Fluren reich an Gut,
Ob ich Hiob sei in Schmerzenswehen,
Sanct Johann, der an der Brust Dir ruht;
Ob ich Frucht bring', wie der Weinstock thut,
Oder keine, mag's also geschehen:
Welches Thun hast Du für mich ersehen?

Joseph sei ich, den die Ketten binden,
Oder der Aegyptenland regieret,
David sei ich, büssend für die Sünden,
Oder David, den die Gnade zieret;
Jonas, der im Abgrund sich verlieret,

Oder der gerettet wird von dort:
Was, o Herr, begehrt von mir Dein Wort?

Schweigend oder redend mög' ich leben,
Frucht werd' an mir oder nicht gefunden,
Zeige das Gesetz mir meine Wunden,
Lieblich mög' das Heilswort mich erheben,
Mög' in Schmerzen ich, in Wonne schweben,
Einzig Du sollst ganz mein Leben sein:
Welches Thun begehrest Du allein?

Doch ist auch dieser Zustand noch nicht die Entzückung. Da ist's, als bräche ein Funken im Centrum der Seele in Alles verzehrende Flammen aus. Todt für die Aussenwelt, ist sie voll Licht und Leben für Gott. Wie Dünste zum Himmel steigen, fühlt sie sich zu Gott gedrängt, von einem Adler glaubt sie sich emporgetragen, unfähig zum Widerstand. Der Commandant der Festung des Innern ist dann auf den höchsten Thurm gestiegen und pflanzt da die Siegesfahne für Christum auf. Gegen einen Tropfen dieses Genusses ist der Besitz aller Reiche nichts. Das Bewusstsein ist für die Aussenwelt geschlossen oder so getrübt, dass gesprochene Worte aus weiter Ferne zu tönen scheinen, der Körper ist erstarrt, der Puls stockt, die Hände wie Stäbe ausgereckt, das Gewicht des Leibes scheint geschwunden. Der Geist sieht seine Erkenntniss des Himmlischen so gesteigert, dass er dem gleicht, der eben nur das Alphabet konnte und nun, ohne zu wissen wie, alle Weisheit besitzt; gegen die erfahrene Lebenswahrheit gilt alles Andere wie Kinderspiel.

Teresa lachte dann über den Amtsdünkel der Geistlichen, die solche Schule an einem Tage weiter bringen würde, als zehn Jahre. Vor der Sünde so grauend, dass sie in die Wüste fliehen möchte, lechzt sie doch, mitten in die Welt zu treten, um etwas für Gott thun zu können, und nicht bloss Worte zu haben, nicht bloss ohne Er-

widerung zu nehmen. Nachdem sie von dieser Warte herab das Göttliche geschaut, klagt sie sehnsüchtig:

Schönheit, Sonne, die die Kerzen
Aller Schönheit dunkel macht,
Ohne Wunden giebst Du Schmerzen,
Tilgest ohne Schmerz im Herzen,
Aller ird'schen Liebe Macht.

Band, das einiget zwei Wesen,
Die getrennt sind himmelweit,
Ach, warum willst Du Dich lösen,
Da, als Du geknüpft gewesen,
Sich in Lust verkehrt das Leid?

Das, was nichtig ist, verbindest
Du dem Sein, das ewig währt,
Was in eigner Brust Du zündest,
Liebst Du, was Du werthlos findest,
Dem verleihst Du neuen Werth *).

Die Empfänglichkeit für die Erhebungen mit wunderbaren Genüssen steigerte sich bei Teresa. Bekannt ist das liebliche Kinderlied:

Säh'n Dich die Augen
Jesus gut und süss,
Säh'n Dich die Augen,
Gern stürb' ich gewiss.

Wer da will, mag schaun,
Rosen und Jasmin,
Tausend Blumenau'n
Seh' mit Dir ich blühn.

Blum' der Seraphim,
Jesus Nazaren,
Säh' mein Auge ihn,
Sterben wär' mir schön.

Ich begehr' kein Glück,
Ist mir Jesus fern,
Nichts als Wehgeschick
Find' ich fern vom Herrn.

Kraft sei mir allein
Deine Lieb' und Gluth
Meinem Aug' erschein'
Jesus süss und gut.

Säh'n Dich die Augen
Jesus gut und süss,
Säh'n Dich die Augen,
Gern stürb' ich gewiss.

Teresa brauchte diese Verse oft nur neben sich zu hören, so überwältigte sie der in unmittelbarer Anschauung erkannte und liebend genossene Inhalt so, dass sie wie todt zusammensank. Nur höhere Stufen dieser Entzückung erlebte sie in der Entrückung, im Fluge des Gei-

*) Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauss, 248.

stes, im Hinreissen des Geistes. Hoch loderte die innere Flamme in der Liebeswunde. Durch die Seele schien der Pfeil zu dringen, aus dem süsser, seliger Schmerz floss. Süss im Zuge zu dem Freunde, Schmerz um die Gebundenheit in der Mauer des Leibes:

In des Herzens tiefstem Grunde
Fühlt' ich einen jähen Stich;
Gottes Schwert drang ein in mich,
Grosse That gab davon Kunde.

Wund' hat mir den Stich gegeben,
Wird sie gleich den Tod mir reichen,
Ist der Schmerz auch ohne Gleichen,
Bringt mir dieser Tod das Leben.

Tödtet er, wie giebt er Leben?
Wie kommt Tod aus Lebenskraft?
Wie doch heilt, was Wunden schafft?
Wie kann Zwietracht Bündniss geben?

Gottes Macht wird hier bewährt,
Die aus schroffem Widerstreite
Geht hervor im Siegsgeleite,
Und durch hohe That mich ehrt *).

Im Besitze des Gutes aller Güter brachte der Versuch, das Empfundene zu schildern, Störung und Qual. Worte und Gedanken schwinden, in unverständlichen Lauten macht sie sich Luft. Tiefer als durch Sinnen und Denken, und dauerte es tausend Jahre, ward sie das Wesen Gottes inne, das wie einen Crystall die Seele durchleuchtet, die ihr altes Selbst so wenig wiedererkennt, wie der Schmetterling die Raupe. Der Eindruck war unverlöschlich. Mit nie gekanntem Heldenmuthe möchte man tausend Tode für Gott sterben, damit auch Andere reich würden an Abscheu vor dem Bösen, an Erkenntniss des Ewigen.

Ist die Vereinigung nicht vorübergehend, sondern dauernd, so bezeichnet Teresa sie als die geistliche Vermählung. Die Seele kann nicht ungeeint mehr leben, sie

*) Von Clara übersetzt.

ist mit Gott wie ein Tropfen im Meere, wie zwei Lichter in einem Schein, er ist das Leben ihres Lebens geworden. Im Schmachten nach dem Leben ersehnt sie den Tod.

Ohne mir zu leben, leb' ich,
Hohem Leben gilt mein Hoffen,
Lebend hat mich Tod getroffen.

Dass ich göttlich einig bin,
Mit der Lieb', in der ich lebe,
Macht, dass ich gefangen gebe
Gott mich frei mit Herz und Sinn,
Aber so von Schmerz erglühn
Lässt der Gottes Fesseln Noth,
Dass das Leben wird mein Tod.

O wie lange währt dies Leben!
Und wie hart sind die Exile!
Hart die Kerker, Ketten viele,
Wo die Seel' ist preisgegeben;
Ausgang's harrend so zu schweben,
Regt mir auf so bittern Schmerz,
Dass zu leben bricht mein Herz.

Ach wie bitter ist das Leben,
Wo den Herrn man nicht geniesst,
Und so süss die Liebe ist,
Schwer ist's, lange hoffend schweben,
Gott woll' mich der Last entheben,
Drückender mir wie von Erz,
Ach zu leben bricht mein Herz.

Einzig nur mit dem Vertrau'n
Bald zu sterben kann ich leben,
Sterben werde Leben geben,
Drauf lässt mich das Hoffen bau'n;
Tod, wo wir das Leben schau'n,
Zögre nicht, ich harre Dein,
Leben bringt mir Todespein.

Stark ist Liebe, musst Du wissen,
Leben sei mir nicht zur Last!
Sieh, wie kleinen Schatz Du hast,
Soll man Dich gewinnen, missen,
Kommen lass den Tod, den süssen,
Komm, o Tod, tritt leicht herein,
Leben muss mir Sterben sein.

Jenes Leben in den Höhen,
Das ist erst das wahre Sein,
Bis Dich trifft des Todes Pein,
Kannst Du Lebensglück nicht sehen;
Wolle Tod mir nicht entgehen!
Todt leb' ich zum ersten Mal,
Leben bringt mir Todesqual.

Was, o Leben, kann ich weihen
Meinem Gott, der in mir lebt,
Als Dich selbst das widerstrebt,
Um mich voller sein zu freuen,
Sterbend find' ich ihn von Neuem.
Ihn, den Einz'gen, wünsche ich,
Nicht zu sterben tödtet mich.

Soll ich nun von Dir mich trennen,
Welches Dasein kann mir bleiben?
Müsst' ich nicht ein Sterben leiden,
Bitter, wie ich's nicht mag kennen?

Mitleid kann ich mir vergönnen,
Quält mich doch so tiefes Weh,
Dass um's Sterben ich vergeh'.

Auch der Fisch', der Fluth entnommen,
Mag noch wohl Erquickung finden,
Den des Todes Schmerzen binden,
Ihm wird doch der Tod auch kommen.
Wo ward je vom Tod vernommen,
Gleich des Jammerlebens Wehn,
Die ich sterbend auszustehn?

Bin ich froh zu sein entschlossen,
Seh' im Sacrament ich Dich,
Mehrt sogleich die Trauer sich,
Denn nicht hab' ich Dich genossen.
Gröss'res Weh hat sich ergossen,
Dass ich Dich, Herr, nicht gesehn,
Leben lässt mich untergehn.

Denk' ich, Herr, mich zu erfreuen
Mit der Hoffnung, Dich zu sehen,
Seh' ich, Du kannst mir entgehen,
Wird sich bald mein Leid erneuen,
So leb' ich in bangem, scheuen
Hoffen, Harren, klage bang:
Leben macht mein Sterben lang.

Reiss mich los aus diesem Sterben,
Schenke mir, mein Gott, das Leben,
Denke mich nicht rings umgeben
Von den Banden, den so herben;
Leben fehlt mir ohne Dich,
Nicht zu sterben, tödtet mich.

Um mein Sterben will ich weinen,
Um mein Leben will ich klagen,
Denn warum will es nicht tagen,
Als um Sünden nur die meinen,
O mein Gott, wann wird's erscheinen,
Dass ich wahrhaft sagen kann:
Leben bringt mir Todesbann.

Solche Erquickungen gewähren auf jeder Stufe eine Mehrung der Liebe zu Gott, weil er Gott ist, der Seele Schöpfer und Himmel, einzig und ewig liebenswerth. Diese Liebe ist Herrin aller Elemente der Welt; wer sie hat, ist über Alles erhoben, keine Fluthen können das Feuer löschen, die Versuchungen möchten wie Meereswogen herankommen, sie überwindet alle. Liebe entreisst den Creaturen und löst anders von der Welt ab, als wenn man nur mit ihr bricht, weil man doch einst aus der Welt muss. Dauerte das Dasein hier auch ewig, doch ist sie weltlos, froh des Tausches, für Gottes Liebe

die Welt hinzugeben, mit dem Nichts das All zu erkaufen. Solche königliche Herzen lieben die Menschen, wahrhaft durch den Leib dringend, forschen sie nach dem Liebewerthen in der Seele. Finden sie da etwas, worin sich, wenn sie graben wollten, Gold entdecken liesse wie in einer Mine, so ist ihnen keine Mühe leid. Sie kennen den Lohn der Nächstenliebe, Erhöhung der Gottesliebe in tausendfacher Art, damit wir, das Gut und die Wurzel behaltend, immer wieder Früchte und Zinsen geben können.

Teresa war von der Ueberschätzung ihrer Gaben weit entfernt. Die Gefahr, sich für vollkommen zu halten, trat ihrem demüthigen Sinn nicht nahe. Christliche Vollkommenheit bestand ihr nicht in Entzückungen, nur in Conformität unseres Willens mit dem Göttlichen in selbstverläugnender Liebe. Ein Tag demüthiger Selbsterkenntniss sei mehr werth als viele der Entzückung. Sie warnte vor jedem erzwingen wollen solcher Anticipationen dessen, was zukünftig sein wird.

Noch mehr stellte sich ihr davon in geheimnissvollen Visionen dar, die in der Ekstase meist nach der Communion in verschiedener Art eintraten. In staunenerregende Mysterien der Seele sah sie dabei. Wir einfältigen Hirtenkinder meinten Wunder wie viel wir davon begriffen hätten, und es sei doch nichts. Von diesem Kaum des sprachlichen Ausdrucks fähigen Ergebnissen zu reden, zwang sie die Beichte. Mit Qual that sie es. Ihr edles Zartgefühl fürchtete das Urtheil und das Geschwätz der Unkundigen. Je weniger die Welt von dergleichen erfahre, desto ruhiger, gesammelter und geförderter vergehe das Leben. Bei ihr verliere man damit mehr, als man zu gewinnen glaube, lobten es zwanzig, so schimpften zwan-

zig tausend. Das erfuhr sie, als sie das Schweigen brechend, der Fürstin Eboli Aufzeichnungen anvertraute. Unter Glockengeklingel und Gelächter las dieselbe in Gesellschaft den Unsinn vor, in's Unglaubliche verzerrte das Gerücht die Dinge. Nach den ersten Thränen fand Teresa, dieser Traum sei der Angst nicht werth, man erwache und Alles sei vorüber, sie benutzt den Anlass, durch Feindesliebe besser zu werden. Anders stand sie dem Urtheile der Kirche gegenüber. Bedenken gegen neue Offenbarungen waren doch stärker, als man es in Spanien erwarten sollte. Die Meisten hielten Alles für Faseleien eines phantastischen Weibes, das besser sein wolle, als Andere. Schon Bonaventura beklagt die aus Visionensucht entsprungenen Tollheiten, sie kamen oft genug in Teresa's Umgebung vor. Menschen, so unwissend, dass sie nur mit Mühe ihr neues Testament lasen, waren voll Verachtung gegen die Theologen, sicherer wäre man einem Bären begegnet, dem seine Jungen geraubt sind, als diesen Idolen. Einfälle und Träume waren Offenbarungen, deren sie zu jedem guten Werke zu bedürfen meinten. Dazu kamen die gefährlichsten Irrthümer: der Geist entbinde sie von dem Gehorsam gegen die Gebote ihres Geliebten, auch Ungehorsam entziehe die Liebe nicht. Auch schmachvoller Betrug bemächtigte sich der Dinge. Die Symptome der Ekstase waren vollkommen copirt. Achtunddreissig Jahre lang hatte Magdalena de la Cruz Spanien betrogen, Cardinäle und Inquisitoren täuschte die Señora, die liebe Tochter. Die Kaiserin bat sie um den Segen für Philipp's II. Taufkleider, die Kanzeln verkündeten ihren Ruhm, Audienz war gesuchter bei ihr als in der Staatskanzlei, die Wundmale erschienen, unglaubliche Marterproben sollten sie gegen die Prüfung ihrer Starrsucht abhärten. Alles war Betrug.

In die Musik der Schmähungen gegen Teresa tönte keine Anklage auf Betrug. Bei ihrer stillen, demüthigen Frömmigkeit wäre das unmöglich gewesen. Aber man gab den Rath, das Teufelswerk durch Exorcismen zu zerstören. Wohl stellte sie diesen entsetzlichen Meinungen ihre Erfahrung entgegen, wie sie in der Liebe wachse, und auch im Schlafe an Christus denken müsse. Aber an Tagen des Trübsinns und der Dürre beschleichen sie Gedanken an dämonische Einflüsse. Gegen ihr Leiden bei dieser Ansicht schien ihr lebendig begraben zu werden Nichts. Im Gebet wird sie gewiss, ihre Gaben seien von Gott. Und behaupteten alle Gelehrten, alle Heiligen der ganzen Welt das Gegentheil, doch könne sie es nicht glauben. Die Beichtväter steigerten ihr Leid. Leibnitz bemerkt einmal treffend, die mystische Theologie verhalte sich zur historischen und philosophischen wie die Poesie zur Prosa. Die Beichtväter, nur in der Prosa heimisch, waren ohne ein auf Selbsterfahrung ruhendes Verständniss des innern Lebens der Mystiker. Juan de la Cruz sagt: sie kommen mit ihren Weisungen, wie Grobschmiede können sie hauen und hämmern. Was soll das, heisst's, Zeitverderb, denke was, thue was, Deine Erleuchtungen sind Maulaffen. Teresa hat sechszehn Jahre lang von unwissenden Beichtvätern geistig so viel erlitten, wie einst leiblich von den Quacksalbern. Findet sich nach Sales unter zehntausend Beichtvätern kaum ein guter zur Leitung gewöhnlicher Seelen, wo träfen die seraphischen Fremdlinge den rechten? Eingeengt zwischen den Glauben an das Wort des Priesters als eine Stimme vom Himmel und die ihrem tiefsten Bewusstsein entgegengesetzten Urtheile gränzte ihr Leiden an Wahnsinn. Gewöhnlich setzt sie die Geisteswirkung gegen das Priesterwort ein, durchbricht die Schranken des Gehorsams, in diesem

Gnadengebiete fühlt sie sich frei von menschlichen Geboten, erlebten die Priester je, was sie schildern, sie würden ihr zustimmen. Wenn Jemand, so schloss sie, mit ihr rede und Edelsteine zurücklasse, so könne sie ja doch nicht an Täuschung glauben, sie, die reichgewordene Bettlerin, habe ja den Schatz in der Hand. Auf den Rath, dieses Gebetsleben aufzugeben, bemerkte sie, ob sie es denn ablegen könne wie ein Kleid, wisse sie doch gar nicht, was ihre Seele ohne Gebet sei. So irrte Teresa von einem geistlichen Tribunal zum andern. An Francisco Borja, Herzog von Gandia, wandte sie sich. Dieser Stern des spanischen Adels war als Staatsmann, Hofmann und Soldat berühmt, wissenschaftlich und künstlerisch hoch gebildet, so fähig, eine Messe zu componiren, als eine Festung zu vertheidigen, so tüchtig in der Lösung mathematischer Probleme, als in der Regentschaft eines Königreichs. Die schöne Königin Isabella hatte ihn im Sarge gemahnt, sich von der Welt zurückzuziehen, ehe die Welt sich ihm entziehe. Als Pater Francisco der Sünder musste Ignatius ihm gebieten, lieber Thränen aus Liebe zu Christo, als Blut mit der Geissel zu vergiessen. Er gab Teresa den Rath, ausserordentliche Zustände nicht zu suchen, ihnen aber auch nicht zu widerstehen, sie seien von Gott. Sechs Jahre dauerte die Prüfung der Doctoren, die Schlusssentenz lautete: Alles sei vom Teufel. Der vom Beichtvater Verlassenen erschien Baltasar Alvarez als Retter. Recht evangelisch lautet sein Bekenntniss: Gott gab mir ein weites Herz, meine Sünden ängsteten mich nicht mehr, sie demüthigten mich nur, wurden mir sogar Fenster, durch die Gottes Strahl einfiel. Fremde Vergehungen machten mich nicht mehr unruhig, sondern mitleidig, der Eifer, der sie mit Gewalt bessern wollte und nicht konnte, ward tragende Liebe,

die leichter und sicher besserte. Alvarez hatte, um Teresa zu leiten, die schwersten mystischen Schriften zu studiren, nur so kam er ihrem Geistesfluge nach. Was er sich erlas, hatte Pedro de Alcantara erlebt, ein Antonius des XVI. Jahrhunderts. Siebenundvierzig Jahre der Busse hatte er durchgelebt. Er schlief eine halbe Stunde sitzend, ohne sich auszustrecken, den Kopf an ein Holzstück gelehnt, alle drei Tage genoss er Speise; liebenswürdig im Verkehr machte er einen bedeutenden Eindruck. Möglichst klar legte ihm Teresa ihr Inneres dar. Er entschied, mit der Wahrheit eines Dogma könne sie Gottes Geist als den Urheber ihrer Gaben ansehen. Sie habe das Schwere erlitten, von guten Menschen nicht verstanden zu werden, freilich in Dingen, von denen keine Theologen und Juristen etwas wüssten, nur die Männer des Geistes. Diese Stimme lenkte das allgemeine Urtheil um. Bewunderung verdrängte die Verachtung, wie einen Engel rief man Teresa in die Häuser der Trauer, die fromme Welt wetteiferte in Verehrung. Das geistliche Orakel Spaniens, Juan de Avila, sprach sie aus. Diesem Apostel Andalusiens floss die Beredtsamkeit aus der Liebe. Kurz zu predigen war ihm die schwerste Arbeit, so strömten ihm im Sprechen die Gedanken zu. Sein Anblick erbaute, wenn er die Kanzel betrat, nachdem er Nachts vorher studirt, mit dem Wunsche nur eine Seele zu gewinnen. Eine Predigt, in der nicht der Gekreuzigte und die Lehre des Apostels Paulus verkündet werde, genügte ihm nicht. Teresa trat mit Avila in vertrauten geistlichen Verkehr. An Granada wagte sie nur zu schreiben, als ihr Beichtvater es befahl. Sie bat ihn, ihrer bisweilen im Gebete zu gedenken, mit so wenig Kraft stehe sie vor den Augen der Welt, ohne etwas von dem zu haben oder zu thun, das man von ihr sage. Granada

verstand sie. So in eine homogene Lebensluft ihres innern Menschen versetzt, beruhigt und glücklich begann Teresa ein äusseres Lebenswerk, die Reform der Karmeliterinnen, unter grossen Kämpfen; denn wer Klosterunfug abschaffen wolle, habe Mönche und Nonnen mehr wie die Teufel zu fürchten. Wir begleiten sie nicht auf dem Streiter- und Wanderleben. Immer krank, in vierzig Jahren wurden ihr nicht drei schmerzlose Tage, aber unermüdet, praktisch und verständig hatte sie bedeutende Erfolge. Doch die Feinde gewannen die Inquisition. Schon streckte das heilige Officium die Hand nach ihr aus, als Quiroga, der Retter Leon's, sie erlöste. Rasch blühte der reformirte Orden auf. Alles war gegen die ruhelose Landstreicherin in Bewegung gewesen, sie hatte sich getröstet: Leiden sind eine Speise, an der man nur erst den rechten Geschmack haben muss, um zu sehen, es gebe keine bessere; wir sind Vasallen eines Königs und haben, als Soldaten im Dienst nur zu sehen, wo unsere Fahne weht. Alles war gewonnen, das Gefühl des Sieges über alle Kanonen und Batterien der Finsterniss erfüllte sie. Durchgekämpft hatte sie sich, gegen Lüge, Meineid und Lästerung den Wirkungskreis behauptet, in dem ihr stilles Glück lag, der ihrem Thätigkeitsdrange genügte und sie ihr Geistesleben auf verwandte Naturen hinüberleiten liess. Noch auf anderem Wege that sie es. In ihrer hübschen, einsamen Gartenzelle führte sie fleissig die Feder. Man wandte sich an sie, wie sie einst zu den Meistern des innern Lebens gepilgert war. Nach der Weise der alten Kirche hatte Velasquez das Bisthum Osma verwaltet, zu Fuss seinen Sprengel durchwandernd. Das Erzbisthum San Jago gab er auf, um einsam zu sterben. Er erbat sich von Teresa eine Anleitung zum geistlichen Leben, sie gab ihm das Alphabet, er lernte mit dem Eifer

eines Kindes. Der Kreis ihrer Schüler und Correspondenten wuchs. Wie viele vornehme Namen! Sie schrieb ungern wie im Fluge. Ein Blatt noch einmal durchzusehen oder die Buchstaben auszustreichen schien ihr Zeitverlust. Gravität des Tones wechselt mit gutmüthigem Scherze, witzigen Einfällen und traulicher Behaglichkeit. Mit tiefer Menschenkenntniss giebt sie geistliche Rathschläge. Wo Gegner überwunden werden sollen, wird ihnen das Geständniss nicht wie eine Schuld, nur wie ein Geschenk entlockt, denn unseren Seelen, den Freunden der Freiheit, werde Geben leichter als Zahlen. Die Abgeschmacktheiten der Sprache Kanaan's fehlen völlig. Ein Condolenzschreiben an den Bischof von Jaen besteht kurz und nüchtern in den Worten: Ew. Heiligkeit freue sich Gottes, mögen wir alle ein gleiches Ende haben. Wo sie von sich spricht, ist sie demüthig und selbstbewusst, wahr in jedem Ausdruck, oft an Augustin's Confessionen erinnernd. Es lässt sich, was sie erlebte, nur in Umrissen schildern. Dennoch ist es ihr, schriftungewohnt, wie sie war, gut gelungen, ihren Erfahrungen in Worten Ausdruck zu geben, ohne durch das Zurückrufen mittelst der Reflexion zu ändern. Der Irrthum beginnt, wo sie schriftwidrige Lehren anschauen und geniessen will. Sie zahlt da den römischen Idolen ihren Tribut. Sie schreibt kräftig, ohne alle Sentimentalität, einfach, kunstlos, kurz, gern Sprichwörter einfügend. In Schilderungen ist sie sehr anschaulich, in Erzählungen lebendig, in der Wahl der Bilder für das Abstrakteste glücklich, in den Beziehungen zu Gott voll Majestät. Daher wirkten ihre wenigen Zeilen, ohne Feile und Politur, unter zerstreuenden Geschäften hingeworfen, kräftiger als rednerische Kunststücke. Auch ihre andern Schriften warf sie rasch hin, wie Lope seine Dramen. Hatte sie begon-

nen und sich durch die unnütze Wörtermenge hindurchgearbeitet, so hätte sie gern viele Hände zum Schreiben gehabt. Sie enthalten Fragmente ihres innern Lebens, enthusiastische Improvisationen, dunkel wie sibyllinische Blätter. Die Schriftauslegungen sind auch im Irrthum oft schön und lebensvoll. Der Gedankenkreis ist wohl eng, der stolze, nachdrucksvolle Tonfall der Worte macht Wiederholungen weniger störend. „Das Buch der Erbarmungen des Herrn" schildert die Geschichte ihrer mystischen Erweckung, auf Befehl des Beichtvaters für Juan de Avila geschrieben. Sie wollte darin Gott verherrlichen, der in ihr aus einem Unrathshaufen einen Garten voll süsser Blumen geschaffen, und die Menschen enttäuschen, die sie für gut hielten. „Der Weg zur Vollkommenheit" enthält Winke zur Contemplation mit ernster Hinweisung auf das zum Heile Nothwendige. Alles wird an Christus geknüpft; ihm folgen sei der Weg zum Gewinn, für alle Gnaden bleibe er die Thür, ohne ihn schwebe die Seele in der Luft, wen Gott liebe, den führe er die Wege seines Sohnes. Ein Tagebuch ihrer klösterlichen Amtserfahrungen ist „das Buch der Stiftungen" mit guten Charakteristiken voll Wiederholungen. Immer dasselbe sagend wie Papageien, schrieb sie unter betäubenden Schmerzen die Allegorie „von den sieben Wohnungen der Seele", formell ihr bestes Werk. Die sieben Wohnungen, zu denen die Pforte des Gebetes führt, die erste Selbsterkenntniss, die letzte Einigung mit Gott werden allegorisch geschildert. Die „Exclamationen" sind Gebete, aus der Erinnerung mit Gott entstanden, keine logische Ordnung, keine aneinandergereihte Reflexionen, man fühlt das Wehen des in ihr betenden Geistes, der nach seiner eigenen Ordnung verfährt. Sie sind wie Stei-

gerungen der Empfindungen, die sie in dem schönen Sonett ausspricht:

Nicht Hoffnung trieb, o Herr, mich, Dich zu lieben,
Des Himmels Lohn nicht, den ich soll erlangen,
Nicht hielt der Hölle Grau'n mich so umfangen,
Dass ich entsagte meinen ird'schen Trieben.

Du triebst mich, Herr, der Anblick Deiner Qualen,
Die Schmach, der Tod, die Du für mich getragen,
Der bleiche Leichnam, an das Kreuz geschlagen,
Die nackten Glieder mit den Wundenmalen.

Nur Deine Liebe konnte so mich rühren;
Selbst ohne Himmel blieb ich Dir ergeben,
Selbst ohne Hölle würd' ich vor Dir beben.

Du selbst nur konntest hin zu Dir mich führen.
Wenn, was ich hoff', auch nicht zu hoffen bliebe,
Dich liebt' ich dennoch, wie ich jetzt Dich liebe *).

So war die heilige Teresa Leon's letzter geistiger Umgang auf Erden.

In seinem Widmungsschreiben, das an ihren Werken die Hoheit des Stoffs, die Feinheit und Klarheit der Behandlung, die reine lichte Form, die ungekünstelte Eleganz rühmt, hatte Leon **) auf Bedenken Rücksicht genommen, die riethen, keinen als Erfahrenen solche Schriften in die Hände zu geben. Er berief sich auf Gleiches in den Heiligenleben, das nicht zum Verstecken gegeben sei, und auf Teresa's Wahrhaftigkeit. Unleugbar seien solche Inspirationen möglich. Wegen etwaigen Missbrauchs sie auch den Fähigen verbergen und Tausenden verschliessen, was einen verderbe, würde als Grundsatz festgehalten, die Sacramente unter Verschluss bringen.

*) Nach der Uebersetzung von Laun.
**) Obras V. 333.

Diese Andeutungen führte er, als die Verdächtigung ärger ward, in einer Apologie aus*). Man wende ein, das Gebet der Einigung sei nicht zu lehren: dieser Zustand, wo im Gebet Gott sein Licht über den Menschen ausgiesst, die Reflexion still steht und den Willen mit einigender Liebe durchglüht; gewiss sei das richtig. Aber darüber zu reden, das Wesen, die Wirkung und die Erkenntnisskriterien zu behandeln, sei ohne Gefahr. Ist's an sich etwas Gutes, wie könnte das Gespräch darüber schlecht sein! Teresa selbst wiederholt oft genug, dass dergleichen nicht zu lernen ist. Die Regeln, die sie in ihren Schriften für das innere Leben giebt, sind so allgemein christlich, dass Jeder den Weg gehen und wissen muss. Wer Aehnliches wie sie erfahren, werde durch ihre Schilderungen gestärkt; wem es fremd sei, der finde Anlass, die Gnade Gottes für das zu preisen, was er den Seinen gebe. Man berufe sich auf Dunkelheiten in Teresa's Werken; wie viele Bücher müsse man dann verbieten, Gerson, Richard von Sanct Victor, Bonaventura! Welcher Theolog versteht Augustin, wer den Areopagiten? wie Vielen sprechen Thomas und Scotus arabisch! Nichtverstehen erhält geistigen Grössen gegenüber in Ehrfurcht und Demuth.

Eine abschliessende Vertheidigung der Heiligen sollte nach Leon's Absicht ihre Biographie bieten. Die Kaiserin Maria, Schwester Philipp's II., forderte ihn dazu auf. Sie gehörte dem mystischen Kreise an, der sich um die Infantin Juana gebildet hatte, die Freundin Teresa's, Leonor de Mascareñas, Erzieherin des Don Carlos, nahm darin eine hervorragende Stelle ein. Von vielen Seiten kamen ihm Ermunterungen zu, man lieferte Material, Beichtväter Teresa's boten ihre Aufzeichnungen an. Mit frischer Lust ging er an die Arbeit, die er nicht mehr vollenden sollte.

*) Obras V. 353.

Ordensgeschäfte nahmen ihn in Anspruch. 1588 war er zum Definitor des Provinzialcapitels zu Toledo gewählt. Reformvorschläge, mit denen er es so oft vergebens versucht, wurden in langen Debatten durchgesprochen. Sie waren gegen die Schlaffheit der Disciplin gerichtet, die von Strafen nichts wissen wollte, aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung. Leon will um diesen Preis keine Krebsschäden erhalten. Die Unruhe des Kampfes achtet er für ein geringeres Uebel als seine Pflicht zu versäumen. Die beste Ruhe sei, zu thun, was man nach Gottes Willen muss.

Ihm übertrug der General Cardinal Elparense den Entwurf der Constitutionen für den sich damals bildenden Zweig der Augustiner von der strengen Observanz.

Als Generalvicar der Augustiner Castiliens nahm er an dem Ordenscapitel zu Madrigal Theil, die Wahl zum Provinzial fiel auf ihn. Verwaltet hat er das Amt nicht mehr. Seine Stunde war gekommen.

Noch ehe die Versammlung sich auflöste, überfiel ihn ein hitziges Fieber. Die besten Gedanken, hatte er oft gesagt, sind die über das Beste, nämlich die Dinge des ewigen Lebens, sie beschäftigten ihn auch jetzt. Das vive moriturus, das Murillo sich zur Grabschrift wählte, hatte Leon lebenslang geübt. Sein Gebet, zu den Glücklichen zu gehören, die Jesus sicher in den Hafen führe, wo der Lorbeer des ewigen Lebens, der lange und heiss ersehnte, grüne, ward erfüllt. In der vollen Glaubenszuversicht, durch die Gnade des treuen Hirten mit der obern Gemeinde vereint zu werden, verschied er unter den Gebeten der Freunde am dreiundzwanzigsten August 1591.

Seine Ruhestsätte ward ihm in der Klosterkirche San Augustin in Salamanca. Der Grabstein trägt die In-

schrift: Dem Meister Fray Luis de Leon, in heiliger und profaner Wissenschaft, in drei Sprachen sehr erfahren, erstem Professor der Exegese zu Salamanca, Provinzial von Castilien, haben die Augustiner von Salamanca diesen geringen, durch das, was er deckt, geadelten Denkstein gesetzt, nicht zum Gedächtniss, das durch die Werke unvergänglich ist, nur als Trost bei solchem Verluste.

Spanien fühlte sein Scheiden, es feierte sein Andenken, aber den Mittelpunkt seiner Lebensarbeit Christus und der Schrift das Uebergewicht über die antichristischen Elemente des Katholicismus zu geben, verstand es nicht. Nachfolger hat er nicht gefunden.

Anhang.

Proben

aus Leon's Gedichten und Uebersetzungen

im spanischen Originale.

De la avaricia.

En vano el mar fatiga
La vela portuguesa, que ni el seno
De Persia, ni la amiga
Maluca da árbol bueno
Que pueda hacer un ánimo sereno.

No da reposo al pecho
Felipe, ni la India, ni la rara
Esmeralda provecho
Que mas tuerce la cara
Cuanto posce mas el alma avara.

Al capitan romano
La vida, y no la sed, quitó el bebido
Tesoro persiano,
Y Tántalo metido
En medio de las aguas affligido.

De esta sed, y mas dura
La suerte es del mesquino que sin tasa
Se causa ansi, y endura
El oro y la mar pasa
Osado, y no osa abrir la mano escasa.

Qué vale et no tocado
Tesoro, si corrompe el dulce sueno
Si estrecha el ñudo dado,
Si mas enturbia el ceño
Y deja en la riqueza probre al dueño?

A Francisco de Salinas.

El aire se serena
Y viste de hermosura y luz no usada,
Salinas, cuando suena
La música extremada
Por vuestra sábina mano gobernada;

A cuyo son divino
El alma, que en olvido esta sumida,
Torna a cobrar el tino
Y memoria perdida
De su origen primera esclarecida.

Y como se conoce
En suerte y pensamiento se mejora;
El oro desconoce
Que el vulgo vil adora,
La belleza caduca engañadora.

Traspasa el aire todo
Hasta llegar a la mas alta esfera
Y oye allí otro modo
De no perecedera
Musica, que es la fuente y la primera.

Y como está compuesta
De números concordes, luego envia
Consonante respuesta
Y entre ambos á porfiá
Se mezcla una dulcísima armonia.

Aquí la alma navega
Por un mar de dulzura y finalmente
En él ansi se anega,
Que ningun accidente
Extraño y peregrino oye y siente.

Oh desmayo dichoso!
Oh muerte, que das vida! oh dulce olvido
Durase en tu reposo,
Sin ser restituido
Jamás aqueste bajo y vil sentido.

A este bien os llamo,
Gloria del apolíneo sacro coro,
Amigo á quien amo
Sobre todo tesoro;
Que todo lo visible es triste lloro.

Oh! suene de continuo
Salinas, vuestro son en mis oidos,
Por quien al bien divino
Despiertan los sentidos,
Que dando á lo demás adormecidos.

Que descansada vida
La dél, que huye el mundanal ruido
Y sigue la escondida
Senda por donde han ido
Los pocos sábios, que en el mundo han sido!

Que no le enturbia el pecho
De los soberbios grandes el estado,
Ni del dorado techo
Se admira, fabricado
Del sabio moro, en paspes sustentado.

No cura si la fama
Canta con voz su nombre pregonera
Ni cura si encarama
La lengua lisonjera
Lo, que condena la verdad sincera.

Que presta á mi contento
Si soy del vano dedo señalado,
Si en busca de este viento
Ando desalentado
Con ansias vivas con mortal cuidado?

Oh monte, oh fuente oh rio,
O secreto seguro, deleitoso!
Roto casi el navio
A vuestro almo reposo
Huyo de aqueste mar tempestuoso.

Un no rompido sueño
Un dia puro, alegre, libre quiero
No quiero ver el ceño
Vanamente severo
De á quien la sangre ensalza ó el dinero.

Despiertenme las aves
Con su cantar sabroso, no aprendido,
No los cuidados graves
De que es siempre seguido
El que al ajeno arbitrio está atenido.

Vivir quiero conmigo,
Gozar quiero del bien que debo al cielo,
A solas, sin testigo
Libre de amor, de celo,
De odio, de esperanzas, de recelo.

Del monte en la ladera
Por mi mano plantado tengo un huerto,
Que con la primavera,
De bella flor cubierto
Ya muestra en esperanza el fruto cierto.

Y cómo codiciosa,
Por ver y acrecentar su hermosura,
Desde la cumbre airosa
Una fontana pura
Hasta llegar corriendo se apresura;

Y luego sosegada,
El paso entre los árboles torciendo,
El suelo de pasada
De verdura vistiendo,
Y con diversas flores va esparciendo.

El aire el huerto orea
Y ofrece mil olores al sentido,
Los árboles menea
Con un manso ruido,
Que del oro y del cetro pone olvido.

Téngase su tesoro
Los que de un falso leño se confian
No es mio ver el lloro
De los que desconfian
Cuando el cierzo y el ábrego porfian.

La combatida antena
Cruje, y en ciega noche el claro dia
Se torna, al cielo suena
Confusa vocería
Y la mar enriquecen á porfía.

A mi una pobrecilla
Mesa, de amable paz bien abastada,
Me basta, y la vajilla
De fino oro labrada
Sea de quien la mar no teme airada.

Y mientras miserable —
Mente se están los otros abrasando
Com sed insaciable
Del peligroso mando,
Tendido yo á la sombra esté cantando;

A la sombra tendido,
De hiedra y lauro eterno coronado,
Puesto el atento oido
Al son dulce, acordado
Del plectro sábiamente meneado.

Profecia del Tajo.

Folgaba el rey Rodrigo
Con la hermosa Cava en la ribera
Del Tajo, sin testigo;
El rio sacó fuera
El pecho, y le habló desta manera:

„En mal punto te goces,
Injusto forzador; que ya el sonido
Oyo ya, y las voces,
Las armas, y el bramido
De Marte, y de furor y ardor ceñido.

;„Ay! esa tu alegria
Qué llantos acarrea, y esa hermosa
(Que vio el sol en mal dia,)
En España; ay! cuan llorosa,
Y al cetro de los godos cuan costosa.

„Llamas, dolores, guerras
Muertes, asolamiento, fierros males
Entre tus brajos cierras,
Trabajos inmortales
A ti y á tus vasallos naturales;

„A los, que en Constantina
Rompen el fértil suelo, á los que baña
El Ebro, á la vecina
Sansueña, á Lusitania
A toda la espaciosa y triste España.

„Ya dende Cadiz llama
El injuriado conde, á la venganza,
Atento, y no á la fama
La barbara pujanza,
En quien para tu daño no hay tardanza.

„Oye, que al cielo toca
Con temeroso son la trompa fiera
Que en Africa convoca
El moro á la bandera
Que al aire desplegada va ligera.

„La lanza ya blandea
El arabe cruel, y hiere el viento
Llamando a la pelea;
Innumerable cuento
De escuadras juntas veo en un momento.

„Cubre la gente el suelo,
Debajo de las velas desparece
La mar, la voz al cielo
Confusa y varia crece
El polvo roba el dia y le escurrece.

;„Ay, que ya presurosos
Subeo las largas naves! ay, que tienden
Los brazos vigorosos
A los remos, y encienden
Las mares espumosas por do hienden!

„El Eolo derecho
Hinche la vela en popa, y larga entrada
Por el herculeo estrecho
Con la punta acerada
El gran padre Neptuno da á la armada.

;„Ay triste!; y aun te tiene
El mal dulce regazo, ni llamado
Al mal que sobreviene
No accorres? Ocupado
No ves ya el puerto á Hercules sagrado?

„Acude, corre, vuela
Traspasa el alta sierra, ocupa el llano
No perdones la espuela
No des paz á la mano
Menea fulminando el hierro insano.

;„Ay cuanto de fatiga!
Ay cuanto de sudor está presente
Al que viste loriga
Al infante valiente
A hombres y a caballos juntamente.

„Y tu, Betis divino
De sangre ajena y tuya amancillado,

;Darás al mar vecino
Cuanto yelmo quebrado
Cuanto cuerpo de nobles destrozado!

„El furibundo Marte
Cinco luzes las haces desordena,
Igual a cada parte;
La sexta; ay! te condena
Oh cara patria á bárbara cadena.“

Noche serena.

Cuando contemplo el cielo
De innumerables luces adornado,
Y miro hácia el suelo,
De noche rodeado
En sueno y en olvido sepultado,

El amor y la pena
Despiertan en mi pecho un ansia ardiente
Despide larga vena,
Los ojos hechos fuente
Oloarte, y digo al fin con voz doliente:

„Morada de grandeza
Templo de claridad y hesmosura,
El alma, que á tu alteza
Nacio? que desventura
La tiene en esta carcel baja, escura?

¿„Qué mortal desatino
De la verdad aleja asi el sentido,
Que, de tu bien divino
Olvidado, perdido,
Sigue la vana sombra, el bien fingido?“

El hombre está entregado
Al sueño, de su suerte no cuidando
Y con paso callado
El cielo vueltas dando
Las horas del vivir le va hurtando.

;Oh! despertad, mortales
Mirad con atencion en vuestro daño;
Las almas inmortales
Hechas a bien tamaño
Podran vivir de sombras y de engaño?

;Ay; levantad los ojos
A aquesta celestial eterna esfera,
Burlaréis los antojos
De aquesa lisonjera
Vida con cuanto teme y cuanto espera.

Es mas que un breve punto
El bajo y torpe suelo, comparado
Con ese gran trasunto,
Do vive mejorado
Lo que es, lo que será, loque ha pasado.

Quien mira el gran concierto
De aquestos resplandores eternales
Su movimiento cierto
Sus pasos desiguales,
Y en proporcion concorde tan iguales.

La luna cómo mueve
La plateada rueda, y va en pos de ella
La luz, do el saber llueve,

Y la graciosa estrella
De amor la sigue, reluciente y bella.

Y cómo otro camino
Prosigue el sanguinoso Marte airado,
Y el Jupiter benigno
De bienes mil cercado,
Serena el cielo con su rayo amado.

Rodéase en la cumbre
Saturno, padre de los siglos de oro;
Tras el la muchedumbre
Del reluciente coro
Su luz va repartiendo y su tesoro.

¿Quien es el que esto mira,
Y precia la bajeza de la tierra
Y no gime y suspira
Y rompe lo que encierra
El alma, y destos bienes la destierra?

Aqui vive el contento,
Aquí reina la paz, aquí asentado
En rico y alto asiento
Esta el amor sagrado
De glorias y deleites rodeado.

Inmensa hermosura
Aqui se muestra toda, y resplandece
Clarísima luz pura
Que jamas anochece;
Eterna primavera aquí florece.

¡Oh campos verdaderos!
Oh prados con verdad frescos y amenos,
Riquísimos mineros!
Oh deleitosos senos,
Repuestos valles, de mil bienes llenos!

A Don Pedro Portocarrero.

Virtud, hija del ciclo
La mas ilustre empresa de la vida
En el escuro suelo
Luz tarde conocida
Senda, que guia al bien, poco seguida:

Tu dende la hoguera
Al cielo levantaste al fuerte Alcides
Tu en la mas alta esfera
Con las estrellas mides
Al Cid, clara victoria de mil lides;

Por ti el paso desvia
De la profunda noche, y resplandece
Muy mas (cual claro dia)
De Leda el parto, y crece
El Córdoba á las nubes, y florece;

Y por su senda agora
Traspasa luengo espacio con ligero
Pié y ala voladora
El gran Portocarrero,
Osado de ocupar el bien primero.

Del vulgo se descuesta
Hollando sobre el oro firme, aspira
A lo alto de la cuesta;
Ni violencia de ira
Ni blando y dulce engañole retira.

Ni mueve mas ligera
Ni mas igual divide por derecha

El aire y fiel carrera,
O la traciana flecha
O la bola tudesca, un fuego hecha.

En pueblo inculto y duro
Induce poderoso igual costumbre,
Y do se muestra escuro
El cielo enciende lumbre
Valiente a ilustrar mas alta cumbre.

Dichosos los que baña
El Miño, los que el mar monstruoso cierra.
Dende la fiel montaña
Hasta el fin de la tierra,
Los que desprecia de Ume la alta sierra.

En una una esperanza que salió vana.

Huid, contentos, de mi triste pecho;
¿Que engaño os vuelve, á do nunca pudistes
Tener reposo, ni hacer provecho?

Tened a la memoria cuando fuistes
Con publico pregon, ¡ay! desterrados
De toda mi comarca y reinos tristes,

Adó ya no veréis sino nublados
Y viento, y torbellino y lluvia fiera,
Suspiros encendidos y cuidados.

No pinta el prado aqui la primavera
Ni nuevo sol aqui las nubes dora
Ni canta el ruiseñor lo que antes era.

La noche aqui se vela, aqui se llora
El dia miserable sin consuelo
Y vence el mal de ayer el mal de agora.

Guardad vuestro destierro, que ya el suelo
No puede dar contento al alma mia
Si ya mil vueltas diere andando el cielo;

Guardad vuestro destierro a alegría,
Si gozo y si descanso andais sembrando
Que aqueste campo abrojos solos eria;

Guardad vuestro destierro si tornando
De nuevo, no quereis ser castigados
Con crudo azote y con infame bando;

Guardad vuestro destierro, que olvidados
De vuestro ser en mi seréis dolores;
Tal es la fuerza de mis duros hados.

Los bienes mas queridos y mayores
Se mudan y en mi daño se conjuran,

Y son, por ofenderme á si traidores.

Mancíllanse mis manos si se apuran,
La paz y la amistad me es cruda guerra,
Las culpas faltan, mas las penas duran.

Quien mis cadenas mas estrecha y cierra
Es la memoria mia y la pureza;
Cuando ella sube, entonces vengo á tierra.

Mudó su ley en mi naturaleza
Y pudo en mi dolor lo que no entiende
Ni seso humano, ni mayor viveza.

Cuanto desenlazarse mas pretende
El pájaro captivo, mas se enliga,
Y la defensa mia mas me ofende.

En mí la culpa ajena se castiga
Yo soy del malhechor, ay, prisionero
Y quieren que de mi la fama diga:

Dichoso él, que jamás ni ley ni fuero,
Ni el alto tribunal ni las ciudades
Ni conoció del mundo el trato fiero.

Que por los inocentes soledades
Recoge el pobre cuerpo en vil cabaña
Y el animo riquece con verdades.

Cuando la luz el aire y tierras baña
Levanta al puro sol las manos puros
Sin que se las aplomen odio y saña.

Sus noches son sabrosos y seguras,
La mesa le bastece alegremente
El campo, que no rompen rejas duras.

Lo justo le acompaña y la luciente
Verdad, las sencilleces pechos de oro,
La fé no colorada falsamente.

De ricas esperanzas almo coro
Y paz con su descuido le rodean,
Y el gozo, cuyos ojos huye el lloro.

Allí, contento, tus moradas sean
Allí te lograrás, y a cada uno
De aquellos que de mi saber descan,
Les di que no me viste en tiempo alguno.

Al apartamiento.

O ya seguro puerto
De mi tan luengo error! Oh deseado
Para reparo cierto
Del grave mal pasado!
;Reposo dulce, alegre, reposado!

Techo pajizo, adonde
Jamás hizo morada el enemigo
Cuidado, ni se esconde
Invidia en rostro amigo,
Ni voz perjura iu mortal testigo;

Sierra, que vas al cielo
Altisima, y que gozas del sosiego
Que no conoce el suelo
Adonde el vulgo ciego
Ama el morir ardiendo en vivo fuego,

Recibe me en tu cumbre,
Recibe me; que huyo perseguido
La errada muchedumbre
El trabajar perdido
La falsa paz, el mal no merecido.

Y do está mas sereno
El aire me coloca, mientras curo
Los daños del veneno
Que bebí mal seguro,
Mientras el mancillado pecho apuro;

Mientras que poco a poco
Borro de la memoria cuanto impreso
Dejo alli vivir loco
Por todo su proceso
Vario, entre gozo vano y caso avieso.

En tí casi desnudo
Deste corporal velo, y de la asida
Costumbre roto el ñudo,
Traspasare la vida
En gozo, en paz, en luz no corrompida.

De ti, en el mar sujeto
Con lastima los ojos inclinando,
Contemplaré el aprieto
Del miserable bando
Que las saladas ondas va cortando.

El uno, que surgia
Alegre ya en el puerto, salteado
De bravo soplo, guia,
En alta mar lanzado,
Apenas el navio desarmado;

El otro en la encubierta
Peña rompe la nave, que al momento
El hondo pide abierta;
El otro calma el viento,
Otro en las bajas Sirtes hace asiento.

A otros roba el claro
Dia y el corazon el aguacero,
Ofrecen al avaro
Neptuno su dinero;
Otro nadando huye el morir fiero.

Esfuerza ó pon el pecho;
Mas,? cómo será parte un afligido
Que va, el leño deshecho,
De flaca tabla asido
Contra un abismo immenso embravecido:

Ay, otra vez y ciento
Otras, seguro puerto deseado!
No me falte tu asiento
Y falte cuanto amado
Cuanto del ciego error es codiciado.

A Felipe Ruiz.

¿Qué vale cuanto vee
Dó nace y dó se pone el sol luciente,
Lo que el indio posee,
Lo que da el claro Oriente,
Con todo lo que afana la vil gente?

El uno mientras cura
Dejar rico descanso a su heredero,
Vive en pobreza dura,
Y perdona al dinero
Y contra si se muestra crudo y fiero.

El otro que sediente
Anhela el señorio, sirve ciego;
Por subir su asiento
Abajase á vil ruego
Y de la libertad va haciendo entrego.

Quien de dos claros ojos
Y de un cabello de oro se enamora;
Compra con mil enojos
Una menguada hóra
Un gozo breve, que sin fin se llora.

Dichoso el que se mide,
Felipe, y de la vida el gozo bueno
A si solo lo pide,
Y mira como ajeno
Aquello, que no está dentro en su seno.

Si resplandece el dia,
Si Eolo su reino turba en saña,
El rostro no varia,
Y si la alta montaña
Encima le viniere, no le daña.

Bien como la ñudosa
Carrasca en alto risco desmochada
Con hacha poderosa,
Del ser despedazada
Del hierro torna rica y esforzada.

Querrás hundille, y crece
Mayor que de primero, y si porfia
La lucha, mas florece,
Y firme al suelo invia
Al que por vencedor ya se tenia.

Exento á todo cuanto
Presume la fortuna, sosegado
Está y libre de espanto
Ante el tirano airado
De yerro, de crueza y fuego armado.

„El fuego, dice, enciende,
Aguza el hierro crudo, rompe y llega,
Y si me hallares, prende,
Y da á tu hambre ciega
Su cebo deseado y la sosiega.

?„Qué estás? No ves el pecho
Desnudo, flaco, abierto? ;Oh! no te cabe
En puño tan estrecho
El corazon que sabe
Cerrar cielos y tierra con su llave.

„Ahonda mas adentro
Desvuelte las entrañas, el insano
Puñal penetra al centro;
Mas es trabajo vano,
Jamas me alcanzará tu corta mano.

„Rompiste mi cadena
Ardiendo por prenderme; al gran consuelo
Subido he por tu pena;
Ya suelto encumbro el vuelo,
Traspaso sobre el aire, huello el cielo.

A Juan de Grial.

Recoge ya en el seno
El campo su hermosura, el cielo acoja
Con luz triste el ameno
Verdor, y hoja á hoja
Las cimas de los árboles despoja.

Ya Febo inclina el paso
Al resplandor egeo, ya del dia
Las horas corta escaso,
Ya Eolo al mediodía
Soplando, espesas nubes nos envia.

Ya el ave vengadora
Del Ibico navega los nublados,
Y con voz ronca llora,
Y el yugo al cuello atados
Los buyes, van rompiendo los sembrados.

El tiempo nos convida
A los estudios nobles, y la fama,
Grial, á la subida
Del sacro monte llama,
Do no podrá subir la postrer llama.

Alarga el bien guiado
Paso y la cuesta vence, y solo gana
La cumbre del collado,
Y do mas pura mana
La fuente, satisfaz tu ardiente gana.

No cures, si al perdido
Error admira el oro, y va sediento
En pos de un bien fingido;
Que no asi vuela el viento
Cuanto es fugaz y vano aquel contento.

Escribe lo que Febo
Te dicta favorable, que lo antiguo
Iguala, y pasa el nuevo
Estilo; y, caro amijo
No esperes que podré atener contigo.

Que yo, de un torbellino
Traidor acometido, y derrocado
Del medio del camino
Al hondo, el plectro amado
Y del vuelo las alas he quebrado.

A Felipe Ruiz.

Cuando será, que pueda
Libre desta prision volar al cielo,
Felipe, y en la rueda
Que huye mas del suelo
Contemplar la verdad pura sin duelo?

Alli, á mi vida junto,
En luz resplandeciente convertido,

Veré distinto y junto
Lo que es y lo que ha sido,
Y su principio propio y escondido.

Entonces veré cómo
La soberana mano echó el cimiento
Tan á nivel y plomo,
Do estable y firme asiento
Posee el pesadisimo elemento;

Veré los inmortales
Colunas, do la tierra está fundada,
Las lindes y señales
Con que á la mar hinchada
La providencia tiene apricionada;

Por qué tiembla la tierra
Por qué las hondas mares se embravecen,
Dó sale á mover guerra
El cierzo y por qué crecen
Las aguas del Océano y desorecen;

De do manan las fuentes,
Quién ceba y quién bastece de los rios
Las perpétuas corrientes,
De los helados frios
Veré las causas y de los estíos;

Las soberanas aguas
Del aire en la region quién las sostiene,
De los rayos las fraguas;
Dó los tesoros tiene
De nieve Dios, y el trueno dónde viene.

?No ves cuando acontece
Turbarse el aire todo en el verano,
El dia se enegrece.
Sopla el Gallego insano
Y sube hasta el ¡cielo el polvo vano;

Y entre las nubes mueve
Su carro Dios, ligero y reluciente?
Horrible son conmueve,
Relumbra fuego ardiente,
Treme la tierra, humillase la gente;

La lluvia baña el techo
Invian largos vios los collados,
Su trabajo deshecho,
Los campos anegados
Miran los labradores, espantados.

Y de alli levantado,
Veré los movimientos celestiales.
Ansi el arrebatado
Como los naturales
Las causas de los hados, las señales.

Quién rige las estrellas
Veré, y quién las enciende con hermosas
Y eficaces centellas;
Porqué están las dos osas
De bañarse en la mar siempre medrosas.

Veré este fuego eterno,
Tuente de vida y luz, do se mantiene,
Y porqué en el invierno
Tan presuroso viene
Quién en las noches largas le detiene.

Veré sin movimiento
En la mas alta esfera las moradas
Del goso y del contento,
De oro y luz labradas,
De espiritus dichosos habitadas.

Las Serenas.

No te engañe el dorado
Vaso, ni de la puesta al bebe dero
Sabrosa miel cebado,
Dentro al pecho ligero.
Cherinto, no traspases el postrero.

Asensio, ten dudosa
La mano liberal; que esa azucena
Esa purpurea rosa,
Que el sentido enajena,
Tocada, pasa al alma y la en venena.

Retira el pie; que asconde
Sierpe mortal el prado, anunque florido
Los ojos roba; adonde
Aplace mas, metido
El peligroso lago está y tendido.

Pasó tu primavera
Ya la madura edad te pide el fruto
De gloria verdadera.
Ay; pon del cieno bruto
Los pasos en lujar firme y enjuto,

Antes que la engañosa
Circe, del corazon apoderada
Con copa ponzoñosa
El alma trasformada,
Te junte, nueva fiera, a su manada.

No es dado al que alli asienta,
Si ya el cielo dichoso no le mira,
Huir la torpe afrenta:
O arde oso en ira,
O echo jabalí, gime y suspira.

No fies en viveza
Atiende al sábio rey Solimitano;
No vale fortaleja
Que al vencedor Gazano
Condujo á triste fin femenil mano.

Junta al alto griego
Que sabio no aplico la noble antena
Al enemigo ruego
De la blanda Sirena
Por do por siglos mil su fama suena.

Decia comoviendo
El aire en dulce son: „La vela inclina,
Que del viento huyendo,
Por los aires camina
Ulisses, de los griegos luz divina.

„Allega, y da reposo
Al inmortal cuidado, y entre tanto
Conocerás curioso
Mil historias que canto,
Que todo navegante hace otro tanto;

„Que todo lo sabemos;
Cuanto contiene el suelo, y la reñida
Guerra te cantarémos
De Troja y su caida
Por Grecia y por los dioses destruida.“

Ansi falsa cantaba
Ardiendo en crueldad; mas el prudente
A la voz atajaba
El camino en sugente
Con la aplicada cera suavemente.

Si á ti se presentare,
Los ojos, sábio, cierra, firme atapa
La oreja, si llamare;
Si pendiere la capa,
Huye, que solo aquel que huye escapa.

En la carcel.

Aqui la envidia y mentira
Me tuvieron encerrado
Dichoso el humilde estado
Del sábio que se retira
De aqueste mundo malvado,
Y con pobre mesa y casa
En el campo deleitoso
Con solo Dios se compasa
Y a solas su vida pasa,
Ni envidiado ni envidioso.

A la vida religiosa.

Mil varios pensamientos
Mi alma en un instante revolvia,
Cercada de tormentos,
De pena y agonia,
Buscando algun descanso y alegria;

Mas, como no hallaba
Contento en esta vida ni reposo
Desalada buscaba
Con paso presuroso
A su querido amor y dulce esposo.

Y andandole buscando
Cansada, se sentó junta a una fuente
Que la iba destillando
Un risco mansamente
Rejando el verde prado su corriente.

Las parleruelas aves
Una acordada musica hacian
De voces tan suaves,
Que al alma enternecian;
Y en amor de su esposa la encendian;

Y con gentil donaire
Plegando y desplegando sus alillas,
Jugaban por el aire
Las simples avecillas
Divididas en orden por cuadrillas;

Y en forma de torneo
Las unas con las otras se encontraban
Con ligero meneo
Despues e revolcaban
Y entre la verde yerba gorjeaban.

Gozando de esta fiesta
Mi alma, entre mil flores recostada
Durmió un poco la siesta
Y estando descuidada,
Oyo una voz, que la dejó admirada.

„No temas, la decia;
Mas oye atentamente lo que digo:
Si buscas alegria
Y estar siempre conmigo

Huye del mundo y de quien es
su amigo;

„Que si al trabajo huyes.
Y gustas de deleites y consuelo,
Sabe, que te destruyes,
Pues truecas por el suelo
La gloria eterna del empireo cielo.

„Mira que estas cercada
De tres contrarios tuyos capitales,
Y vives descuidada
De los crecidos males
Que te podran causar contrarios tales.

„Advierte, que está el uno
Apoderado ya de tu castillo,
Y los dos de consuno
Comienzan a batillo
Sin que tus fuerzas pueden resistillo.

„Déjalos por despojos
El contento, el regalo, y la riqueza,
Y no vuelvas los ojos
A ver esa vileza
Pues cuanto dejar puedes es pobreza.

„Que si dejares uno,
Ciento tendras por él en esta vida
Sin descontento alguno;
Y aliá á la despedida
Daráte Dios la gloria prometida.

Verás en este suelo,
Dando de mano al mundo fementido
Un retrato del cielo
Que Dios tiene escondido
En la celdilla pobre y el vestido.

Ajeno del cuidado
Que al mercader sediento trae ansioso.
De solo Dios pagado,
Se goza el religioso
Libre del mundo falso y engañoso.

„No busca los favores
Que al ambicioso traen desvelado.
En casa de señores;
Mas antes retirado
Goza su suerte, y su felice estado.

„No tiene desconsuelo
Ni puede entristecerle cosa alguna
Porque es Dios su consuelo
Ni la baja fortuna
Con su mudable rueda le importuna.

„Su casa y celda estrecha
Alcázar le parece torreado;
La tunica deshecha
Vestido recamado;
Y el suelo duro lecho delicado.

„El cilicio tejido
De punzadoras cerdas de animales,
Que al cuerpo esta ceñido
Aparta de los males,
Que causa el ciego amor con los mortales.

„La disciplina dura
De rotorcido alambre le da gusto,
Pues cura la locura
Del estragado gusto
Que huye á rienda suelta de lo justo.

„En estos ejercicios
Su vida pasa mas que venturosa,

Apartado de vicios,
Sin que le dañen cosa
Mundo, demonio, carne pegajosa.

„Cuanto el seglar procura
Adquirir con deleites y hacienda
Se han de añadidura,
No mas de porque atienda
Al servicio de Dios y no le ofenda.“

Gustaba en gran manera
Mi alma de la plática queoia
Y para ver quien era
El que aquello decia
Durmiendo aqui y allí se revolvia.

Mas tocando la mano
El agua cristallina de la fuente
Salió su intento vano,
Pues luego de repente
La voz se fué y el sueño junta mente.

De la vida del cielo.

Alma region luciente
Prado de bienandanza, que ni el hielo
Ni con el rayo ardiente
Fallece, fértil suelo
Producidor eterno de consuelo;

De purpura y nieve,
Florida la cabeza, coronado,
A dulces pastos mueve
Sin honda ni cayado
El buen pastor en ti su hato amado.

El va, y en pos, dichosas
Le siguen sus ovejas, do las pace
Con inmortales rosas,
Con flor, que siempre nace,
Y cuanto mas se goza, mas renace.

Y dentro á la montaña
Del alto bien las guia, ya en la vena
Del gozo fiel las bana,
Y les da mesa llena,
Pastor y pasto el solo y suerte buena.

Y de su esfera cuando
A cumbre toca altisimo subido
El sol, él sesteando
De su hato ceñido
Con dulce son deleita el santo oido.

Toca el rabel sonoro
Y el inmortal dulzór al alma pasa,
Con que envileze el oro,
Y ardiendo se trapasa
Y lanza en aquel bien libre de tasa.

;Oh son! ;Oh voz! Siquiera
Pequeña parte alguna descendiese
En mi sentido, y fuera
De si el alma pusiese
Y toda en ti, oh amor, la convirtiese.

Conoceria dónde
Sesteas, dulce Esposo, y desatada
Desta prision adonde
Padece, á tu manada
Viviré junta, sin vagar errada.

A nuestra Señora.

Virgen que el sol mas pura
Gloria de los mortales, luz del cielo
En quien es la piedad como la alteza,
Los ojos vuelve al suelo
Y mira un miserable en carcel dura,
Cercado de tinieblas y tristeza;
Y si mayor bajeza
No conoce, ni igual, juicio humano,
Que el estado en que soy por culpa ajena
Con poderosa mano
Quiebra, Reina del cielo, la cadena.

Virgen, en cuyo seno
Halló la deidad digno reposo,
Do fué el rigor en dulze amor trocado,
Si blando al rigoroso
Volviste, bien podras volver sereno
Un corazon de nubes rodeado;
Descubre el deseado
Rostro, que admira el cielo, el suelo adora;
Las nubes huirán, lucirá el dia.
Tu luz, alta Señora,
Venza esta ciega y triste noche mia.

Virgen y madre junto,
De tu hazedor dichosa engendradora,
A cuyos pechos floreció la vida,
Mira cómo empeora
Y crèce mi dolor mas cada punto;
El odio cunde, la amistad se olvida;
Si no es de ti valida
La justicia y verdad, que tu engendraste,
Adónde hallara séguro amparo?
Y pues madre es, baste
Para contigo el ver mi desamparo.

Virgen del sol vestida,
De luces eternales coronada,
Que huellas con divinos piés la luna;
Envidia emponzoñada,
Engaño agudo, lengua fementida
Odio cruel, poder sin ley ninguna,
Me hacen guerra á una.
Pues contra un tal ejército maldito,
Cuál pobre y desarmado será parte,
Si tu nombre bendito,
Maria no se muestra por mi parte?

Virgen por quien vencida
Llora su perdicion la sierpe fiera,
Su daño eterno, su burlado intento,
Miran de la ribera,
Seguras muchas gentes mi caida
El aguá violenta el flaco aliento;
Los unos con contento,
Los otros con espanto, el mas piadoso
Con lástima la inutil voz fatiga
Yo, puesto en ti el lloroso
Rostro, cortando voy onda enemiga.

Virgen del Padre esposa,
Dulce madre del hijo, templo santo

Del inmortal amor, del hombre escudo
No veo sino espanto.
Si miro la morada, es peligrosa;
Si la salida, incierta; el favor mudo,
El enemigo crudo,
Desnuda la verdad, muy proveida
Ce armas y valedores la mentira,
La miserable vida
Solo cuando me vuelvo á ti respira.

Virgen, que al alto ruego
No mas humilde sí diste que honesto,
En quien los cielos contemplar desean;
Como terrero puesto
Los brazos presos, de los ojos ciego
A cien flechas estoy que me rodean
Que en herirme se emplean.
Siento el dolor, mas no veo la mano,
Ni me es dado el huir ni el escudarme.
Quiera tu soberano
Hijo, madre de amor, por ti librarme.

Virgen lucero amado,
En mar tempestuoso clara guia
A cuyo santo rayo calla el viento
Mil olas á porfía
Hunden en el abismo un desarmado
Leño de vela y remo, que sin tiento
El humedo elemento
Corre; la noche carga, el aire truena
Ya por el cielo va, ya el suelo toca
Gime la rota antena;
Soccore antes que embista en dura roca.

Virgen, no enficionada
De la comun mancilla y mal primero
Que al humano linaje contamina,
Bien sabes que en ti espero
Dende mi tierna edad; y si malvada
Fuerza, que me venció, ha hecho indina
De tu guarda divina
Mi vida pecadora, tu clemencia
Tanto mostrara mas su bien crecido,
Cuanto es mas dolencia,
Y yo merezco menos ser valido.

Virgen, el dolor fiero
Añuda ya la lengua, y no consiente
Que publique la voz cuanto desea;
Mas oye tú al doliente
Animo, que contino á tí vocea.

A Santiago.

Las selvas conmoviera,
Las fieras alimañas, como Orfeo
Si ya mi canto fuera
Igual á mi deseo,
Cantando el nombre santo Zebedeo;

Y fueran sus hazañas
Por mi con voz eterna celebradas,

Por quien son las Españas
Del yugo desatadas
Del bárbaro furor y libertadas;

Y aquello nao dichosa
Del cielo escla recer merecedora,
Que joya tan preciosa
Nos trujo, fuera agora
Cantanda del, que en Citia y Cairo mora.

Osa el cruel tirano
Ensangrentar en tí su injusta espada:
No fué consejo humano;
Estaba á ti ordenada
La primera covona, y consagrada.

La fé que a Cristo diste
Con presta diligencia has ya cumplido;
De su cáliz bebiste
Apenas que subido
Al cielo retornó de ti partido.

No sufre larga ausencia,
No sufre, no, el amor que es verdadero.
La muerte y su inclemencia
Tiene por muy ligero
Medio, por ver al dulce compañero.

Cual suele el fiel serviente
Si en medio la jornada le han dejado
Que haciendo prestamente
Lo que le fué mandado,
Torna buscando al amo ya alejado;

Asi entregado al viento,
Del mar Egeo al mar de Atlante vuela
Do puesto el fundamento
De la cristiana escuela
Torna buscando á Cristo á remo y vela.

Alli por la maldita
Mano el sagrado cuello fué cortado;
Camina en paz bendita
Alma, que ya has llegado
Al término por ti tan deseado.

A España á quien amaste
(Que siempre al buen principio el fin responde)
Tu cuerpo le enviaste
Para dar luz adonde
El sol su claridad cubre y esconde.

Por los tendidos mares
La rica navecilla va cortando,
Nereidas a millares
Del agua el pecho alzando,
Turbadas entre si la van mirando.

Y dellas hubo alguna
Que, con las manos de la nave asida
La aguija con la una
Y con la otra tendida
A los demás, que lleguen las convida.

Ya pasa del Egeo,
Vuela por el Jonio, atrás ya deja
El puerto Libileo
De Corcega se aleja
Y por llegar á nuestro mar se aqueja.

Esfuerza, viento, esfuerza,
Hinche la santa vela, embiste en popa
El viento; haz que no tuerza
Do Avila casi topa
Con Calpe, hasta llegar al fin de Europa.

Y tú, España, segura
Del mal y cautiverio que te espera,
Con fé y voluntad pura
Ocupa la ribera
Recibiras tu guarda verdadera.

Que tiempo será cuando,
De innumerables huestes rodeada,
Del cetro real y mando
Te verás derrocada
En sangre, en llanto y en dolor bañada.

De hácia el mediodia
Oye que la voz amarga suena,
La mar de Berberia
De flotas veo llena
Hierve la costa en gente, en sol la arena.

Con voluntad conforme
Las proas contra ti se dan al viento,
Y con clamor deforme
De pavoroso acento
Avivan de remar el movimiento.

Y la infernal Meguera,
La frente de ponzoña coronada
Guia la delantera
De la morisca armada,
De fuego, de amor, de muerte armada.

Cielos, só cuyo amparo
España está á merced, entanta afrenta,
Si ya este suelo caro
Os fué, nunca consienta
Vuestra piedad, que mal tan crudo sienta.

Mas, ay, que la sentencia
En tabla de diamante está esculpida;
Del Godo la potencia
Por el suelo caida,
España en breve tiempo es destruida.

¿Cual rio caudaloso
Que los opuestos muelles a rompido
Con sonido espantoso,
Por los campos tendido
Tan presto y tan feroz jamás se vido?

Mas cese el triste llanto,
Recobre el español su bravo pecho,
Que ya el Apóstol santo
Un otro Marte hecho
Del cielo viene á dalle su derecho.

Vesle de limpio acero
Cercado, y con la espada relumbrante
Como rayo ligero,
Cuanto le va delante
Destroza y desbarata en un instante.

De grave espanto herido,
Los rayos de vista no sostiene
El moro descreido;
Por valiente se tiene
Qualquier que por huir animo tiene.

Huye, si puedes tanto,
Huye; mas por demas, no hay huida;
Bebe dolor y llanto
Por la mesma medida
Con que ya España fué de ti medida.

Como leon hambriento
Sigue, teñida en sangre espada y mano
De mas sangre sediento,
Al moro que huye en vano;
De muertos queda lleno el monte llano.

Oh gloria, oh gran prez nuestra
Escudo fiel, oh celestial guerrero!
Vencido ya se muestra
El africano fiero
Por tí tan orgulloso de primero.

Por ti del vituperio
Por ti de la afrentosa servidumbre
Y triste cautivorio
Libres en clara lumbre,
Y de la gloria estamos en la cumbre.

Siempre venció tu espada
O fuese de tu mano poderosa,
O fuese meneada
De aquella generosa
Que sigue tu milicia religiosa.

De tu virtud divina
La fama, que resuena en toda parte,
Siquiera sea vecina,
Siquiera mas se aparte
A la gente conduce á visitarte.

El áspero camino
Vence con devocion, y al fin te adora
El franco, el peregrino
Que Libia descolora
El que en Poniente el que Levante mora.

En la ascension.

¿Y dejas, Pastor santo
Tu grey en este valle hondo, escuro
Con soledad y llanto;
Y tú, rompiendo el puro
Aire, te vas al inmortal seguro?

Los antes bienhadados,
Y los agora tristes y afligidos,
A tus pechos criados,
De tí desposeidos,
Adó convertiran ya sus sentidos?

¿Qué mirarán los ojos
Que vieron de tu rostro la hermosura,
Que no les sea enojos?
Quien oyó tu dulzura
Que no tendra por sordo y desventura?

A aqueste mar turbado
Quién le pondrá ya freno? quién concierto
Al viento fiero, airado,
Estando tu cubierto?
Qué norte guiará la nave al puerto?

Ay, nube envidiosa
Aun deste breve gozo, que te quejas?
Do vuelas presurosa?
Cuán rica tu te alejas!
Cuán pobres y cuán ciegos, ay nos dejas!

Oda primera de Pindaro.

El agua es bien precioso,
Y entre el rico tesoro
Como el ardiente fuego en noche oscura,

Ansi relumbra el oro,
Mas, alma, si es sabroso
Cantar de las contiendas la ventura,
Ansi como en la altura
No hay rayo mas luciente
Que el sol, que, rey de dia,
Por todo el yermo cielo se demuestra;
Ansi es mas excelente
La olimpica porfía
De todas las que canta la voz nuestra.
Materia abundante
Donde todo elegante
Ingenio alza la voz, ora cantando
De Rea y de Saturno el engendrado,
Y juntamente entrando
Al techo de Hieron alto preciada.

Hieron el que mantiene
El cetro merecido
Del abundoso cielo siciliano,
Y dentro en si cogido
Lo bueno y la flor tiene
De cuanto valor cabe en pecho humano;
Y con maestra mano
Discanta señalado
En la mas dulce parte
Del canto,, la que infunde mas contento,
Y en el banquete amado
Mayor dulzor reparte.
Mas toma ya el laud, si el sentimiento
Con dulzes fantasias
Te colma alegrias
La gracia de Fernico, el que en Alfeo.
Volando sin espuela en la carrera,
Y venciendo el deseo
Del amo, le cobró la voz primera.

Del amo glorioso
En la caballaria,
Que en Siracusa tiene el principado,
Y rayos de si envia
Su gloria en el famoso,
Lugar, que fué por Pélope fundado;
Por Pélope, que amado
Fué ya del gran Neptuno
Luego que a ver el cielo
La Cloto le produjo, relumbrando
En blanco marfil uno
De sus hombros, al suelo
Con la extrañez jamás vista admirando.
Ay espantosos hechos!
Y en los humanos pechos,
Mas que no la verdad desafeitada,
La fabula, con lengua artificiosa
Y dulce fabricada,
Para lanzar su engaño es poderosa.

Merced de la poesia,
Que es la fabricadora,
De todo lo que es dulce a los oidos,
Y ansi lo enmiela y dora,
Que hace cada dia
Los casos no creibles ser creidos;
Mas los dias nacidos
Despues ven el engaño.
Lo que al hombre conviene
Es fingir de los dioses lo que es dino;
Siquiera es menor daño.
Por donde á mi me viene
Al ánimo cantar de ti, divino
Tantalides, diverso
De lo que canta el verso
De los antepasados, y es, que habiendo
A los dioses tu padre combinado,
Y en Sipilo comiendo
Neptuno te robó de amor forzado.

Domóle amor el pecho,
Y en carro reluciente
Te puso adonde mora el Jove magno,
Adó en la edad siguiente
Vino al saturnio lecho
En vuelo el Ganimedes soberano.
Mas como el ojo humano
Huiste, y mil mortales,
Que luengo te buscaron,
A tu llorosa madre no trajeron,
Ni rasto ni señales;
Por tanto no faltaron
Vecinos envidiosos que dijeron
Que por cruel manera
En ferviente caldera
Los dioses te cocieron, y traido
A ia mesa de esta arte,
Entre ellos te comicron repartido.

Mas tengo por locura
Hacer del vientre esclavo
A celestial alguno, y carnicero.
Yo al fin mis manos lavo,
Que de la desmesura
El daño y el desastre es compañero;
Y mas que de primero
El Tantalo fué amado
De los gobernadores
Del cielo, si lo fué ya algun terreno.
Bien que al amontonado
Tesoro de favores
No le bastando el pecho, de relleno
Rompió in un daño fiero,
Que el Júpiter severo
Se sujetó á la peña caediza;
Y ansi, el huir que siempre fantasea
Y el miedo que le atiza
Ajenan le de cuanto se desea.

Y de favor desnudo,
Padece otros tres males
Demas deste mal crudo, porque osada,
Mente dió á sus iguales
La ambrosia que no pudo,
Y el néctar do los dioses colocada
Tienen su bienhadada
Y no finible vida.
Mas, cuanto es loco y ciego
Quien fia de encubrir su hecho al cielo!
Despues desta caida,
Tambien el hijo luego
Tornaron al lloroso y mortal suelo;
Y como le apuntaba
La barba ya, y estaba
El mozo en su vigor y florecia,
Al rico y generoso casamiento
Que entonces se ofrecia
El animo aplica y pensamiento.

Ardiendo pues desea
A la Ipodamia,
Del claro Pisadon ilustre planta;
Ya do la mar batia
Cuando la noche afea
Al mundo, solo busca al que quebranta
Las ondas y levanta;
Al cual, que encontinente
Junto del aparece
Le dice: Si contigo aquel pasado
Tiempo sabrosamente
Algo puede y merece,
Y se ya mi dulzor te vino en grado
Enflaquece la mano
Y lanza del Pisano
Y dame la vitoria en Elis puesto,
Que á dilatar las bodas y concierto
El padre está dispuesto
Dado que son ya trece los que ha muerto.

„Lo grande y peligroso
No es para el cobarde,
El alto y firme pecho lo presume

Y pues temprano o tarde
Es el morir forzoso,
Quién es el que sin nombre y vil consume
Y en honda noche sume
El tiempo de la vida
De todo prez ajeno?
Al fin estoy resuelto en esta empresa,
Y tuya es la salida
Y el dar suceso bueno."
Y dicho esto calló, mas no fué aviesa
De aquesta su requesta
La divinal respuesta;
Porque dando le nueva valentia
Le puso en carro de oro, en los mejores
Caballos que tenia
Con alas no cansadas voladores.

Y ansi alcansó la vitoria
Y fué suya la vírgen; y casados
De alto fecho y gloria
Seis principes, seis hijos engrendrados
Dejaron. Y pasados
Los dias, yace agora
En tumba suntuosa
A par del agua alfea, á par de la ara;
De las que el mundo adora
La mas noble y gloriosa;
Y hace que su nombre y fama clara
Por mil partes se extienda
La olimpica contienda
Que se celebra alli, do el pié ligero
De hacen las usadas fuerzas prueba;
Y quien sale el primero,
Dulcisimo descanso y gozo lleva.

Para toda la vida;
Tanto es precioso y raro
El premio que consigue, y siempre aviene
Ser excelente y raro
El bien que de avenida
Y junto y en un dia al hombre viene.
Mas á mi me conviene
Con alto y noble canto
Por mas aventajado,
En el veloz caballo coronarte
Hieron ilustre. Y cuanto
A todos en estado
Vences y en claros hechos, celebrarte
Tanto con mas hermosas
Y mas artificiosas
Canciones yo presumo. Vive y crece,
Que Dios tiene a su cargo tu ventura
Y si no desfallece
Aun yo te cantará con mas dulzura.

Cantarte he vitorioso
En voladora rueda;
A Cronio, que hácia el sol contino mira,
Para que tanto pueda,
Me infundira copioso
Don de palabras vivas. Que en mi inspira
Fortisima y me tira
A si, hecha señora,
La musa poderosa;
Que cada uno en uno se señala
Y todo al Rey adora.
No busques mayor cosa;
Y el cielo, que en lo alto de la escala
Te puso, te sustente
Alli continuamente;
Y yo de tan ilustre compañia
Me vea de contino rodeado
Y claro en poesia
Por todo el griego suelo andar nombrado.

Maecenas atavis.

Ilustre decendiente
De reyes, oh mi dulce y grande amparo,
Mecénas, verás gentes
A quien el polveroso Olimpo es caro,
Y la señal cercada
De la rueda, que vuela, y notocada;

Y la noble vitoria
Los pone en los dioses soberanos.
Otro tiene por gloria
Seguir del vulgo los favores vanos,
Y otro, si recoge
Cuanto en las eras de Africa se coge.

A quel que en labranza
Sosiega de las tierras que ha heredado,
Aunque en otra balanza
Le pongas del rey Atalo el estado,
Del mar Mirtoo dudoso
No será navegante temeroso,

El miedo mientras dura
Del fiero vendabal al mercadante
Alaba la segura
Vivienda del aldea, y al instante,
Como no sabe hacerse
Al ser pobre, en la mar torna á meterse.

Habra lambien alguno
Que ni el banquete pierda ni el buendia
Que hurta al importuno
Negocio el cuerpo, y dáse al alegria
Ya so el arbol florido,
Ya junto nace adó el agua tendido.

Los escuadrones ama
Y el son del atambor el que es guerrero
Y á la trompa que llama
Al fiero acometer mueve el primero;
La batalla le place
Que á las que madres son tanto desplace.

El que la caza sigue
Al hielo está, de si mismo olvidado,
Si el perro fiel prosigue
Tras del medroso cierro, o si ha dejado
La red despedazada
El jabali cerdoso en la parada.

La yedra, premio dino
De la cabezn docta, á mi me lleva
En pos su bien divino;
El bosque fresco, la repuesta cueva,
Las ninfas, sus danzares,
Me alejan de la jente y sus cantares.

Euterpe no me niegue
El soplo de su flauta, y Polihimnia
La citara me entregue
De Lesbo, que si á tu juicio es dina
De entrar en este cuento
Mi voz, en las estrellas haré asiento.

Integer vitae.

El hombre justo y bueno,
El que de culpa está y mancilla puro,
Las manos en el seno,
Sin dardo ni zagaya va seguro
Y sin llevar cargada
La aljaba de saeta enherbolada.

O vaya por la arena
Ardiente de la Libia ponzoñosa,
O vaya por do suena
De Hidaspes la corriente fabulosa,
O por la tierra cruda,
De nieve llena y de piedad desnuda;

De mi sé que al encuentro
Mientras por la montaña vagueando,
Mas de lo justo entro
Sin armas, y de Lalaje encantado,
Me vido, y mas ligero
Que rayo huyó un lobo carnicero;

Y creo, que alimaña
Mas fiera y espantosa no mantiene
La mas alta Alemaña
En sus espesos bosques, ni la tiene
La tierra donde mora
El moro, de fiereza engendradora.

O ya en aquella parte
Que siempre está sujeta al inclemente
Cielo, do no se parte
Espesa y fria niebla eternamente,
Do arbol no se vé
Ni soplo de aire blando que le orce;

O ya me ponga alguno
En la region al sol mas alegada,
Do no vive ninguno
Saempre será de mi Lalage amada,
La del reir gracioso
La del parlar mas que miel sabroso.

Beatus ille.

Dichoso el que de pleitos alejado,
Cual los del tiempo antigo,
Labra sus heredades, olvidado
Al logrero enemigo.
Ni el arma en los reales le despierta,
Ni tiembla en la mar brava.
Huye la plaza y la soberbia puerta
De la ambicion esclava.
Su gusto es, o poner la vid crecida
Al álamo ajuntada,

O contemplar cuál pace, desparcida
Al valle, su vacada.
Ya poda el ramo inutil y ya ingiere
En su vez el extraño,
O castra sus colmenas, ó si quiere,
Tresquila su rebaño.
Pues cuando el padre Otoño muestra fuera
La su frente galana;
Con cuanto gozo coge la alta pera

Y uvas como grana,
Y a ti, sacro Silvano, las presenta,
Que guardas el egido!
Debajc un roble antiguo ya se asienta,
Y en el prado florido.
El agua en las acéquias corre, y cantan
Los pájaros sin dueño.
Las fuentes al murmullo que levantan
Despiertan dulce sueño,
Y ya que el año cubre campo y cerros
Con nieve y con heladas,
O lanza el jabalí con muchos perros,
En las redes paradas,
O los golosos tordos, o con liga
O con red engañosa,
O la extranjera grulla en lazo obliga.
Que es presa deleitosa.
Con esto, quién del pecho no desprende
Cuánto en amor se pasa?
Pues qué, si la mujer honesta entiende
Los hijos y la casa?
Cual hace la sabina ó calabresa
De andar al sol tostada
Y ya que viene el amo, enciende apriesa
La leña no mojada,
Y ataja entre los zarzos los ganados,
Y los ordeña luego,
Y pone mil manjares no comprados,
Y el vino como fuego.
Ni me seran los rombos mas sabrosos,
Ni las ostras, ni el mero,
Si algunas con levantes furiosos
Nos da el in vierno fiero,
Ni el polvo caerá por mi garganta,
Ni el francolin greciano,
Mas dulce que la oliva, que quebranta
La labradora mano,
La malva, ó la romaza enamorada
Del vicioso prado;
La oveja en el disanto degollada
El cordero quitado
Al lobo, y mientras como, ver corriendo
Cuál las ovejas vienen,
Ver del arar los buyes, que volviendo
Apenas se sostienen;
Ver de esclavillos el hogar cercado
Enjambre de riqueza.
Ansi dispuesto un cambio ya al arado
Loaba la pobreza.
Ayer puso en sus ditas todas cobro
Mas hoy ya torna al logro.

Salmo XLII.

Como la cierva brama
Por las corrientes aguas, encendida
En sed, bien asi clama
Por verse reducida
Mi alma á ti, mi Dios, y á tu manida.

Sed tiene la alma mia
Del señor, del viviente y poderoso;
Ay, cuando sera el dia
Que tornaré gozoso
A verme ante tu rostro glorioso?

La noche estoy llorando
Y el dia, y solo aquesto es mi contento,
En ver, que preguntando
Me estan cada momento:
Tu Dios, di, ¿dónde está y tu fundamento?

Y en lloro desatado,
Derramo el corazon con la memoria
De cuando rodeado
Iba de pueblo y gloria,
Haciendo de tus loas larga historia.

Mas digo: „Porqué tanto
Te afliges? Fia en Dios, alma mia;
Que con debido canto
Yo cantaré algun dia
Las sus saludes y la mi alegría.“

Y crece mas mi pena,
Dios mio, desto mismo que he cantado
Viéndome en la arena
De Hermon y despoblado
De Mizaro, de tí tan acordado.

Y asi viene llamada
Una tormenta de otra, y con ruido
Descargo una nublada
Apenas que se ha ido
La otra, y de mil olas soy batido.

Mas nacerá, yo espero,
El dia, en que usará de su blandura
Mi Dios; en tanto quiero,
Mientras la noche dura
Cantalle y suplicalle con fe pura.

Decille he: Oh mi escudo!
Porqué me olvidas? Di porqué has querido
Que el enemigo crudo
Me traiga a sí afligido
Con negro manto de dolor vestido?

Como maza pesada
Los huesos quebrantó en partes ciento
La voz desvergonzada;
Que cada dia siento
Decir: „do esta tu Dios, tu fundamento?

Mas no te acuitas tanto,
En el señor espera, oh alma mia
Que con debido canto
Yo le diré algun dia:
„Mi Dios, y mi salud y alegria.“

Salmo XIX.

Los cielos dan pregones de tu gloria,
Anuncia el estrellado tus provezas.
Los dias te componen clara historia,
Las noches manifiestan tus grandezas.
No hay habla ni lenguaje tan diverso
Que á las voces del cielo no dé oido.
Corre su voz por todo el universo,
Su son de polo a polo ha discurrido.
Alli hiciste al sol rica morada
Alli el garrido esposo y bello mora.
Lozano y valeroso su jornada

Comienza y corre y pasa en
breve hora.
Traspasa dende la una á la otra
parte
Del cielo, y con su rayo á to-
dos mira.
Mas cuánto mayor luz, Señor,
reparte
Tu ley, que del pecado nos re-
tira?
Tus ordenanzas, Dios, no son
antojos,
Avisos santos son al tonto pe-
cho.
Tus leyes alcohol de nuestros
ojos,
Tus mandados alegria y fiel de-
recho.
Tenerte es bien jamas perece-
dero,
Tus fuerzas son verdad justifi-
cada.
Mayor bodicia ponen que el di-
nero,
Mas dulzes son que miel muy
apurada.
Amarte es abrazar tus manda-
mientos,
Mas, quién los guarda, ó quién sus
movimientos
O todos los nivela ó los entiende?
Ay! libra de altivez el alma mia,
Que si vitoria deste vicio al-
canzo
Derrocaré del mal la monar-
quia.
Diérasme oido entonces; yo con-
tino
Diré mi Redentor, mi bien di-
vino.

Salmo CXXXVII.

Cuando presos pasamos
Los rios de Babilonia sollo-
zando,
Un rato nos sentamos
A descansar llorando
De ti, dulce Sion, nos acor-
dando.

Allí de descontentos,
Colgámos de los sauces levan-
tados
Los dulces instrumentos
Que, en Sion acordados,
Solian tañer á Dios salmos sa-
grados.

Colgámoslos de enojo
De ver, que aquellas barbaras
naciones
Tuviesen cruel antojo
De oir cantar canciones
A quien hacen llorar mil sinra-
zones.

Ellos, como se vieron
Cerca de Babilonia en su re-
gion,
Cantá y tañé, dijeron
Y no cualquier cancion,
Sino un de los cantos de Sion.

Con amargos extremos
Les respondimos: „Presos en
cadena
Nos mandais que cantemos
Salmos en tierra ajena
De Dios y de toda cosa buena?“

Si yo mientras viviere,
De ti, Jerusalen, no me acor-
dare,
Do quiera que estuviere,
Que ausente me hállare,
De mi me olvido yo si te olvi-
dare.

Si en tal prision y mengua
Puesto, por mi cancion fuere
cantada,
La voz ronca y la lengua

Al paladar pegada
Quede, de haber cantado castigada.

Si tuviern contento
Sin ti, Sion, mi bien y mi alegria,
Con aspero tormento
Pague el placer de un dia
Con mil años de pena alma mia.

Ten, o Señor, memoria
De los hijos de Edon en la alegria,
De tu ciudad y gloria,
Vengando en aquel dia
Su furia, crueldad, y tirania.

Castiga estos ferozes
Guerreros, que venciendo no contentos,
Dicen a grandes voces:
„Derriba los cimientos
Asolad, asolad los fundamentos.“

Oh Babilonia triste!
Dichoso el, que te diere el justo pajo
Del mal que nos hiciste,
Y dijera: „Yo hago
En nombre de Sion aqueste estrago.“

Y en la justa venganza
Mas bendito sera, que mas llevare
Por rigor la matanza
A los niños que hallare
Con piedras sin piedad despedazare.

Job. cap. X.

Este morir viviendo noche y dia,
Asi me enfada ya, que sin respeto
Las riendas soltaré á la lengua mia.

Diré mis amarguras en secreto;
Señor, condenarás á un atrevido,
Ni me dirás razon de aqueste aprieto?

Es bueno antes tus ojos oprimido?
Tener con violenzia al que es tu hechura.
Y dar calor al malo, á su partido?

Tus ojos son de carne por ventura?
Tu vista cual la humana? tu partido,
Tu ser es como el ser de la criatura?

Pesquisas lo que dudas enganado
Por dicha, ó por sospecha manifiesto?
Tú sabes que jamás te fui culpado.

No sabes mi ignorancia? Mas ni aquesto
Ni fuerza ni saber alguno humano
Descarga de mis hombras lo que has puesto.

Tus dedos me formaron, con tu mano
Señor, me compusiste á la redonda;

Y, ahora me despeñas inhumano?

Acuérdate que soy vileza hedionda;
Del polvo me hiciste enceni-zado
Hora es que el mismo polvo en mi se esconda.

Como se forma el queso, asi yo puedo
Decirte, de una leche sazonada
Me compusiste con tu sábio dedo.

Vestiste me de carne rodeada
De cuero delicado, y sobre estables
Huesos con firmes nervios esentada.

Vida me diste y bienes no estimables
Y con tu vestidura persevera
Mi huelgo flaco y dias deleznables.

Bien sé, que no lo olvidas ni está fuera
De tu memoria aquesto, y que tu en pecho
Mora lo que será y lo que antes era.

Si te ofendi, Señor, bien me has deshecho;
Si cometí maldad, á buen seguro
Que no me iré loando de lo hecho.

Y si pecador fui, ay, cuanto es duro
Mi azote! y si fuí gusto, qué he sacado
Mas de mí ser amargo y dolor puro?

El cual como leon apoderado
De mi, me despedaza; mas yo luego
Soy por tí á mas pena reparado.

Con milagrosa mano en medio el fuego
Por prolongar mi duelo, me sustentas,
Y muero siempre, y nunca al morir llego.

Renuevas mis azotes, y acreientas
Tus iras, y mandándome contino,
Con un millon de males me atormentas.

Ay, de que volundad, Señor te vino
Reducirme á esta luz? Ay, feneciera
Antes que comenzara á ser vecino.

Del mundo, que mortal, oh! ya me viera
Y el vientre se trocara en sepultura
Y como el que no fué jamás yo fuera.

Mas pues lo poco, que mi vida dura
Conoces, ten, Señor, la mano airada
Dame un pequeño plazo de holgura.

Antes que de principio á la jornada
Para nunca volver, antes que vea
La tierra negra de temor cercada.

La tierra esura, tenebrosa y fiera
De confusion y de desden muy llena
Falta de todo bien que se desea
Adonde es noche cuando mas serena.

Cantar de los cantares.

Cap. V.

Vine yo al mi huerto, hermana esposa
y ya cogi mi mirra y mis olores,
comi el panal, y la miel sabrosa
bebi mi vino, y leche y mis licores;
venid mis compañeros, que no es cosa
que dexeis de gustar tales dulzores
bebed hasta embrijeros, que es suave
mi vino; el que mas bebe, mas le sabe.

Esposa.

Yo duermo, al parecer, muy sin cuidado
mas el mi corazon esta velando:
la voz de mi querido me ha llamado.

Esposo.

Abreme amiga mia, que esperando
está la tu paloma este tu amado
abreme me, que está el cielo lloviznando:
mi cabello, mi cabeza esta mojada
De gotas de la noche y rociada.

Esposa.

Todas mis vestiduras me he quitado
como me vestiré, que tengo el frio
y habiendo me tambien los pies lavado
como me ensuciare yo, amado mio?
con su mano mi esposo habia probado
abrirme la mi puerta con gran brio
por entre las resquicios le ha metido,
el corazon en mi ha estremecido.

Llevanté me yo á abrir le muy lijera
de mis manos la mirra destilaba,
la mirra, que de mis manos cayera
mojó la cerradura, y el aldaba:
abrile; mas mi amor ya ido era
qu'el alma, quando abría me lo daba:
busqué le, mas hallarle no he podido;
llaméle, mas jamas me ha respondido.

Hallaronme las guardas, qu'en lo óscuro
de la noche velaban con cuidado,
hiriéronme tambien los que en el muro
velaban, y aun el manto me han quitado
o hijas de Sion, aquí os conjuro

digais, si acaso vieredes mi amado
quán enferma me tienen sus amores
quán triste, y quán amarga, y con dolores.

Compañeras.

Qué tal es ese, que tu tanto amaste,
o hermosa sobre todas las mugeres,
aquel por quien asi nos conjuraste?
Dinos las señas dél si las supieres,
que aquel que con tal pena tu buscaste
hermoso debe ser, pues tu le quieres.

Esposa.

Mi amado es blanco, hermoso y colorado;
vandera entre millares ha llevado.
La su cabeza de oro es acenderado,
son crespos y muy negros sus cabellos,
los ojos de paloma á mi amado
grandes, claros, graciosos y muy bellos,
de paloma que en lecha se ha bañado,
tan lindos, que basta herir con ellos
en lo lleno del rostro estan figados,
del todo son hermosos y acabados.

Son como heras de plantas olorosas
de confeccion suave sus mejillos
sus labios son violetas muy hermosas
qu'estilan mirra y otras maravillas,
reiletes de oro muy preciosas
sus manos, quando el quiere descubrillas:
su vientre blanco de marfil labrado,
de zafiros muy ricos adornado.

Colunas son de un marmol bien fundadas
en basas de oro fino muy polido
sus piernas, fuertes, recias y agreciadas;
y el su semblante grave, y muy erguido
como plantas de cedro, que plantadas
en el libano están, me han parescido.
Su paladar manando esta dulzura
y todo el es deseo y hermosura.

Tal es el mi querido, tal mi amado
tales son sus riquezas, sus haberes
por este tal os he yo conjurado
porque en el solo están los mis placeres.

Compañeras.

Dó fué ese amado tuyo tan preciado
o hermosa sobre todas las mugeres?
dinos, dó fué? que todas nos iremos
juntas contigo, y te le buscaremos.

Inhalt.

Kapitel 1.	Lernen	Seite 1.
- 2.	Lehren	- 32.
- 3.	Dichten	- 135.
- 4.	Leiden	- 198.
- 5.	Siegen	- 311.
Anhang.	Proben aus Leon's Gedichten und Uebersetzungen im spanischen Original .	- 383.

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.